Die

Erschließung der Gebirge

von den ältesten Zeiten bis auf Saussure

(1787).

Die Erschließung der Gebirge

von den ältesten Zeiten bis auf Saussure (1787).

Nach Vorlesungen an der Königlichen Bergakademie zu Freiberg i. S.

für

Geographen, Kulturhistoriker und Militärs

dargestellt

von

Dr. Bernhard Schwarz.

Leipzig 1885.
Verlag von Paul Frohberg.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Arnulf von Bayern

in tiefster Verehrung

und

innigster Dankbarkeit

unterthänigst

zugeeignet.

Vorwort.

Ein solches muß, zumal in unserer schreibseligen Zeit, auf nichts mehr bedacht sein, als eine genügende Entschuldigung dafür vorzubringen, daß das betreffende Buch überhaupt erscheint. Und so soll denn auch hier nur die Frage erörtert werden, warum und mit welchem Rechte tritt unsere Arbeit an die Oeffentlichkeit? Das scheint in diesem Falle um so nöthiger, als doch der Gedanke naheliegt, daß die Geschichte der Gebirgskunde mehr oder minder mit der Geschichte der Erdkunde überhaupt zusammenfalle und daher auch am besten mit dieser vereint behandelt werde.

Gesetzt nun, das Erstere wäre wirklich der Fall, so kann es doch, angesichts des bereits so massigen und tagtäglich noch wachsenden Stoffes, den die allgemeine Geschichte der Geographie zu bewältigen hat, vom Standpunkte ersprießlicher Arbeitstheilung nur zweckmäßig genannt werden, wenn einzelne Theile der großen Gesammtwissenschaft der modernen Erdkunde auch ihrer geschichtlichen Entwicklung nach besonders behandelt werden, zumal bei dem immer noch im Gange begriffenen Gährungs- und Klärungsprozeß jener Disciplin eben ihre einzelnen Bestandtheile in ihrer relativen Selbständigkeit stetig deutlicher heraustreten und gegen einander sich abgrenzen.

Von diesen Gliedern am Gesammtleibe der heutigen Erdkunde ist aber vermöge der großen, maßgebenden Rolle, die die Berge im Haushalte der Natur anerkanntermaßen spielen, keins so wichtig als die Gebirgskunde, und daher eine Separatdarstellung der Entwicklung dieses Einzelzweiges besonders berechtigt.

Endlich aber muß diese letztere selbst nothwendig genannt werden. Denn thatsächlich hat die Erforschung der Erhebungen der Erde mit der ihrer niedriger belegenen Territorien, die vertikale mit der horizontalen Entdeckung nicht gleichen Schritt gehalten, sondern ist weit hinter dieser zurückgeblieben, hat vielfach ganz andere Wege eingeschlagen, ist von ganz anderen Motiven bedingt worden.

Hierzu nur noch ein kurzes Wort über die Art der Durchführung der nach Alledem jedenfalls genügend gerechtfertigt erscheinenden Idee einer Separatdarstellung der Geschichte der Gebirgskunde.

Der zur Verfügung stehende Stoff ist nämlich selbst auf diesem scheinbar so eng umgrenzten Gebiete derartig umfänglich, daß wir vorläufig wenigstens nur die Geschichte des faktischen Eindringens in die Gebirgswelt und zwar auch diese vorerst nur bis auf Saussure zu geben vermögen, dagegen den an Gebirgsforschungsreisen so überaus reichen modernen Abschnitt der Entwicklung ebenso wie die gleichfalls hochinteressante Geschichte der theoretischen Behandlung der Gebirge, der Orotopographie, der Orometrie, der Orokartographie, der Orophysik und der Orogenesie (Orogeologie) zur Zeit noch unberücksichtigt lassen.

Dr. **Schwarz.**

Inhaltsverzeichniß.

Einleitende Worte

über die Grundzüge der Entwicklung der Erdkunde überhaupt.

Die Gebirgskunde ist ein Theil der allgemeinen Erdkunde. Daher werden die Bedingungen, unter denen die letztere sich geschichtlich entfaltet hat — von den jetzt noch nicht zu berührenden speziellen Abweichungen abgesehen — auch im Entwicklungsgange der ersteren sich geltend gemacht haben. Welches sind nun aber diese?

Zunächst muß uns schon beim flüchtigen Ueberblicke über den Gang, den die Erdkunde genommen hat, die Wahrnehmung entgegentreten, daß kein andres Gebiet in der ganzen menschlichen Kultur eine so merkwürdige Vergangenheit, so großartig und doch so kleinlich zugleich, gehabt hat, nirgends so der Triumph des menschlichen Geistes auf der einen und geistloseste Leere und Verirrung auf der anderen Seite bemerklich geworden ist als hier. Es sind so zwei ganz entgegengesetzte Entwicklungsprozesse, die uns aus dem großen Buche der Geschichte unserer Wissenschaft entgegentreten.

Auf der einen Seite sehen wir ja eine von den ältesten Zeiten anhebende und im Laufe der Jahrtausende mit immer unaufhaltsamerer Macht zum Vollzug gelangende Occupation des Erdkreises seitens des Menschen. Hochgebirge werden überstiegen, die dichtesten Urwälder durchquert; über unbekannte Meere, durch

unermeßliche Steppen und Wüsten eilt der Fuß der kühnen Pioniere; selbst der Eispanzer der arktischen Zonen und der Gluthhauch der Aequatorialregionen vermag ihn auf die Dauer nicht mehr aufzuhalten.

Wie stehts denn aber nun, wenn wir unsere Blicke nach einer anderen Richtung lenken? Wie verhält sich zu der unabsehbaren Masse des so geschaffenen Materials die systematische Verarbeitung, zu dem im Laufe der Zeiten plan- und zusammenhangslos aufgehäuften geographischen Stoff die einheitliche Zusammenfassung, die planmäßige Durchdringung, Beherrschung und Darstellung, die doch nothwendig ist, wenn aus den tausendfältigen Entdeckungsresultaten eine umfassende Kenntniß, aus den zahllosen Einzelnotizen über die verschiedensten Gegenden und Lebensäußerungen des großen Erdkörpers eine Wissenschaft von der Erde werden soll; wie hat sich, um ein Bild zu gebrauchen, die geistige Verdauung der so reich besetzten Tafel gegenüber gezeigt?

Und da müssen wir denn bekennen, daß mit der äußerlichen Eroberung die innere Bewältigung, mit der empirischen Gewinnung des Materials die wissenschaftliche Vermittelung nicht gleichen Schritt gehalten hat. Durch die Schuld der letzteren ist das bereits Erforschte nicht auch geistiges Eigenthum der Menschheit geworden, vielmehr nicht selten wieder der Vergessenheit anheim gefallen; ja nur zu oft hat sie den realen Boden, auf dem die Entdeckung sich bewegte, verlassen, und sich in das Gebiet des kindlich Sagenhaften oder der religiösen Tendenzmacherei (Mittelalter), von der lebendigen Frische, die dort herrschte, in die dürren Steppen unendlicher Namen- und Zahlenregister, von der dort eingehaltenen Richtung auf die großen, vernunftgemäßen, weisheitsvollen naturgegebenen Verhältnisse in die oft genug kleinlichen und unglücklichen menschlichen Schöpfungen verloren. Man denke beispielsweise nur an das immense Material, das ein Herodot, ein Alexander d. Gr., ein Cäsar und viele Andere durch ihre Reisen und Züge schon in so früher Zeit aufspeicherten, und ver-

gleiche dann damit eine der skelettartigen Erdkunden, wie sie das Mittelalter etwa in dem sogenannten antoninischen Itinerarium und ähnlichen Büchern besaß, die von der Naturbeschreibung der Länderräume gänzlich absahen und sich mit einer Aufzeichnung kahler Ortsnamen, im besten Falle unter Beifügung der Entfernungen, begnügten, und doch als „vollendete und befriedigende Werke" empfohlen werden konnten. Oder man denke an die merkwürdige Reise eines Zemarchus zum Khan Dissabulus am Altai im 6. Jahrh. n. Chr., durch die neue Erdräume erschlossen wurden, und die doch der Wissenschaft keine Früchte brachte. „In die von dem byzantinischen Unterhändler durchwanderten Steppen verlegten vielmehr die damaligen Geographen die apokalyptischen Völker Gog und Magog, die nach der Bibel beim Nahen des Gerichtes die Welt mit Verheerung überziehen sollten" (Peschel). Man erinnere sich ferner daran, daß man, trotzdem daß schon frühe Beobachtungen die Erde als einen kugelförmigen Körper dargethan hatten, noch 1000 Jahre später dieselbe theils für eine Scheibe, theils für ein Viereck bloß um deßwillen erklärte, weil in der Bibel vom Erdkreis oder davon die Rede sei, daß die Auserwählten am jüngsten Tage von allen vier Enden der Erde kommen werden. Ja man sehe zu, was für elende Machwerke noch im vorigen Jahrhundert die berühmtesten und benütztesten Lehrbücher der Geographie darstellten, obwohl doch z. B. die Landreisen eines Marco Polo oder die Seefahrten eines Columbus u. A. die reichsten Aufschlüsse über die Natur fremder Länder gebracht hatten.

Kurz, Erderforschung und Erdbeschreibung, die doch naturgemäß in innigster Wechselbeziehung stehen sollten, sind bis auf die neueste Zeit, wo sie endlich in das richtige Verhältniß zu einander getreten sind, auseinandergegangen.

So verhängnißvoll indeß jene Verspätung, beziehentlich Verirrung der geographischen Theorie auch gewesen, wir dürfen doch in der Thatsache nicht bloß eine Verschuldung befangener und ver-

roheter Zeitläufe finden. Vielmehr ist ein gewisses Nachhinken der wissenschaftlichen Verwerthung hinter der Auffindung des Stoffes schon durch die Natur der Sache begründet. Die letztere, die Entwicklung, ist so alt als die Menschheit selbst, die erstere dagegen bedingte bereits das Vorhandensein von Culturvölkern. Die Erforschung, so sehr sie auch durch wissenschaftliche Hilfsmittel gewinnen muß, setzt doch wissenschaftliche Bildung für ihre Leute nicht unbedingt voraus. Viele geographische Entdeckungen hat ja sogar der Zufall gebracht. Die Erdbeschreibung bedarf jedoch unumgänglich des wissenschaftlich geklärten Blickes, soll sie mehr sein als eine mechanische Nacherzählung der Thaten der Entdecker, soll sie auf Grund der ihr bekannt gewordenen einzelnen Beobachtungsresultate die Lebensäußerungen des Erdkörpers gewissermaßen als eines Individuums im Zusammenhange begreifen und darlegen. Ja dieser letzte und höchste Zweck der Erdkunde macht es uns sogar erklärlich, daß dieselbe erst in unserem Jahrhundert eine würdige Entfaltung erfahren konnte, in welchem die Naturwissenschaften, das unentbehrlichste Rüstzeug des Geographen, voll und ganz der Menschheit sich zur Disposition stellten.

So ist denn also ein Auseinanderhalten der Entdeckung und der Beschreibung aus historischen wie sachlichen Gründen vollberechtigt.

Wenden wir uns nun zunächst zu einer kurzen Darstellung des Ganges, den die erstere, die Erderforschung genommen hat, so haben wir vor uns im Grunde ein Stück der Geschichte der menschlichen Cultur überhaupt. Wie die letztere so greift auch die Erschließung der Erdoberfläche bis in die fernste Urzeit hinauf, beginnt wie jene mit den ersten Menschen und hat ebenso auch unter Benutzung der im Laufe der Zeiten immer vervollkommneten Mittel endlich eine Höhe erreicht, die dem ihr gesteckten Ziele, jeden Zoll Erde vom Nordpol bis zum Südpol, vom äußersten Osten bis zum fernsten Westen, vom höchsten Gipfel bis zur tiefsten Senke des Meeresbodens bekannt gemacht zu haben, bereits

ziemlich nahe kommt, und von der wir nur mit Stolz herabblicken können, wie vom Gipfel der gesammten bisher errungenen Cultur überhaupt.

Dieser großartige, viele Jahrtausende umfassende Entwicklungsgang der Erderforschung aber zerlegt sich leicht in drei große Perioden, deren Grenzen freilich vielfach in einander verschwimmen, und die mannigfache Thatsachen enthalten, welche, zeitlich in der einen stehend, doch sachlich der anderen zuzuzählen sind.

Diese Perioden sind:

1.) Die Zeit der Handelsinteressen,

2.) die Zeit der politischen Motive, und

3.) die Zeit des reinen Wissensdranges.

Es hat sich demnach eine Aufstufung vollzogen, und zwar von den niedrigsten materiellen durch die schon etwas höheren politischen Gesichtspunkte zu den idealsten Beweggründen.

Die erste Periode, in die zugleich die vorgeschichtlichen Zeiten, in denen noch primitivere Interessen als die des Handels walteten, hereinzuziehen sind, umfaßt die Zeit vom Anfang der Menschheit bis zum Untergange der Phönizier, beziehentlich Karthagos.

Die zweite Periode, eingeleitet durch den kühnen Eroberungszug eines Alexander des Großen nach Asien, erstreckt sich von da über die Geschichte der Römer hinweg bis zum Ende des „Zeitalters der großen Entdeckungen".

Die dritte Periode reicht von dort bis zur Gegenwart, und ihr gehört auch die Zukunft. —

Eine andere Eintheilung könnte man auch so machen, daß man sagt, in den ältesten Zeiten wanderten mehr die Völker als Ganzes, dann ihre Armeen, zuletzt die Einzelnen, oder: erst war die Erderschließung eine mehr zufällige Erdentdeckung, später mehr eine absichtliche Erderforschung, früher figurirte sie, wenn überhaupt als Zweck, mehr als Nebenzweck, während sie später Haupt- und sogar Selbstzweck wurde, anfangs ging sie mehr von Korpo-

rationen, bezieh. vom Staate aus, in der Folge wurde sie mehr eine private. Namentlich fällt die eben angegebene 3. Periode, die des reinen Wissensdranges, mit der Einzelforschung zusammen. In dem Hinausgehen der einzelnen Gelehrten, um unbekannte Erdräume bloßzulegen, hat man den idealsten Ausdruck des Erderforschungszuges zu erblicken, und daß hier gerade die deutschen Namen so zahlreich vertreten sind, während bei den staatlichen Unternehmungen Deutschland in der Regel, wenigstens bis in die Neuzeit herein, nicht betheiligt erscheint, das mag man mit Peschel im Interesse materieller Förderung unseres Volkes beklagen, vom Gesichtspunkte der Ehre aus aber kann man bei dieser Beobachtung nur mit Freude erfüllt werden.

Ueberhaupt lassen sich die Beweggründe zur Erderforschung unter zwei Gesichtspunkte bringen, unter den des Praktischen, und den des Ideellen, jener im Ganzen mehr bei den Naturvölkern, dieser mehr bei den Culturvölkern vorherrschend, jener das Prius, dieser das Posterius.

Die Erderforschung ist zuerst von dem praktischen Bedürfniß ausgegangen. Wir Menschen sind ja im Punkte unserer Lebenserhaltung auf diese Erde angewiesen. Wir vermögen weder von der Luft zu leben noch durch ein Zauberwort unseren Bedarf aus Nichts zu schaffen. Wir hängen in Wohnung, Kleidung, vornehmlich aber hinsichtlich der Nahrung von dem Erdboden ab. Die Natur hat uns an denselben gewiesen, damit wir in seiner Ausbeutung zugleich unsere gesammten Geisteskräfte zu entfalten lernten.

Es mußte sich hierbei aber folgender Entwicklungsgang ergeben. Zuerst nährte sich der Mensch von dem, was die Erde ihm gutwillig in den Schoß warf, von Früchten, Wurzeln und Kräutern, kurz von Vegetabilien. Und schon das Suchen nach diesen Dingen führte ihn dazu, in dem Durchstreifen von Feld und Wald seinen geographischen Gesichtskreis zu erweitern.

Aber die Vegetabilien reichten gewiß bereits bald nicht mehr zu, man mußte die Fauna heranziehen, und bei dem flüchtigen

Fuße derselben wurden die Streifzüge schon ausgedehnter. Zu dem bis dahin allein beachteten Festland trat jetzt auch das Wasser.

Indeß bei der raschen Vermehrung der Menschen wollte auch das schließlich nicht mehr genügen, die freien Naturgaben erwiesen sich also insgesammt als unzureichend, es trat die künstliche Ernährung ein. Der Mensch züchtete die Thiere, die er verzehrte, und das zwang ihn, da die Scholle, auf der er geboren war, von seinem Viehstande nur zu rasch abgeweidet war, zum Hin- und Herziehen. Nach der Jagd das Nomadenleben.

Das letztere aber führte in gleicher Weise, wie man von den wilden Thieren zu den zahmen gekommen war, auch von dem aus dem Boden freiwillig erwachsenden Futter zur künstlichen Fruchtbereitung, zum Ackerbau.

Dieser wieder leitete im weiteren Verlaufe zum Handel. Denn mit den rasch wachsenden Bedürfnissen konnte der Einzelne gar bald nicht mehr, wie er es ursprünglich gewesen, in Allem sein eigner Lieferant, etwa Schmied, Bäcker und Weber in einer Person sein, ähnlich wie wir es noch heute unter uncultivirten Stämmen, ja selbst noch bei uns in entlegenen, dünnbevölkerten Gegenden finden können, vielmehr fing er an, mit dem Ueberschuß dessen, was er auf seinem Spezialgebiete erwarb, das, was ein Anderer entbehren konnte und dessen er selbst bedurfte, einzutauschen. Dieser Handel führte aus den Kreisen der Nachbarhäuser zu den Nachbarorten, und gar bald auch über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus zu fremden Nationen, mittelst Karawanen durch die Steppen, mittelst Schiffe über Seen und Meere. Der Handel aus Noth wurde zum Handel aus Gewinnsucht, erzeugte einen Handelsstand, ebenso wie er sich bald aus dem Tauschverhältniß in den Handel mit klingender Münze, diesem wichtigsten aller Verkehrsmittel, umwandelte.

Es bedarf nicht noch der besonderen Betonung, daß der letzterwähnte Factor, der Handel, für die Erschließung der Erde eine außerordentliche Bedeutung haben mußte. Und in der That hat

er derselben auch die größten Dienste geleistet, von der Zeit ab, wo die Phönizier mit ihren Karawanen nach Innerasien eindrangen oder mit ihren Schiffen sich durch die Säulen des Herkules in den unbekannten Ozean hinauswagten, bis in unsere Tage, wo die Handelsfaktoreien reicher britischer oder deutscher Großhändler zu Pionierstationen für ein weiteres Eindringen in den dunklen Erdtheil wurden.

In Folge der oben kurz gekennzeichneten Entwicklung kam es indeß ganz im Allgemeinen auch zu einer lebhafteren Durcheinandermengung der Menschen, zu freundlichen aber natürlich auch feindlichen Berührungen. Das allmählich aus dem Familien- bez. Stammesleben erwachsene Staatswesen mußte überdies schon an sich zu dem Bestreben führen, die oft genug mühsam errungenen Grenzen nicht nur zu befestigen, sondern auch noch zu erweitern. Zu dem Handel trat so als neuer Motor für die Erdkunde die Politik, die mit ihren beiden Gehilfen, dem Schwerte des Kriegers und der Feder des Diplomaten, für die Erderforschung kaum weniger als das commerzielle Wesen geleistet hat. Denn „die Geographie geht niemals leer aus, wo Völker sich bekämpfen oder fremden Boden an sich reißen“.

Wie bedeutsam aber die in dieser Weise seitens der Naturvölker immerhin doch mehr nur auf instinktivem Wege erworbenen erdkundlichen Kenntnisse oft genug sein mußten, das kann unter Anderem die erstaunliche Thatsache beweisen, daß die Indianer in Amerika auf Hunderte von Meilen die Pfade durch ihre Urwälder zu finden wußten, daß die Beduinen durch die Mitte ihrer ungeheuren Sandwüsten mit Sicherheit ihren Weg verfolgten, und daß der Malaye auf unendlicher Meeresfläche seine Bahn einzuhalten verstand, um die nächste Insel zu erreichen.

Man kann nun zwar einwenden, daß ein derartiges geographisches Wissen, weil nur im Besitz uncivilisirter Nationen, in den meisten Fällen einer allgemeineren Bekanntschaft mit der Erde keinen Vorschub geleistet hat. Sind doch viele jener instinktiven

Entdeckungen sogar folgerichtig wieder ganz in Vergessenheit gerathen, so daß die betreffenden Länder von den nachfolgenden Culturvölkern von Neuem entdeckt werden mußten. Man denke beispielsweise nur an Afrika, dessen äquatoriale Regionen erst in neuester Zeit erschlossen wurden, obwohl doch feststeht, daß dort uralte Handelswege schon vor Jahrtausenden die weitesten Gebiete kreuzten, unter Anderem selbst von den Nilseen nach der Küste bei Zanzibar über die Hochlande des Kilimandscharo hinweg liefen, also ein Gebiet kreuzten, das noch immer zum größten Theile terra incognita ist.

Gleichwohl sind doch auch die Forschungsresultate von wilden Stämmen oft von größtem Nutzen für die Weiterentwickelung der Erdkunde gewesen. So lebte häufig schon die in dieser Weise gewonnene Kenntniß ferner Lande als dunkle Ahnung in den Gemüthern der civilisirten Nachkommen Jener weiter und führte schließlich nicht selten zu einem direkten Aufsuchen der verschollenen Landmassen. Beispielsweise erhielt sich aus ältester Zeit her die Sage von Schneebergen unter dem Aequator in Afrika, bis die moderne Forschung diese so unglaublich scheinende Kunde dann bestätigte.

Indeß nicht selten ergab sich auch ein noch realerer Nutzen. Die Naturvölker unterstützten durch ihre instinktiv gewonnenen Kenntnisse die Pioniere der Cultur, die kamen, das Land zu erforschen, dienten denselben als Führer oder doch als Rath- und Auskunftgeber und Anderes mehr. So wird uns erzählt, daß Eskimos für britische Seekapitäne die Küsten und Inseln ihres Eismeeres mit Kohle auf Birkenrinde zeichneten und ihnen in dieser Weise die Wege zu den Eingängen der Nordwestpassage wiesen. Und um auch für das spezielle Objekt dieses Buches etwas aus dem interessanten Kapitel beizubringen, so sei erwähnt, daß eben die Eskimos auch für Franklin auf seiner zweiten Reise mit Kieshaufen Inseln abbildeten und darauf sogar Bergketten mit Sand und Steinen bezeichneten, daß die Rothhäute selbst trag-

bare Karten hatten, die aus Rinde oder Hirschleder bestanden und ebenfalls die Terrainunebenheiten darstellten. Diese Hirschhautkarten wurden bei den Tolteken in Mittelamerika sogar farbig, in roth und schwarz, ausgeführt. Ja Cortez erhielt von den Eingeborenen Mexikos ein Kartenbild, welches von Xikalanko bis nach Nicaragua hinab alle Flüsse, Gebirge und größeren Orte enthielt.

Und was hätten unsere Afrikareisenden trotz der reichsten pekuniären und wissenschaftlichen Mittel ohne Hülfe der Eingeborenen leisten können? —

Neben dem bisher gekennzeichneten Gesichtspunkt des Praktischen machte sich aber, wie bereits erwähnt, auch noch ein anderer, der ideelle Zug geltend. Wenn auch nicht als der erfolgreichste, so ist er doch als der edelste Faktor auf dem Gebiete der Erderforschung anzusehen, und wenn er auch zu bedeutenderer Wirksamkeit erst unter civilisirten Nationen, bezw. nicht vor der Gegenwart gelangen konnte, so findet doch auch er sich schon in der Kindheit unseres Geschlechts. Die selbstlosen Afrikareisenden oder Nordpolfahrer unseres Jahrhunderts, der moderne Tourist, der nur reist, um zu reisen, sie haben, wenn auch nur vereinzelt, doch schon Vorbilder in alter Zeit an einem Herodot, Strabo u. A., ja jedenfalls selbst schon an Männern, die vorgeschichtlichen Zeiten angehören. Reisende „um der Sache willen" hat es jedenfalls immer gegeben, ja auch den Handelsexpeditionen und Kriegszügen, den Streifzügen der Jäger und Nomaden wohnte sicherlich in vielen Fällen etwas von diesem reinen Forschungsdrange inne.

Es ist ja dem Menschen das Bestreben angeboren, das ihm Unbekannte aufzuhellen, das ihm Neue zu durchdringen. Wenn Einer in ein erkauftes Haus zieht, so durchstöbert er es bis in die fernsten Winkel, oder wenn Einer ein Landgut erworben hat, begeht er es immer und immer wieder, bis er jeden Zoll seines Eigenthums kennt. Der Schnecke vergleichbar, streckt auch der Mensch seine Fühlhörner im unbekannten Lande gar bald nach

allen Richtungen aus, und kann und wird sich nicht eher beruhigen, als bis er klar sieht bis an die Enden des Erdballs.

Hierher werden wir auch jenen großen unerklärlichen Zug zu rechnen haben, der oft genug ganze Volksstämme erfaßte und ohne äußere Veranlassung, mitunter selbst aus angenehmen Wohnsitzen heraus, dem alle Hindernisse nicht achtenden Schwarme der Lemmingos gleich, in fremde Länder führte, der Zug, der in der sogenannten Völkerwanderung drei Jahrhunderte nach Christus wohl den mächtigsten aber nicht einzigen Ausdruck gefunden hat. Denn schon in vorgeschichtlicher Zeit gab es ein Hin- und Herwogen der Stämme auf dem großen Völkerheerde der unermeßlichen Plateaus von Centralasien, bis dann mehr und mehr die Wellen die Naturschranken überschlugen und sich selbst herein nach Europa ergossen. —

Obwohl nach unseren bisherigen Ausführungen im Grunde die ganze Menschheit und von den ältesten Zeiten ab an dem großen Werke der Erschließung des Erdballs Antheil gehabt hat, so ist aber doch das Resultat ein wirklich großartiges erst geworden, als die Mittel zum Erforschen und zwar in äußerlich mechanischer wie in geistiger Hinsicht vervollkommnet, beziehentlich erst geschaffen worden, z. B. an die Stelle der rohen Canoës wirkliche Seefahrzeuge, an die Stelle des mehr instinktartigen, dunklen Gefühls eine bewußte, klare geographische Erkenntniß getreten war. Nun wurde das planlose Streifen immer mehr zur planmäßigen Expedition und die zufälligen, engbegrenzten und nur zu sehr der Gefahr des Wiederverlorengehens anheimgegebenen Ergebnisse verwandelten sich in stetig umfassendere und zugleich für immer gesicherte Errungenschaften. Die Entdeckung ward zur Erforschung.

Der Gang aber, den die Civilisation bei dieser ihrer Betheiligung an der großen Erschließungsarbeit im Allgemeinen einhielt, war naturgemäß ein der mehr von den Naturvölkern acceptirten Ausbreitungsrichtung gerade entgegengesetzter. Denn diese

letzteren wohnten in der Regel von Haus aus mehr im Inneren der Länder, wo sie in unzugänglichen Gebirgen und dichten Wäldern sich am sichersten fühlten. Erst allmählich wagten sie sich von hier in das platte, offene Land hinaus und gelangten von da weiter, vielfach jedenfalls den Flußläufen als natürlichen Wegweisern folgend, mit der Zeit bis an's Meer, woselbst sie im Verkehr mit anderen Nationen nach und nach zu Culturvölkern sich aufschwangen. Erst als sie dies geworden, trat ihnen die Wiedererforschung, die Rückeroberung des unterdeß vergessenen oder von Anderen eingenommenen Inneren des Landes, aus dem sie gekommen, wieder nahe. So war also die Bewegung der Naturvölker meist eine centrifugale, die der Culturvölker aber mehr eine centripetale. Die Geschichte Asiens bietet hierzu die schlagendsten Belege. Von den schwer zugänglichen Hochplateaus im Herzen dieses Erdtheils ergoß sich die junge Menschheit strahlenförmig nach allen Himmelsgegenden hinunter in die ringsum peripherisch gelagerten Tiefländer, während später, von der Zeit eines Alexanders des Großen ab und bis heute noch, die Cultur, von den Meeren im Westen, Süden und Osten ausgehend, wiederum Schritt für Schritt gegen die von den gigantischen Randgebirgen gebildete natürliche Riesenfestung des Innern vorrückt. Der Instinkt trieb heraus, die Cultur und Wissenschaft führt wieder hinein. —

Wir glauben, mit dem bisher Gesagten die Hauptgesichtspunkte, unter denen sich die praktische Erderforschung vollzog, zur Genüge gekennzeichnet zu haben. Es erübrigt, nun auch für die Erdbeschreibung, für die Geographie als Wissenschaft eine Zerlegung der ganzen ausgedehnten Entwicklung in bestimmte Theile in ähnlicher Weise zu versuchen. Es wird sich dies aber nach dem Allgemeinen, das wir früher über die „Verwerthung" des von der Forschung zu Tage geförderten Stoffes vorbrachten, unschwer thun lassen.

Wir finden auch hier drei große Perioden, die indeß durchaus

nicht zeitlich parallel mit den für die praktische Forschung aufgestellten gehen; vielmehr sind die Verhältnisse hier derartig verschoben, daß die erste derselben viel weiter, bis in die neuere Zeit hereinreicht, wodurch dann die zweite Epoche verhältnißmäßig zusammengedrängt erscheint.

Jenen ersten, so ausgedehnten Abschnitt könnten wir den kindlich naiven, kritiklosen Standpunkt nennen, der in völlig objectiver und systemloser Weise das über die betreffenden geographischen Themata in Erfahrung Gebrachte vorträgt und dabei vielfach Sagenhaftes und Ungeheuerliches in gutem Glauben hinnimmt.

Allerdings hat schon eine sehr frühe Zeit rühmliche Ausnahmen von dieser Regel aufzuweisen. Man kennt ja die Art Herodots, die nicht selten einen so bedeutsamen Anlauf zu kühner Kritik nimmt, man weiß ebenso auch, wie sich schon bei Strabo und Anderen die ersten Anfänge einer vergleichenden, aus den Einzelerscheinungen die großen allgemeinen Gesetze abstrahirenden Erdkunde finden, ebenso aber ist es auch bekannt, wie noch bis weit an unsere Zeit heran, im 15. und selbst im 16. Jahrhundert in den Geographien oder, wie man damals meist solche Werke nannte, „Naturgeschichten" des gesammten Erdballs oder spezieller Länder die unnatürlichsten und unglaublichsten Spukgeschichten ihr Wesen treiben. So findet sich, um aus der Unmasse von Beispielen nur eins herauszuheben, selbst noch bei dem sonst ziemlich aufgeklärten Wagner in seiner „Historia naturalis Helvetiae curiosa" vom Jahre 1680 ein ganzes Kapitel „de draconibus", das mit der Bemerkung anhebt, wie es doch eine unbezweifelte Thatsache sei, daß es in der Schweiz ehemals Drachen gegeben habe und daß auch jetzt noch daselbst solche hausten, daß die bewährtesten Naturforscher dieselben in geflügelte und flügellose, mit Füßen versehene und fußlose theilten &c.

Kaum besser, als diese erste, erscheint die zweite Periode, die wir zu machen vorschlagen, die scholastisch-irrationelle. Was wir mit dieser Benennung sagen wollen, wird Jederman ohne

Weiteres klar sein. Ist doch das scholastische Wesen oder Unwesen etwas, was in der traurigen Zeit des Mittelalters mehr oder minder jedem Zweige des menschlichen Wissens anklebte. Auch deutet der Name schon genügend darauf hin, in welcher Weise sich jene Verirrung — denn eine solche war es in Wirklichkeit — kund gab. Es war eine schulmäßige, eine die Form mehr und mehr bis zur Ausschließlichkeit in trockenster Verstandesmäßigkeit betonende und darum den Inhalt endlich ganz verlierende, nur begrifflich definirende, in Eintheilungen und Unter- und Wiederunterabtheilungen sich gefallende Manier, die sich damals breit machte. In praxi war es besonders charakteristisch, daß sie, statt auf die primären Quellen der in Frage kommenden Wissenschaft zurückzugehen, sich an den Commentatoren genügen ließ, und diese wieder in weitschweifigster und geisttödtendster Weise commentirte.

So klammerte sich die Theologie jener Zeit, statt aus den heiligen Urkunden zu schöpfen, an die späteren Interpretatoren an, und die Jurisprudenz, statt auf das ewige und unveränderliche Naturrecht zurückzugehen, interpolirte lediglich ihre Glossarien, so daß der geistreiche Mutian von ihren damaligen Jüngern mit vollstem Rechte behaupten konnte: „umbram tenent, non corpus juris.“

Leider verfiel selbst diejenige Wissenschaft, die eine praktische in eminentester Weise zu heißen verdient, die Erdkunde, auf die gleichen Abwege. Statt ihren Stoff der frischen Wirklichkeit, ihrer einzigen naturgemäßen Quelle, zu entnehmen, ging auch sie nur in der minutiösen Zergliederung der alten Autoren auf. Ja auch da, wo sie dies nicht that, wo sie bis auf die thatsächlichen Verhältnisse zurückgriff, übersah sie das Naturgegebene und erschöpfte sich in der detaillirtesten Aufzählung und Beschreibung der nebensächlichsten und transitorischsten Dinge. Und selbst damit war das Maß der Thorheit noch nicht erschöpft. Wie auf anderen Gebieten wurde die Scholastik auch hier oft zur Sophistik, verstieg

sich zu den lächerlichsten Trugschlüssen und diente so selbst der Unwahrheit. Beispielsweise mußten, um auch hier wieder bei den Gebirgen zu bleiben, die in Höhlen und Grotten aufgefundenen fossilen Knochen ohne Weiteres als vollwichtige Beweise für die a priori angenommene Existenz von Riesen und Drachen gelten, statt daß man eine eingehendere und unbefangene Untersuchung der Fundstücke angestellt hätte.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vermochte solcher Unsinn sich in gelehrten Kreisen zu behaupten, und wir dürfen deshalb wohl mit Recht sagen, daß gerade auf dem Gebiete der Erdkunde sich die Scholastik länger hielt als innerhalb der anderen Disciplinen des menschlichen Wissens.

Erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Säkulums wurde auch hier der geistige Bann gebrochen und zwar, wie man weiß, durch die beiden großen Männer Ritter und Humboldt, die, der eine mehr Idealist, der andere mehr Realist, sich in ähnlicher Weise so glücklich ergänzten, wie so viele Doppelgestirne am geistigen Himmel der Menschheit, Luther und Melanchthon, Mozart und Beethoven, Schiller und Göthe.

In einem waren sich freilich jene beiden Reformatoren der Erdkunde gleich, in der Betonung der Naturwissenschaft, als derjenigen Disciplin, in die die Erdkunde zwar nicht, wie noch jetzt Manche wollen, aufzugehen hat, die ihr aber wohl als das wichtigste Hilfsmittel und als die unverrückbarste Basis dienen muß. In der That verdankt auch derselben die moderne Erdkunde ihre neue, so zukunftsreiche Art. Daher verdient denn auch die dritte und letzte Periode ihrer Entwicklung keinen andern Namen als den der naturwissenschaftlich-rationellen. —

Erster (allgemeiner) Theil.

Das Verhältniß der Geschichte der allgemeinen Erdkunde zur Spezialgeschichte der Gebirgskunde. Die Aehnlichkeit und die Differenz in beider Entwicklung. Die Stellung der alten Welt zum Gebirge überhaupt.

Wenn wir uns nach den eben gegebenen Darlegungen über die Geschichte der Erdkunde überhaupt zu der Geschichte der Orographie im Besonderen wenden, so ist zunächst zu bemerken, daß auch hier Erforschung und Beschreibung auseinander gehalten werden müssen. Ja die sachliche Berechtigung dazu scheint in diesem Falle noch größer zu sein, indem das Vordringen in die bedeutenderen Erhebungsgebiete der Erde, für das sich ja in Folge der mit der zunehmenden Höhe immer rascher abnehmenden Mannigfaltigkeit des Naturlebens an sich schon ungleich weniger Objekte wissenschaftlicher Beobachtung bieten als in der Niederung, mehr oder minder selbst zugegeben, daß auch so noch immer greifbare Resultate für die Erdkunde herauskommen, doch mehr als eine mechanische Sache, eine Kunstfertigkeit, ein „Sport" erscheint, während andrerseits die theoretische Gebirgskunde in Folge der Heranziehung von Geologie, Mineralogie, Meteorologie, ja mehr oder minder der gesammten Naturwissenschaften als eine hochentwickelte Disciplin von streng wissenschaftlichem Charakter vor uns dasteht.

Gleichwohl sind doch beide, die praktische Erforschung und die systematische Darstellung hier im Verlauf ihrer Entwicklung nicht so weit auseinander gegangen, wie auf dem Gebiete der

allgemeinen Erdkunde. Zwar zeigt die Gebirgsbeschreibung auch die Krebsschäden, an denen die allgemeine Geographie so lange gekrankt, allein die Entdeckungen in vertikaler Richtung nahmen nicht im Gegensatz dazu jenen hohen, mit Bewunderung erfüllenden Flug, den wir dort fanden, wo die Forschung sich über Meere und mehr horizontale Landmassen bewegte. Und wenn wir heutzutage auch die Aufschließung der Gebirge ein hohes Ziel erreicht haben sehen, so verdanken wir dies mehr oder minder doch erst der jüngsten Vergangenheit. Zu einer Zeit, wo bereits die Erde umsegelt war, lagen selbst die nahen Alpen noch in dichter Finsterniß. Ebenso sind auch die noch jetzt unbekannten oder doch wenig bekannten Theile unseres Erdballs, z. B. Tibet, das Innere von Marokko, das Innere von Neu-Guinea, von Borneo und Madagaskar, ferner die Ländereien zwischen Abessinien im Norden, dem Victoria Nyanza im Westen und der Zanzibarküste im Osten, desgleichen auch das Hinterland der Küste von Mosambique u. s. w. zum größten Theile Hochländer.

Fragen wir nun, woher eine im Vergleich mit der horizontalen so verspätete Entwicklung der vertikalen Erderforschung gekommen, so ist die Antwort im Grunde schon durch das, was wir über die Geschichte der allgemeinen Erdkunde sagten, gegeben. Wir betonten ja, daß die frühere Zeit eine von materiellen Interessen[1] geleitete gewesen. Daraus erklärt sich, warum dieselbe im Erforschen der Gebirge so wenig geleistet. Besaßen diese letzteren doch von jenem Gesichtspunkt aus so wenig Anziehendes, wohl aber Vieles, was abstoßend wirken mußte. Hier gab es keine Fruchtgefilde, keine bequemen Verkehrswege, wie sie Seen, Flüsse

[1] Noch heute legen uncultivirte Völker Reisenden, die ihre Berge besteigen, gern irgend welche gewinnsüchtige Absichten unter. So glaubten auch die Bewohner von Sumbawa, daß Zollinger (s. dessen „Besteigung des Vulkans Tambora", Winterthur, 1855, S. 13) nur gekommen sei, um verborgenen Schätzen nachzuspüren. „Einen andern vernünftigen Zweck konnten sie sich gar nicht denken".

und Meere drunten darboten. Die Bedürfnisse des Lebens machten sich auf den Höhen nur vermehrt geltend, und doch war die Beschaffung ungleich schwieriger. Der Brodkorb hing in jeder Hinsicht höher. Weniger Genuß, mehr Arbeit, galt es hier.

Dazu die Gefahren der Gebirge, die in Folge der Unkenntniß der realen Verhältnisse vielfach übertrieben wurden. Beispielsweise vermochte man selbst die zwar rauhere aber doch auch viel reinere und gesündere Luft in dem Gebirge für schädlich zu halten.[1] Noch in verhältnißmäßig später Zeit glaubte man ferner vielfach[2], daß die auf die höheren Gebirge steigenden Menschen oder Thiere „von Erweiterung der inneren Luft eine Ruptur oder Zerspringung ihrer Adern ausstehen und damit in Lebensgefahr laufen". Auch das selbst heutzutage gelegentlich in Schilderungen von Bergfahrten noch immer wiederkehrende Gespenst der Bergkrankheit spukte schon bei den Alten[3] wie in späteren Jahrhunderten.[4]

Ganz übertriebene Ansichten hegte man auch von der Unzugänglichkeit der höheren Parthien des Hochgebirgs. Gemeiniglich hielt man mit Ausnahme der Paßübergänge Alles, was jenseits der Baum- und Schneegrenze lag, für eine dem Menschen völlig verschlossene Welt. So sagt noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Gruner[5] vom Großen St. Bernhard: „Man kann zwar Sommer wie Winter über dieses Gebirge reisen; von

---

[1] Georg Detharding, Disp. „von der gesunden Luft zu Rostock", 1705 (citirt in „Helvetiae Stoicheiographia, Orographia et Oreographia" von Scheuchzer, Zürich, 1716, Thl. 1, S. 11) leitet pag. 32 das Heimweh der Schweizer „von ihrer langen Gewohnheit an eine unreine, innert den Bergen eingeschlossene Luft" her. — Kurioser Weise verfällt Scheuchzer, a. a. O. bei der Widerlegung seines Gegners in den gerade entgegengesetzten Fehler und beschuldigt das Meeresklima: „Wohl könnte diesere Ursach Platz finden bei einem Rostocker oder Holländer, wenn der aus seiner dichten, unreinen Seeluft sich würde begeben in unsere schweizerischen Gebirge."

[2] Vgl. Scheuchzer, a. a. O. S. 13.

[3] Zuerst bei Aristoteles in den Problemen, vgl. Scheuchzer, a. a. O. 12.

[4] Scheuchzer, a. a. O. S. 12. Es heißt dort: „Man schreibt zwar viel von der fast unüberwindlichen Beschwerlichkeit des Athems in denen hohen

der obersten wandelbaren Höhe aber, wo das Kloster liegt, thürmen sich noch viele erstaunlich hohe Schneefirsten in die Höhe, die nicht bestiegen werden können." Ja von dem Mont Blanc vermochte man noch im Jahre 1745, also nur einige Jahrzehnte vor seiner Bezwingung, zu behaupten, daß er „vollkommen unersteiglich sei". Und zwar ging diese Aeußerung von Niemand geringerem aus, als von Pococke und Windham, jenen beiden Engländern, die in dem gedachten Jahre das Chamounixthal gewissermaßen erst entdeckten.[1]

Wenn man so noch im vorigen Jahrhundert dachte, was Wunder, daß auch den Alten die Hochgebirge vielfach a priori als „unzugänglich" galten.[2]

Verursacht mochten diese Ansichten von der Unersteiglichkeit der höheren Gipfel wohl zum Theil wenigstens werden durch die ganz übertriebenen Anschauungen, die man im Allgemeinen wenigstens in alter wie noch in neuer Zeit betreffs der Höhe der Hochgebirge hegte. Nicht zu gedenken der uralten mythologischen Darstellungen, welche, und zwar nicht bloß bei den Griechen, sondern auch bei vielen asiatischen Völkerschaften[3], die höheren Ge-

---

Peruanischen und Pyrenäischen Gebirgen, denen ich aber, weil sie von neueren Observationen nicht bestätet werden, bis dahin wenig glauben zustelle: Philosophorum manus sunt oculatae, credunt, quod vident. Die Pyrenäischen Gebirge sind gewißlich nicht so hoch und die Peruanischen vielleicht kaum höher als die schweizerischen, und doch spüren wir auf denen obersten Alpspitzen keine Ungelegenheit: eine etwelche Schwierigkeit des Athmens, welche dann und wann gespüret, war begleitet vielmehr mit einer Leichtigkeit und Erfrischung." Man sieht, der Mann spricht aus Erfahrung.

[5] „Die Eisgebirge des Schweizerlandes", Bern, 1760, Thl. 1, S. 222.

[1] Der interessante Bericht findet sich unter Anderm, dort wohl zum ersten Mal veröffentlicht, im „helvetischen Journal" vom Jahre 1743, ferner bei Gruner, a. a. O. S. 209 ff., ebenso auch bei Altmann, „Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge", Zürich, 1753, S. 112, ff.

[2] So nennt Herodot lib. IV. cap. 25 die Gebirge Scythiens οὔρεα ὑψηλὰ ἄβατα.

[3] Nach Ritter, Gesch. der Erdkunde S. 42 galt z. B. die Bjelucha, der

birge den Himmel tragen, daß heißt also bis zu unermeßlichen Höhen aufsteigen ließen, so sind doch auch die Zahlen, die uns in einer schon fortgeschritteneren Periode entgegentreten, vielfach noch außerordentlich extravaganter Natur. Ließ doch, um mit Peschel [1] zu reden, der flüchtige Plinius einzelne Spitzen der Alpen bis auf 50000 Schritte oder fünfzehnmal höher als den Montblanc aufragen.[2] So ungeheuerlich diese Angabe auch klingt, so vermochte doch der bekannte Jesuit Riccioli [3] sie noch vor 200 Jahren zu überbieten, als er die Möglichkeit, daß es Berge von 512 Stadien, das ist 349382 Pariser Schuh, gebe, betonte.[4]

Gegenüber derartigen Ueberschätzungen, die nicht nur durch den Mangel an exacteren Meßinstrumenten und Meßmethoden,

---

Culminationspunkt des Altai, als die Himmelssäule (Ijiktu), welcher deshalb regelmäßig Opfer gebracht wurden. Nach A. v. Humboldt, Centralasien I, S. 136, legten alle mongolischen und mandschurischen Völker Hochgipfeln in ihrer Gegend solche Heiligkeit bei.

[1] Geschichte der Erdkunde, 1. Aufl. S. 57.

[2] Plinius, Histor. natur. lib. II, cap. 64. Nach der Berechnung des Fort. Licet. de Lunae luce subobscur. lib. II, pag. 306 wäre die von Plinius angegebene Zahl gleichbedeutend mit 500 Stadien oder 272917 Par. Schuh.

[3] Geograph. lib. VI, cap. 20, citirt bei Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes Thl. I, S. 45. — In cap. 13 berechnet derselbe Autor auf Grund einer Aeußerung des Aristoteles (vgl. Peschel, a. a. O. S. 45) die Gipfelhöhe des Kaukasus mit 230880 bolog. Fuß, während die neuesten Messungen dem Elbrus nur 5400 Met. geben.

[4] Bei dieser Gelegenheit mag gleich bemerkt sein, daß wie die Höhe so auch das Volumen der Gebirge allgemein übertrieben wurde. Man glaubte, daß dieselben so massig seien, daß dadurch das Gleichgewicht (Aequilibrium) der Erdkugel müßte gestört werden. Die alten indischen Geographen haben daher die Idee einer Versetzung der Berge durch Götterhand, damit so die verlorene Balance wieder hergestellt werde (Ritter a. a. O. S. 42). Scheuchzer („Naturgesch. des Schweizerlandes" 2c. Zürich, 1746, Thl. I. S. 118) aber, zu dessen Zeiten das alte Hirngespinst von der Möglichkeit einer einseitigen Belastung der Erde durch die Bergmassen noch immer vorhanden, hilft sich mit der Theorie von dem hohlen Innern der Gebirge.

Ein interessantes Pendant zu dieser Idee bildet die namentlich bei den ältesten Naturphilosophen der ionischen Schule vertretene Vorstellung von einer Ueberlastung der Erde durch die gewaltige Vegetation der tropischen Urwälder (Ritter a. a. O. S. 42.).

sondern vorzugsweise durch eine weiter unten noch näher zu besprechende Neigung früherer Jahrhunderte zu Uebertreibungen in Betreff großer und gewaltiger Naturobjekte überhaupt erzeugt wurden, wird es kaum Wunder nehmen, daß man im Allgemeinen nicht einmal dazu kam, an die Möglichkeit der Ersteigung von Hochgipfeln auch nur zu denken.

Indeß selbst Wanderungen in niedrigeren Parthien des Hochgebirges betrachtete man mit lächerlich furchtsamen Blicken. So gesteht der bereits erwähnte Bericht von Pococke und Windham [1], daß man ihnen die Reise (ins Chamounixthal) beschwerlicher gemacht, „als sie an sich selbst war." Und von Pococke, „der schon Egypten und andere morgenländische Oerter durchreiset", also vorurtheilsfreier war, heißt es [2]: „Dieser Herr verlachete alle die, so sich wegen der vorgestellten Beschwärlichkeit der Reise wollten abhalten lassen, die Eisberge zu besehen." Freilich wagte derselbe dann nicht einmal vom Montanvert, bis auf den die Exkursion sich erstreckte, auf das Mer de glace hinunterzusteigen.

Es mochte solche komische Bedenklichkeit [3] allerdings theilweise durch die Berichte von Reisenden mitveranlaßt worden sein, die sich schon damals durch Erzählung von überstandenen großen Gefahren mit dem Nimbus des Heldenthums umgeben wollten. Mitunter erwuchs wohl, namentlich wenn es sich um einen Paßübergang handelte, solch absichtliche Uebertreibung auch aus dem Be-

---

[1] Altmann, a. a. O. S. 114.

[2] Ebenda 113.

[3] Einen wahrhaft erheiternden Beleg für die Existenz dieses ganz unmännlichen Gebirgsfiebers liefert auch eine Stelle aus Gruner, a. a. O. Thl. 2, S. 17. Es heißt dort von dem Tessin oberhalb Airolo: „Im Winter und Frühling kan man an vielen Orten über diesen Fluß hinüber gehen, vermittelst kleiner Brücken von Eis, die durch die Natur selbst verfertigt werden. Jovius und Simmler nennen daher dieselben Pontes tremulos, oder zitternde Brücken. Nicht aber, wie man vermeint hat, daß diese Brücken zittern, wenn man über dieselben hinübergeht, sondern weil die Reisenden selbst aus Furcht zittern, wenn sie sich diesem Eise mit Gefahr ihres Lebens anvertrauen müssen". Vgl. Scheuchzer, Thl. 2, S. 134. —

streben, von der Nachfolge abzuschrecken und das Geheimniß der Passage zu bewahren, um die durch dieselbe etwa gebotenen Handelsvortheile allein ausnützen zu können. Man weiß ja, daß die Phönizier derartige Kniffe anwandten, um sich ihre Bezugsquellen für Mineralien zu reserviren. In ähnlicher Weise sagt Hiekisch von den Anwohnern des Bolor [1], daß sie den Fremdlingen die ohnehin schwierigen Uebergänge verhehlten.

Charakteristisch ist es auch, daß man die Entbehrungen, die Gebirgsreisen nothwendig in ihrem Gefolge haben mußten, den Mangel an Bequemlichkeiten so hoch anschlug. [2] Es weist dies auf eine Thatsache hin, die wir auch heutzutage noch häufig beobachten können, daß nämlich ein geringerer Bildungsgrad in der Regel auch eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen obengenannter Art, eine größere Weichlichkeit einschließt. Der Geist vermag eben, wie Jedermann weiß, viel über das Fleisch. In der Geschichte der Bergbesteigungen finden wir Beispiele genug, wo die eingeborenen Führer verstimmt Rechtsumkehrt machten, während die fremden Reisenden auch ferner noch allen Mühseligkeiten trotzten.

Selbstverständlich wirkte abschreckend auch der fast gänzliche Mangel an technischen Hilfsmitteln mancherlei Art, deren großartige Ausbildung, wie man weiß, heutzutage die Erreichung manches hochalpinen Zieles überhaupt erst möglich gemacht hat.

Ferner mochte auch die Ueberschätzung der Wirkungen der feindseligen Elementargewalten, die in der Gebirgswelt ihr Wesen treiben, das Ihre thuen. Namentlich hielt man die Kälte da

---

[1] „System des Urals", Dorpat, 1882, S. 5.

[2] So heißt es z. B. in der Pococke-Windham'schen Schilderung (Altmann, a. a. O. 113): „Man verlachete durchgehends dieses (auf das Chamounixthal gerichtete) Unternehmen, weil man uns versicherte, wir würden keine der Gemächlichkeiten dort finden, durch welche wir unsere Reise vollführen könnten; wir nahmen zu diesem Ende zwei Lastthiere mit uns, welche wir mit einer Zelte und verschiedenen Dingen, so zu dem Mundvorrath nöthig waren, beladen" ꝛc.

droben für viel schlimmer, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Es geht diese falsche Anschauung von der Abnahme der Wärme in vertikaler Linie parallel mit ebenso irrigen Vorstellungen von ähnlichen Wirkungen, die bei einem Fortschreiten in horizontaler Richtung zu Tage treten sollten. Das ganze Alterthum, das in der Hauptsache doch in den eine so glückliche Mitte zwischen Kälte- und Wärmemaximum aufweisenden Mittelmeerländern seine Wohnung hatte, war von dem Wahn befangen, daß in nur geringer Entfernung von ihnen nach beiden Seiten hin die Extreme in aller Schroffheit, ohne Uebergänge, einträten. Den Erdraum zwischen den Wendekreisen hielten sie nicht nur für einen heißen, sondern für einen versengten und gänzlich leblosen Gürtel.[1] Und ebenso begann für sie bereits wenig jenseits des schwarzen Meeres, das sie in älterer Zeit das ungastliche (ἄξεινος) nannten, eine in Folge ihrer niedrigen Temperatur unbewohnbare Region.

Genau ebenso überschätzten sie die Kälte in den Gebirgsregionen. Dort wehte der Boreas, dort wärmte die Sonne selbst zur Zeit des Sommersolstitiums nur wenig und die aus den heißen Ländern kommenden Winde hatten nur noch geringe Wirkung.[2]

In ähnlicher Weise glaubte man noch im vorigen Jahrhundert, es könne vorkommen, daß Gebirgsreisende, „wenn sie in Losament (Wohnung) kommen und die Nase schnauzen wollen, ihnen selbige mit samt dem Unrath in's Schnupftuch fällt".[3]

Von der herrschenden übergroßen Furcht vor der Kälte in

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 65. — Beiläufig herrschte noch bis zum Beginn der umfassenderen Afrikaforschung in der neuesten Zeit vielfach die Meinung, daß unter dem Aequator nichts, weder Pflanze noch Thier ausdauern könne.

[2] Es heißt so von den Rhipäen in der allerdings nicht unzweifelhaft als echt erwiesenen Schrift des Hippokrates „de aere, aquis et locis liber", Cap. XCV: „οὔρεσι τοῖσι Ῥιπαίοισι, ὅθεν ὁ βορέης πνέει. Ὅτε ἥλιος τελευτῶν ἐγγύτατα γίγνεται, ὁκόταν ἐπὶ τὰς θερινὰς ἔλθῃ περίοδους καὶ τότε ὀλίγον θερμαίνει καὶ οὐ σφόδρα τὰ εὄδια πνεύματα τὰ ἀπὸ τῶν θερμῶν πνέοντα ἀπικνέεται, εἰ μὴ ὀλιγάκις καὶ ἀσθενέα. Vgl. Hiekisch, a. a. O. S. 5.

[3] Scheuchzer, a. a. O. S. 104.

den Hochregionen zeugt auch, was Hornius[1] berichtet, „daß den Reisenden gut, wenn sie in grimmiger Kälte das männliche Glied in vielfaches Papier einwickeln, und also vor der Erfrierung, welche dort mehrmalen anfangen soll, bewahren". Ja der Engländer Lempriere, der bekanntlich 1789 den hohen Atlas in der Richtung von Tarudant nach Marokko überstieg, konnte noch behaupten, daß, zufolge verbürgter Nachrichten, die ihm zugekommen, einige Berber, die den höchsten Theil des dortigen Gebirges erstiegen hätten, sogleich auf der Stelle todt niedergefallen seien, indeß Andere, die denselben Plan hatten, in der größten Eile zurückkehren mußten. Und in der Audienz des genannten Reisenden bei dem Kaiser von Marokko äußerte der letztere, wenn Jemand auf den Gipfel des Berges zu steigen wagen würde, müsse er vor Kälte sterben.[2]

Man ging selbst so weit, zu glauben, daß nicht einmal Thiere in dem Hochgebirge auszuhalten vermöchten. So heißt es in dem Pococke-Windhamschen Bericht[3] von den Schneebergen Chamounix's, „daß weder Gemse noch Steinböcke auf denselben leben können". Selbst die damals im Alpengebiete noch häufigen Bären und Wölfe wollte man nicht für einheimisch anerkennen. „Man hat zwar", heißt es bei Altmann[4], „verschiedene Exempel, daß von beyderlei Gattung in den Alpen gesehen und getödet werden, allein dieses waren entloffene Thiere aus den angrenzenden Wildnissen hinter dem Leberberg, so das Burgund von der Schweitz abscheidet". „In diesen (den schweizerischen) Alpengebürgen", wird weiter oben behauptet, „sind diese Thiere nicht anzutreffen, diese wilde Gebürge sind zu kalt, als daß sie darin ihren gemächlichen Unterhalt finden könnten".

---

[1] Arca Mos. p. 174.

[2] Lempriere, „Reise nach Marokko", deutsch v. Zimmermann, Berlin, 1793, S. 99.

[3] Altmann, a. a. O. S. 120.

[4] A. a. O., S. 226.

Selbst einen schädlichen Einfluß der Kälte auf die Metalle des Bodens nahm man an, indem man daher das häufige Vorkommen geschwefelter Erze, die man bekanntlich lange nicht zu verhütten verstand, und das seltene Auftreten im gediegenen Zustande ableitete. So sagt Gruner[1]: „Man will unseren Mineralien ferner eine von ihrer kalten Erdgegend herrührende Unreife und daher einen Ueberfluß an wildem Schwefel beylegen."

Man ging sogar noch weiter und sah auch die Kristalle für Produkte der niedrigen Temperatur an, gewissermaßen für ein Eis, das bei heftiger und anhaltender Kälte schließlich so hart gefroren sei, daß es die Fähigkeit, wieder in den flüssigen Zustand zurückzukehren, verloren habe. So nennt Seneca[2] den Kristall „nix glacie durata per annos", Diodor[3] behauptet: τοὺς κρυστάλλους λίϑους ἔχειν τὴν σύστασιν, ἐξ ὕγατος καϑαροῦ παγεντος, und Hesychius spricht von ὕδωρ πεπηγὼς ὑπὸ κρύους. Am bestimmtesten jedoch spricht sich Plinius aus, bei dem wir folgende vielbesprochene Stelle finden[4]: Contraria huic causa cristallum facit, gelu vehementiore concreto. Non aliubi certe reperitur, quam ubi maxime hibernae nives rigent, glaciemque esse certum est, unde et nomen Graeci dedere.

Scheuchzer[5] versuchte zwar eine Ehrenrettung des alten, von ihm besonders hochgehaltenen Compilators, indem er nachzuweisen bemüht ist, daß Plinius nur habe sagen wollen, die Kristalle seien unter Einwirkung der Kälte entstanden, bestünden aber nicht selbst aus Eis, das heißt also: sie seien eine gefrorene Masse, aber nicht gefrorenes Wasser. Scheuchzer stützt diese seine Interpretation auf die Aeußerung des Plinius, „daß sich die Kristallen vornemlich finden, wo ein beständiger Winter, wo die Eis- und Schneeberge

---

1 A. a. O. Thl. 3, S. 188.
2 Quaest. natur. lib. III, cap. 25.
3 Lib. II.
4 L. l. lib. 37, cap. 2.
5 A. a. O. Thl. 2, S. 130 ff.

sind." „Ein anders ist es, einem Ding die Materie, und ein anders den Ort geben."

Indeß dürfte angesichts des oben mitgetheilten Wortlauts der incriminirten Stelle diese Vertheidigung doch auf schwachen Füßen stehen. Ja der biedere Schweizer, der in vielen Dingen so scharf und aufgeklärt denkt, verräth bei dieser Gelegenheit nur, daß er selbst bezüglich der Kristallisationstheorie noch der alten „Eiszeit" angehört. Denn er äußert sich bei jener Gelegenheit noch also: „Es ist Alles wahr, was Plinius schreibt, und verdienet dieser große Mann nicht von Dalechampio, seinem Ausleger, und andern mehr, dieses Texts halber durchgezogen zu werden. Es ist ja wahr, Cristallum Gelu vehementiore concrescere, daß der Kristallen Festigkeit in sehr großer Kälte, ich füge hinzu, in größter Kälte bestehet, welche gewißlich sich nirgends also, wie in unsern helvetischen hohen Gebirgen, findet. Wer nicht wohl fassen kann, wie eine große Kälte sich hierher reime, der gehe in die Werkstätte der Chymisten, und lasse sich zeigen, wie die Salz-Cristallen am besten und geschwindesten anschießen, wenn man das auf gewissen Grad eingesottene Wasser des Winters an die kalte Luft setzet. Ist er damit noch nicht vergnügt, so ziehe er in Bedenken, wie bey harter Winterskälte die in ihrer Elastischen oder Treibkraft merklich gestärckte Luft auf die ganze Erde mit größeren Gewalt drücke, und die in flüchtigem Wasser enthaltene Salztheile zusammendrücke und zu Boden stürze."

So vermochte einer der naturkundigsten und vorurtheilsfreiesten Männer, den die Schweiz nach der Geistesnacht des Mittelalters hervorgebracht, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts zu schreiben.

Einige Jahrzehnte später hatte man zwar betreffs des beregten Gegenstandes bereits geklärtere Ansichten, allein ganz vermochte man sich doch von der alten Kristallogenesie noch nicht loszumachen. So nennt Altmann (a. a. O. S. 150 ff.), wie es scheint, bereits landläufigen Bezeichnungsweisen folgend, die Kristalle

„glacies mineralis oder subterranea". In der Folge läßt er dann allerdings ganz richtig die Kristall-Gebilde in den Drusen aus „kleinen irdischen und metallischen Theilen" entstehen, „die es (das Wasser) im Durchfließen durch das Gestein angetroffen", allein den Bildungsprozeß selbst denkt er sich noch immer als ein Gefrieren, und zwar in höchst wunderlicher Weise. Er erklärt nämlich das Entstehen der Schneeflocken in der Luft durch den sogenannten Luftsalpeter (nitrum aëreum), d. h. „mit flachen Winkeln und Ecken begabte Theilchen, die sich bei minderer Bewegung der subtilen Materie zur Zeit der Kälte in größter Menge und näher bei einander einfinden und sich dann an die Wassertheile anhängen, so in der Luft schweben." „Wann von beiderlei Gattung viele zusammengekommen, so gestaltet sich ein sichtbares Schneeflöckgen."

Aehnlich vollzieht sich ihm der Kristallisationsprozeß in den Hohlräumen der Gesteine. „Da in der Höhle des Berges alles still und die subtile Luftmaterie neben ihrer Drückkraft keine andere Bewegung mehr hat, so schießen sich diese (die erdigen Beimengungen des Wassers) an einander" u. s. w. Die Alten thaten daher nach seiner Ansicht ganz recht, den Kristall für ein von großer Kälte verhärtetes Eis zu halten; „der einige Unterschied, den sie hätten machen sollen, ist dieser, warum das Eis wieder zu Wasser, der Kristall aber als ein mineralisches Eis beständig bleibe."

Was beiläufig die von Plinius in der citirten Stelle angeregte ethymologische Frage angeht, so würde das griechische Wort κρύσταλλος an sich noch keinen Beweis dafür liefern, daß das klassische Alterthum die Kristalle für wirkliches Eis gehalten. Denn einmal wird das mit κρύος, der Frost, die eisige Kälte (so bei Plato, Plutarch u. A.) und κρυσταίνειν, durch Kälte gefrieren machen, passiv. gefrieren (so bei Nikandros in der nachklassischen Zeit) zusammenhängende Wort bei den Klassikern (Homer, Herodot, Thucid. u. A.) nicht bloß im Sinne des eigentlichen Eises, sondern des Gefrorenen ganz allgemein gebraucht, sodann konnte die

Bezeichnung leicht auch nur im tropischen Sinne gemeint sein, da ja die Kristalle, namentlich die des wasserhellen Quarzes, die Bergkristalle, die in älterer Zeit besonders bekannt und beliebt waren[1], etwas an das Eis Erinnerndes haben. Doch ist es eben deshalb höchst wahrscheinlich, daß man in ältester Zeit schon die Kristalle für Kälteprodukte ansah[2]. Uebrigens unterschied man im Alterthume, wenigstens in einer späteren Periode, zwischen „κρύσταλλος ὕδατος“ und „κρύσταλλος λίθου“[3]. —

Aus einer übertriebenen Furcht vor den eisigen Massen und Mächten des Hochgebirges ging — dies sei bei dieser Gelegenheit gleich noch bemerkt — zum Theil wenigstens wohl auch die bereits vor Jahrhunderten in den Alpen vielfach verbreitete Ueberzeugung hervor, daß die Firn-Gebiete sich immer mehr ausdehnten und, ähnlich wie man dies auch von dem Flugsande der Wüste behauptet, in immer ausgiebigerer Weise Culturland und menschliche Wohnungen verschlängen. So erzählten Bewohner des Chamounix-Thales den beiden Engländern Pococke und Windham, „daß zu der Zeit ihrer Väter diese Eisberge nur gering gewesen wären in Vergleichung des Eises, so sich gegenwärtig alldort befindet, so gar, daß man aus diesem Thal in das sechs Stunden davon gelegene Augstthal hätte gehen können“ ꝛc. Desgleichen bezeugten diese Gewährsmänner, „daß man beobachtete, wie dieses (das Eis) sich jährlich weiter herunterlasse und von den angrenzenden Orten bedecke und überziehe.“ Höchst interessant ist auch, was Ebel[4] berichtet: „Der hier (in Grindelwald) noch herrschenden Sage gemäß waren ehedem fruchtbare Alpthäler zwischen dem Metten-

---

[1] Es wird z. B. in den meisten Werken, in welchen ein Versuch gemacht wird, die Kristallisationserscheinungen zu erklären, fast ausschließlich von Quarzkristallen geredet.

[2] Auch die hebräische Benennung קֶרַח, Eis (von קָרַח, zusammenziehen) Ezech. 1, 22, und das äthiopische אבן ברד, Hagelsteine, deutet darauf hin.

[3] Vgl. Altmann, a. a. O. S. 150, und die weiter oben citirte Stelle aus Diodor, wo wir den Ausdruck: κρύσταλλος λίθου finden.

[4] „Anleitung, die Schweiz zu bereisen“, unter „Grindelwald“.

berg, Eiger und den Vieschérhörnern, wo jetzt alles mit Eis angefüllt ist, und ein Paß führte durch diese Thäler in's Oberwallis. Zum Beweise dessen zeigt man noch in Grindelwald eine Glocke mit der Jahreszahl 1044, welche in der Kapelle der heiligen Petronella an diesem Passe nach Wallis hing. Hiermit stimmt eine gleiche Sage in Oberwallis überein. Man sieht dort im Vieschthale sogar noch Reste des ehemaligen Weges nach Grindelwald, und das Vieschthal ist jetzt gleichfalls fast ganz mit Eis gefüllt. In dem Bürgerkriege von 1712 retteten sich drei Berner vor der fanatischen Wuth der Walliser in die Gletscher des Vieschthales, und wagten es, durch diese fürchterlichen Eisthäler nach Grindelwald vorzudringen, wo sie auch glücklich ankamen."

In ähnlicher Weise finden wir noch jetzt in vielen Thälern der Schweiz Erzählungen im Munde des Volks, die, ähnlich wie die Sagen von verschwundenen blühenden Städten und dergleichen im Flachlande, von gangbaren Wegen und Culturland berichten, wo jetzt nur Eis und Schnee ist. Hat doch selbst die gewaltige Masse der Blümlisalp auf solche Weise ihren Namen erhalten. Uebrigens treffen wir Aehnliches auch in anderen Hochgebirgen der Erde an. Namentlich spielt der Zorn der Götter, der, hervorgerufen durch die üppige Lebensweise der Bewohner der fraglichen Gegenden, das vorher dort bestandene Paradies in eine Einöde verwandelt habe, hierbei eine große Rolle.[1]

Wenn nun auch, um von dem periodischen Vorrücken der Gletscher der Jetztzeit zu geschweigen, in der That hier und da sich die Eisverhältnisse des Hochgebirges in ungünstiger Weise verändert haben — z. B. ist heutzutage das früher leidlich gangbare sogenannte alte Weißthor am Monterosa derartig vergletschert, daß es absolut unbrauchbar geworden — so haben doch bekannt-

---

[1] So lassen die Insulaner auf Sumbawa selbst den bekannten furchtbaren Ausbruch des Tambora im Jahre 1815 als Strafgericht des Himmels gekommen sein. Zollinger, a. a. O. S. 12.

lich die in dieser Richtung in unsern Tagen angestellten sorgfältigen Untersuchungen unwiderleglich dargethan, daß beispielsweise die Gletscher der Schweiz ehedem eine ganz andere Ausdehnung hatten als heutzutage.

Die beregten Besorgnisse der Alpenbewohner stützten sich demnach nicht auf vorurtheilsfreie Naturbeobachtung, sondern erwuchsen aus einer gewissen grundlosen Kleinmüthigkeit, welche dem menschlichen Naturell überhaupt eignet und unter allen Zonen und zu allen Zeiten laudatores temporis acti erzeugt.

Am lächerlichsten aber muß es doch erscheinen, daß man, verblendet von solcher Voreingenommenheit, selbst die günstigen Wirkungen eines Aufenthalts im Hochgebirge, so nahe auch die Erklärung des wahren Sachverhalts lag, nicht zu würdigen verstand, vielmehr sie ebenfalls wieder in ungünstigster Weise deutete. Es gilt dies namentlich von der durch die reinere und kühlere Luft sowie die stärkeren Bewegungen bedingten Erhöhung des Appetits in den Bergen, den man als „kalten Berghunger" besonders fürchtete. Konnte ihm doch Scheuchzer[1] selbst den Tod vieler Soldaten des Cyrus bei Gelegenheit des bekannten Zuges unter Xenophon's Führung Schuld geben. Derselbe Autor warnt darum, statt für den beschleunigten Stoffwechsel als einfachstes Heilmittel vermehrte Stoffzufuhr zu empfehlen, jeden Bergreisenden, „der seiner Gesundheit pflegen wil," „daß er sich nicht mit Wein oder vielen Speisen belade, sondern mäßig lebe." Dem folgt dann folgende höchst kuriose Ausführung: „Die natürliche Ursach dieser seltsamen Begebenheit (nämlich des kalten Berghungers) bestehet kurtz darin, weil von der Berg-Kälte die Leiber der Reisenden von allen Seiten her enger eingezogen, das Geblüt und die Geister hineinwärts getrieben werden, und deßwegen die sinnlichen Geister durch die Magen-Senadern in die Werkstätte des

---

[1] „Naturgesch. des Schweizerlandes", edid. Joh. Georg Sulzer, Thl. 1, S. 107.

Appetits und der Däuung desto häufiger und ungehinderter einfließen können. Oder deutlicher ist die eigentliche Ursach dieses mehrern Appetits herzuleiten von verstärckter Ziehekraft der im Winter zusammen gezogenen oder verkürtzten Mäußlein: Wir erfahren diese Einziehung der Maußzäsern, nicht nur an unserm haut- und fleischichten weichen Leib, sondern sogar in den dichtesten Metallen, als Eisen, Messing, wie nemlich die Astronomischen Quadranten in grimmiger Winterkälte engere Grade haben" u. s. w.

Dabei ist auch noch zu bedenken, daß Scheuchzer Arzt war und zwar ein in diesem seinen Brodstudium vielfach den Heilkünstlern seiner Zeit überlegener Arzt, der z. B. schon die Frage aufwerfen konnte, „ob nicht die Medici auch in den hitzigen Fiebern freygebiger gegen den Patienten in Zulassung eines frischen Truncks Wasser seyn könnten?" [1]

Um aber auch etwas zur Rechtfertigung der Alten im Punkte ihrer Ansichten über das Höhenklima vorzubringen, so möge hier nur noch darauf hingewiesen sein, daß der Anblick mancher im Gebirge bemerklich werdender Gebreste [2], namentlich des in früherer Zeit jedenfalls in viel ausgedehnterer Weise auftretenden Kretinismus, leichtlich zu ungünstigen Urtheilen über den Einfluß der Berge auf den menschlichen Organismus Veranlassung geben konnte. Es wird sich eben auch hier das Cardinalübel früherer Zeiten, der Mangel an nüchterner, tiefer eindringender Beobachtung der Natur, bezieh. des Zusammenhangs zwischen Wirkung und Ursache, welch letztere in diesem Falle bekanntlich zumeist in ungenügender Wohnung, in Unsauberkeit, mangelhafter Ernährung, versumpftem und von dem Luftzutritt mehr oder minder abgeschlossenem Terrain zu suchen ist — gerächt haben. —

Neben der Kälte fürchteten vergangene Zeiten selbstverständ-

---

[1] A. a. O. Thl. 2, 167.

[2] Scheuchzer, a. a. O. 2, 251 berichtet z. B. vom „Untern-Siebenthal, wo viele melancholische Leute sein sollen."

lich auch noch andere Feinde in den Hochgebirgen, namentlich wilde Thiere und — wilde Menschen. Und es läßt sich nicht leugnen, daß in beider Hinsicht ihre Besorgnisse früherhin wenigstens nicht unbegründet waren. Sind doch auch heutzutage noch die bergichteren Gegenden der Continente die bevorzugtesten Schlupfwinkel der größeren Raubthiere. Ehemals mochten aber diese unangenehmen Bergbewohner in noch ganz anderer Fülle dortselbst zu finden sein, als heutzutage. Freilich liegen diese Zeiten zumeist bereits ferner, als man gemeiniglich glaubt. So traten schon vor Jahrhunderten die Bären in den Alpen vielfach nur noch sehr sporadisch auf.[1]

Wie dem aber auch gewesen sein möge, gewiß ist, daß auch in diesem Punkte die Furcht der Alten wiederum eine sehr übertriebene war. Versah man sich doch selbst von den harmlosesten aller lebenden Geschöpfe, den Fischen, unheilvoller Wirkungen. So fügt Scheuchzer[2] seinem Bericht über einige Unglücksfälle, die sich in Folge von Ufersenkungen an schweizerischen Seen zutrugen und wobei einmal zwei Reihen Häuser und sechzig Menschenleben verloren gingen, die Bemerkung bei, daß die Einwohner all' dieses Unglück den Karpfen zuschrieben, „welche nach und nach in dem See die Fundamente der Häuser untergraben, daß sie endlich kraft ihrer Schwere untergesunken." „Eben diese Karpfen und die großen Forellen sollen die Ursach gewesen seyn, daß zu Gottlieben, einem Dorf an dem Unter-See unweit Kostanz, 1692 den $\frac{24.\ \text{Hornung}}{5.\ \text{März}}$ um den Mittag, einige Häuser versunken sind."

Allerdings lesen wir gleichzeitig, daß die Menge und Größe

---

[1] Altmann, a. a. O. S. 226. Es wird dort u. A. von einem Pfarrer in einer „Berggemeinde im Lauterbrunnen nahe an den Eisbergen" erzählt, der in der Zeit seiner Amtsführung daselbst nur einmal den Einbruch eines Bären erlebte. Der ungefüge Geselle wurde hierbei von Jung und Alt gehetzt und „mußte endlich einen Sprung von einer Höhe wagen, die mehr als 300 Schuhe bis in das Thal hatte." Natürlich zerschellte er.

[2] A. a. O. 2, 210.

der Fische in den stehenden Gewässern der Schweiz damals überaus bedeutend gewesen. Beispielsweise soll man im Zuger See Karpfen von 50 bis 90 Pfund, Hechte von 50 Pfund gefangen haben, und einem Fischer sollen einst bei Ausübung seines Gewerbes auf einmal 40 Centuer Brachsen als Beute zugefallen sein. Gewiß aber wird trotzdem Jedermann für die Behauptung von der unterminirenden Thätigkeit jener Wasserbewohner nur ein Lächeln haben.

Nicht besser steht es um die Furcht vor den Zweifüßlern, die wir nicht weniger verbreitet finden. Allerdings mußten im Allgemeinen die Völkerschaften, die in den Bergen wohnten, in Folge des erschwerten Zutritts der Cultur sowie des rauheren Lebens in der Höhe überhaupt, auch immer unbändiger und angriffslustiger sich zeigen als die Menschen in der Niederung und am verkehrvermittelnden Meere.

So waren, um von den mythischen Lapithen[1] in den Gebirgen Thessaliens und den Dryopern zwischen Parnaß und Oeta, welche doch vielleicht nur Personifikationen von Naturmächten darstellten, zu schweigen, die Völkerschaften der Gebirge südlich wie nördlich von der unteren Donau, desgleichen die Stämme des Kaukasus, die ja dann bis in die neueste Zeit herein der Schrecken der Umwohner blieben, und andere mehr bereits im Alterthum übelberüchtigt. Strabo[2] spricht auch von „räuberischen Alpenbewohnern", die zu bändigen Augustus Saumpfade über das Gebirge anlegte, und verschiedene andere römische Autoren finden kaum Worte genug, um beispielsweise die zügellose Natur der Bergkorsen zu schildern.[3] Aus der Neuzeit aber ließen sich die

---

[1] Preller, Griechische Mythologie, 2. Aufl. 1861, Bd. 2, S. 10 ff.

[2] Strabo lib. IV. und viele andere Stellen, vgl. Studer, Geschichte der physischen Geographie der Schweiz, 1863, S. 14, 16 u. 17.

[3] Vgl. Gregorovius, Corsika, 2. Aufl. S. 10 ff. Aehnlich spricht Juvenal von einem wilden Stamme in den Pyrenäen, den Vaskoniern. Dieselben sollten gar Kanibalen sein und die fleischigen Sitztheile und die Brüste ihrer Feinde verzehren (Sat. 15, 93 u. 94.).

Berberstämme des marokkanischen Atlas, die ebenfalls die Niederungen beunruhigen oder doch mindestens in ihr Gebirge Niemandem so leicht Zutritt gewähren, oder — am entgegengesetzten Ende der alten Welt, die Lolos in China, welche aus dem bergichten Terrain, in dem sie hausen, oft genug hervorbrechen, um alles zu verheeren[1], anführen, um begreiflich zu machen, wie Furcht vor den Menschen im Gebirge allerdings leicht vom Besuche des Gebirges zurückhalten konnte.

Dazu kam ja noch, daß das letztere vielfach auch das willkommenste Asyl für allerhand zweifelhafte Elemente aus der civilisirten Niederung vom „Fichtenbeuger" Sinis und Keulenträger Periphetes der Mythologie bis zum modernen „Schinderhannes" oder Rinaldo, und vom Böhmerwald bis zu den Abruzzen abgab. In Folge dessen waren z. B. die Alpen noch am Ausgang des Mittelalters ein höchst unsicheres Gebiet[2], und die Pyrenäen anlangend, so ist es kaum 100 Jahre her, daß dort ein leibhaftiger Menschenfresser, Blaise Ferraye, zugenannt Sayé, wüthete. „Er bemächtigte sich der Weiber und Mädchen, die sich in diese Gegend verirrten, verfolgte sie mit Flintenschüssen, wenn sie flohen, und mißbrauchte sie, ob sie gleich in ihrem Blute schwammen und mit dem Tode rangen. Er schnitt ihnen den Busen und die Schenkel ab, und riß ihnen das Eingeweide und die Leber heraus, die er fraß. Als dies Ungeheuer den 13. Dezember 1782 zu Toulouse hingerichtet wurde, hatte er einen spanischen Kaufmann, der sich in diesen Bergen verirrt hatte, verzehrt; überhaupt aber zählt man mehr als 80 Unglückliche, welche Opfer seiner Brutalität geworden."[3]

---

[1] Genaueres über sie bei Gaston de Bezaure, le fleuve bleu, übersetzt von Th. Schwarz, 1880, S. 109.

[2] So wurde 1365 eine Gräfin von Visp mit ihrem Sohn im Rhonethal erschlagen, Scheuchzer, a. a. O. 2, S. 175.

[3] „Reise in die französischen Pyrenäen. Als ein Anhang zu den Reisen des Herrn Ramond de Carbonnieres." Strasburg, 1790. S. 197.

Dieses Wenige schon aus der reichen Chronique scandaleuse der Gebirge wird beweisen, daß die in früherer Zeit so allgemeine Furcht vor Reisen in die Berge in der That nicht ganz unbegründet war. Trotzdem wird Jeder, der in der alten Literatur blättert, doch zugeben müssen, daß die Besorgnisse auch in diesem Punkte das Maß überschritten.

Was soll man z. B. sagen, wenn ein sonst so nüchterner Mann wie Scheuchzer in der Einleitung zu seiner 6. Bergreise[1] vom Jahre 1707 klagt, daß er „Hitze, Frost, Regen, Hagel, Wind und oft die wilden Sitten eines in unbezähmter Freyheit lebenden Volks" empfinden müßte! Oder wenn von der Dienerschaft Pococke's und Windhams erzählt wird, daß sie auf Befehl ihrer doch so muthigen Herren mit Flinten versehen waren, „damit wir uns gegen allen Anfall in Gegenwehr setzen könnten", und wenn dem hinzugefügt wird: „diese Gesellschaft stellte mit dem Gefolge eine Karawane, die durch ein unsicheres und halb bewohntes Land reiset, vor."[2] Man möchte nach diesen Worten in der That nicht glauben, daß es sich um eine erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Genf aus unternommene zehnstündige Exkursion handelte.

In Wirklichkeit vermögen denn auch weder die beiden Engländer noch der schweizerische Reisende von irgend einem Abenteuer mit den Eingeborenen zu berichten, ja die ersteren erkennen die Harmlosigkeit und Dienstbeflissenheit der Bewohner des Arve-Thales ausdrücklich an.

In gleicher Weise mußten sich aber auch sonst die Volksstämme in den Gebirgen, wenn ihnen schon nicht selten in Folge der erschwerten Berührung mit der Cultur eine gewisse Wildheit anhaftete, doch aus demselben Grunde auch wieder oft genug als von den im Gefolge der Cultur auftretenden Lastern frei, als

[1] Scheuchzer, a. a. O. 2, S. 258.
[2] Altmann, a. a. O. S. 114.

einfach, unverdorben, gastfreundlich entpuppen und daher kann man denn allerdings behaupten, daß frühere Zeiten den Gebirgsbewohnern vielfach Unrecht mit ihrer Furcht gethan haben, zumal dabei nach der Art der Alten nicht selten die Völkerschaften ausgedehnter Landstriche ohne irgend welche Unterscheidung zusammengeworfen wurden. So sagt Pomponius Mela[1]: „Wo sie (die Alpen) Germanien berühren, wenden sie sich gegen Morgen und dringen, indem sie wilde und grausame Volksstämme scheiden, bis nach Thracien ein." —

All die Aeußerungen von Furcht die wir bisher betrachtet haben, gründeten sich aber doch, wenn sie auch insgesammt weit über das Ziel hinausschossen, auf thatsächlich vorhandene Verhältnisse. Eis und Schnee, Bestien in Thier- wie in Menschengestalt, Entbehrungen und Strapazen erwarteten in Wirklichkeit den Gebirgsreisenden. Wir finden aber, daß frühere Zeiten, oder überhaupt uncultivirtere Nationen selbst Dinge in der Hochregion fürchten, die nicht vorhanden sind. Spukgestalten aller Art, Gespenster und Kobolde, Riesen und Zwerge, neckische und bösartige Wesen, Dämonen und Ungeheuer, Dinge, die das Auge des Volks allerdings auch anderwärts schaut, bevölkern ganz besonders die Berggegenden, und zwar in allen Landen und zu allen Zeiten. Das Morgenland unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht vom Abendlande, das höchste Alterthum nicht von einer späteren Zeit, das Heidenthum nicht von dem Christenthum, die Klassik nicht von den Wilden.

So ist der Tambora den Sumbawanern im fernen indischen Archipel so gut der Sitz böser Geister und sichres Verderben das Loos derjenigen, die sich muthwillig dahinauf versteigen[2], wie dies vordem von dem schweizerischen Pilatus galt.[3] Hexen tanzen

[1] De situ orbis, lib. II, 4.
[2] Zollinger, a. a. O. S. 4.
[3] Altmann, a. a. O. S. 123.

nicht allein im Harze, sondern auch auf dem Mer de glace des Chamounixthales und anderwärts in den Gebirgen.[1] Mystische Eindrücke von Menschenhänden und -füßen oder Pferdehufen und Rinderklauen in dem harten Felsen kennen gleichfalls alle Völker und Zeiten. So sahen die alten Griechen bei Argyrion die Eindrücke der Rinder des Herakles im Stein.[2] Breydenbach[3] berichtet von einer felsichten Gegend in der syrischen Wüste: „nahe da by sieht man noch die hufstryt eyns pferdes yn die erd getrucket als sant Jorg ettwan hatt da gerytten.“ Und in der Schweiz bei Glarus zeigte man noch im vorigen Jahrhundert eine Höhle, in deren Felswände Märtyrer „die Merkmahle ihrer Finger eingedrückt haben“ sollten.[4] Ferner beherbergten die verschiedensten Gebirge Riesen, z. B. schon der Berg Eryx den gleichnamigen ungefügen Gesellen in der Herkules-Sage[5], unter dem hohen Waldgebirge, das bei Chios und Erythrä in die See hinausspringt, lag der Gigante Mimas[6], Typhon hauste unter den Bergen des mythischen Arimerlandes[7], das Cyklopenland war der Sitz des Polyphem, des „gräßlichen Ungeheuers, der dem waldichten Gipfel hoher Kettengebirge glich, der einsam von allen emporsteigt, und seiner Genossen, welche All wohnen auf den Häuptern hoher Gebirge in gehöhlten Felsen“[8], Lapithen, Gestalten „nach Art

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. Thl. 1, S. 462. Beiläufig kannte auch das klassische Alterthum schon Ähnliches. Auf der Höhe des Parnasses verführten nach dem Glauben der Anwohner bacchantische Gestalten oft wilden Lärm (Preller I, 541) und die dortigen Hirten nennen noch jetzt den Gipfel des Berges „Teufelstenne“ (Ulrichs, Reisen pp. in Griechenland, S. 119).

[2] Vgl. Preller, a. a. O. II, 215.

[3] „Frankfurter Reysbuch“.

[4] Scheuchzer, a. a. O. Thl. 2, S. 40.

[5] Preller, a. a. O. II, 215.

[6] Ebenda II, 60.

[7] Hom. Ilias II, 782 u. 783. Auch im Kaukasus hatte man eine Τυφαονίη πέτρη, Apoll. Rh. 2, 1210.

[8] Hom. Odyss. IX., 112 ff.

unserer Hünen und Riesen", wie Preller[1] sagt, thronten, stark bewehrt, auf den Felsenburgen zahlreicher Gipfel[2], ja selbst die ungeheuerlichen Gestalten des ältesten Mythos der Griechen, die Helden ihrer Kosmogonie, die Titanen, werden vielfach in Beziehung gesetzt zu den Gebirgen. „Thessalien ist das Schlachtfeld, auf dem Olymp lagern die Kroniden, auf der Othrys die Titanen", Felsmassen bilden die Geschosse der Streitenden[3], ja und selbst die Gigantengebeine erkannte man in den Felstrümmern von Pallene, dem mythischen Phlegra.[4]

Später tauchen diese alten Bergriesen auf der apenninischen Halbinsel wieder auf. Typhon bewohnt den Vulkan von Ischia, Alkyoneus liegt unter dem Vesuv[5] u. s. f.

Ebenso ließ auch die nordische und deutsche Sage die Riesen meist auf Felsen und Bergen hausen.[6] Und Nachklänge davon haben sich bis in die neueste Zeit herein erhalten. Das „Riesengebirge" hat seinen Rübezahl, und in den Alpen wurden unzähligemal selbst die sterblichen Ueberreste solcher ungeschlachter Gebirgsbewohner ausgegraben oder aufgefunden. So berichtet Scheuchzer[7] von „leicht zerbrechlichen Ueberbleibseln eines Riesen", die im Archiv des Rathhauses zu Luzern aufbewahrt werden und Anno 1577 bei Reiden an's Tageslicht befördert worden waren. „Es sind nur noch drei Stücke von diesem Riesen-Bein-Gerüste: ein Stück von dem Laffen-Bein, und die zwei ossa Carpi." Wir erhalten sogar genaue Angaben über die Dimensionen, die diese Knochen vordem hatten. Nach der Erzählung „einiger Bürger von Zürich", die sie selbst noch gesehen, maßen die Füße unter

---

[1] A. a. O. II, 10.

[2] So auf dem Taygetos, Pausan. III, 20, 7, auf dem Pindus und Othrys, Plin. 4, 30, pp.

[3] Hesiod, th. 501 ff., 617 ff., Preller, a. a. O. I, 49.

[4] Philostr. Her. p. 671.

[5] Claudian, rapt. Pros. 3, 184.

[6] Grimm, Deutsche Mythologie 499.

[7] A. a. O. II, 214.

dem Knie 5 Schuhe, das Schienbein war $^{3}/_{4}$ Ellen dick, die Kniescheibe „fast einer Elle breit, das dicke Bein über dem Knie Ellen dick, ein Gelenk von dem großen Zehn einer halben Ellen lang, eine Rippe $^{1}/_{4}$ Elle breit.“[1] Einen ähnlichen Fund machte man bei Uetikon[2], im Thale Vreel bei Campo de Luco[3], in der Dauphiné bei Saint Romain, allwo ein 25 Ellen langes „Beingerüst“ zum Vorschein kam, u. a.[4]

Uebrigens waren dies die größten Verhältnisse noch nicht, die man für möglich hielt. In den Gebirgen von Kreta fand man Theile des Skelettes eines Riesen, dessen Gesammtlänge auf 46 Fuß geschätzt wurde, und im Atlas sollte nach einer gleichfalls auf solche knöcherne Beweisgründe gestützten Taxe ein Riese von gar 60 Ellen oder 170 Handbreiten gelebt haben.[5]

Ja man nahm häufig selbst an, daß die gesammte Bevölkerung im Hochgebirge ehemals aus Riesen zusammengesetzt gewesen sei, und stützte diese Ansicht sogar mit orographischem Beweismaterial. „Denn weil die Schweiz mit den höchsten Bergen angefüllt, sehr hohe Bäume und großes Vieh hervorbringt, so müßten auch die Einwohner nach der Beschaffenheit des Landes gestaltet seyn. Denn es scheinet, daß die Berge vor die Einwohner so wohl, als die Einwohner vor die Berge gemacht sind.“[6]

Fast mehr noch als mit Ungeheuern in Menschengestalt zeigten sich die Gebirge in alter wie späterer Zeit mit „erschröcklichen“ Thieren oder thierähnlichen Wesen der schauerlichsten Art erfüllt. So berichtet die uralte Heraklessage von dem unverwundbaren nemeïschen Löwen im Tretosgebirge, der der Schrecken der Umgegend war, bis er von dem Halbgotte erlegt wurde. Die Höhle

---

[1] Haller, Chronic lib. XLI, cap. 5.
[2] Wagner, hist. nat. Helvet. p. 152.
[3] Sprecher, Pallad. Rhet. LX, p. 276.
[4] Scheuchzer, a. a. O. II, S. 216.
[5] Ebenda II, 218.
[6] Wagner, a. a. O. p. 145.

des Ungeheuers wird noch jetzt gezeigt.[1] Hierher gehört ferner auch der erymanthische Eber im gleichnamigen Waldgebirge, den Herakles bis hinauf zum Schneegipfel der ganzen Erhebung hetzte, die Hirschkuh im arkadischen Waldgebirge, und die stymphalischen Vögel in dem Hochthale des Stymphalos aus demselben Sagenkreis[2], sodann die Sphinx auf dem Berg Phikion oder Sphingion bei Theben aus der Oedipus-Sage, die Kentauren, die, halb Mensch, halb Pferd, besonders in den Thessalien rings umgebenden Gebirgen, am Pindos, am Olymp, an der Othrys und am Pelion zu Hause waren, und dergl.[3]

Auch unter den wilden Völkern im Kaukasus gingen Sagen von einer ungeheuerlichen Thierwelt im Hochgebirge. So sollte auf der Zinne des Elbrus ein riesiger Hahn wohnen, welcher alltäglich mit Krähen und Flügelschlag die aufgehende Sonne begrüßt und unter Anwendung seines Schnabels und seiner Krallen etwaige unberufene Eindringlinge von dem seiner Obhut unterstellten Schatz fernhält.[4]

Anderwärts wieder begegnen wir dem Einhorn, beispielsweise selbst in der Nähe des geheiligten Sinai. Breydenbach wenigstens erzählt von seiner Reise in jener Gegend: „Item da selbet sahen wir eyn groß thyer was vil grosser dan eyn kamelthyer, und saget uns unser gleytzman daz eß warlich were eyn eynhornn.“[5]

Keine Figur aber kommt häufiger in den Gebirgen vor und hat sich länger dort behauptet als die der sogenannten Drachen. Schon im griechischen Alterthum waren die Giganten vielfach in Thierfelle gekleidet worden; die spätere Kunst läßt dieselben be-

---

[1] Preller, a. a. O. II, 190. Pausan. II, 15, 1. 2.
[2] Preller, a. a. O. II, 196.
[3] Ebenda II, 10.
[4] Freshfield, „Travels in the Central Caucasus“ pp., Ersteigung des Elbrus, deutsch in Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn“, Leipzig, 1884, S. 48.
[5] Breydenbach, a. a. O.

reits mit Schlangenleibern ausgestattet sein.[1] Schlangenmonstra selbst aber treten schon in der frühesten Zeit auf. Wir erinnern nur an die lernäische Hydra in der Herkulessage, die beiläufig als ein Kind des Typhon angesehen wurde.[2] Neben dem noch naturgemäß gestalteten Reptil erscheint früh schon eine Mischung von Schlange und anderen Thieren, also bereits der eigentliche Drache, bemerkenswerther Weise immer schon in Beziehung zum Gebirge. Dies gilt z. B. von dem Drachen Python der Apollosage, den die Dichter als ein dem Typhon verwandtes Ungethüm schildern, welches vom Gebirge und dem oberen Pleistosthale in die fruchtbare Ebene von Krisa hinabkriecht und die Berge in furchtbaren Windungen umkreist.[3] Die Chimaera, die Bellerophon, der antike St. Georg, auf dem Flügelpferde sitzend tödtete, war vorn Löwe, hinten Schlange, in der Mitte eine wilde Bergziege; schreckliches Feuer ging in dicken Flammen aus ihrem Munde.[4] Auch sie stammt vom Typhon ab und herrschte εἰν Ἀρίμοισι, wie jener Feuerspeier.[5] Das römische Alterthum kannte ebenfalls die Drachen.[6] Desgleichen wird ihrer an verschiedenen Stellen der Bibel gedacht, wie es scheint, ebenfalls als ungeheuerlicher Wesen, die im Gebirge hausen.[7] Man irrt wohl überhaupt nicht, wenn man annimmt, daß der Ursprung dieser Phantasiegebilde im Morgenland zu suchen ist, wo der Drache bekanntlich noch jetzt das Lieblingssymbol großer Nationen, nämlich der Chinesen und Japanesen ist.[8] Im Mittelalter aber trat augenscheinlich unter Ein-

---

[1] Preller, a. a. O. I, 61.

[2] Ebenda II, 192.

[3] Preller, a. a. O. I., 187 u. 188.

[4] Ebenda II, 82 ff.

[5] Hesiod. th. 319 ff.

[6] Plinius l. l. lib. 29, 4. 37, 10. Auch der König Juba, der bekannte Geograph, glaubte an Drachen, Plin. l. l. VIII, 13. Ovid, Metamorph. lib. IV, 15; lib. 7.

[7] Maleachi I, 3: „ich hasse Esau und habe sein Gebirg öde gemacht und sein Erbe dem Drachen zur Wüste".

[8] Gaston de Bezaure, a. a. O. S. 128 ff.

wirkung apokalyptischer Stellen, wo mit Anlehnung an die Erzählung von der verführenden Schlange aus genes. I, 3 der Teufel, das incarnirte Böse, mit dem Drachen identifizirt wird[1], der letztere in größerer Verbreitung auf, als je zuvor. Und wieder finden wir ihn besonders in Bergen und Felsklüften heimisch.

Es ist höchst interessant, zu sehen, mit welchem Ernste man sich hier die unglaublichsten Dinge noch vor wenig Jahrhunderten vorlügen konnte. So berichtet Wagner[2]: „Hans Tinner, aus dem Dorff Frumsen, in der Herrschaft Hohen Sax, ein ehrbarer und glaubwürdiger Mann, hat mir heiliglich bezeuget, daß er vor 12 Jahren gegen dem Ende des Monats April auf den benachbarten Berg, der Frumsen-Berg genannt, gegangen sey und daselbst an einem Ort, in der Hauwelen genannt, eine förchterliche schwarz-grüne Schlange gesehen habe, welche zuerst um sich gewunden war, hernach aber sich aufgerichtet hatte. Ihre Länge war wenigstens 7 Schuhe, die Dicke aber wie eines Wiesbaums; der Kopf war einem Katzenkopfe nicht unähnlich." Wir lernen übrigens bei dieser Gelegenheit gleich noch einen uralten Aberglauben kennen. Es wird nämlich der obigen Erzählung die Bemerkung hinzugefügt, daß vor dem Tode jener Schlange die Einwohner der Gegend sich beklagt hätten, „daß die Euter ihrer Kühe ausgeleert worden, ohne zu wissen, wer es gethan hat, daß aber dieses Uebel hernach aufgehöret habe."

Eine neue Zuthat zu der alten Figur enthält ein zweiter Bericht desselben Autors[3], demzufolge ein Hans Büler aus der Pfarrei Seewald, „Mittglied des Consistorii", auf dem Frumser-Berg einen Drachen „mit vier kurtzen Beinen und einem Busch

---

[1] Apocalyps. XII, 9: „der Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel."

[2] Hist. nat. Helvet. p. 247 et 257.

[3] Ibid. 251.

einen halben Schuh lang" sah. Die Dicke des Thieres wird übrigens — charakteristisch genug — ebenfalls „wie eines Wiesbaums" angegeben.

In der Erzählung eines Bauers aus Bonstetten vor Herrn Bütschlin, „Pfarrern daselbst", erhält der Drache auch einen gelben Ring um den „ungefähr eines Armes dicken" Hals und eine Krone auf dem Kopf. Nebenbei wurde dieser Bericht auch noch von einem anderen geistlichen Herrn, Pfarrer Hardmeyer zu Affholtern, bestätigt.[1]

Selbst die fließenden Gewässer der Schweiz blieben von den Unholden nicht verschont. Denn „in dem Jahr (1511) sahe man zu Eglisau einen großen Wurm den Rhein hinunterfahren."[2]

Ja sogar an Kaiserhöfen erschienen die Wunderthiere. Denn eine Legende[3] berichtet, daß Karl der Große bei seinem Aufenthalte in Zürich im Jahre 800 eine Glocke für etwaige Supplicanten habe aufrichten lassen. Es sei darauf auch eines Tags deren Ton gehört worden, ohne daß man jedoch Jemand den Strang hätte ziehen sehen, bis man endlich einen großen Wurm entdeckte, der sich um den Strick schwingt „und ziehet also die Glocke an." Der Kaiser beschließt darauf, dem Thiere gleiches Recht wie den Menschen zu gewähren. Die Schlange bücket sich nun vor ihm und kriecht an das Gestad des Wassers, wo „eine Kröte von ungemeiner Größe" in ihrem Nest über den Eiern sitzt. Das Urtheil des Kaisers über die Kröte lautete, „daß sie solte verbrannt werden." Zum Dank dafür kommt die Schlange nach einigen Tagen wieder, kriecht auf die kaiserliche Tafel, stößt den Deckel von einem Pokal, legt einen kostbaren Stein in denselben, „und geht nach gemachter Reverenz wieder hin." Durch dieses „Wunderwerk" wurde der Kaiser bewogen, auf dem Platze eine

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. II, 224.

[2] Lindauers Winterthurer Chronik.

[3] In „Heinrich Brennwalds, letzten Probsts des Klosters Embrach, Chronic".

Kirche zu bauen, die bekannte „Wasserkirche" in Zürich. „Den bemeldeten Stein aber hat der Kayser als eine grosse Kostbarkeit aufgehebt, und seiner Gemahlin zum besondern Liebes-Pfande geschenkt. Er hatte aber die Kraft eines Liebes-Tranks", dergestalt, daß der Kaiser seine Gemahlin nie wieder verlassen konnte. Deshalb nahm dieselbe den Stein in ihrer letzten Krankheit unter ihre Zunge, damit er nicht in die Hände eines andern Frauenzimmers falle. Daher kam es dann, daß Karl den Leib der todten Kaiserin nachmals wieder ausgraben und achtzehn Jahre lang sich überall nachführen ließ, bis ein Höfling den Stein entdeckte und an sich nahm. Alsbald ging des Kaisers Liebe auf ihn und, als der Höfling einmal im Aerger den Zauberstein an „einen stinkenden Ort" bei einem warmen Brunnen hingeworfen, sogar auf diese Erdstelle über, auf der in Folge dessen die Stadt Aachen mit der kostbaren Kathedral-Kirche erwuchs.

Noch wunderbarer lautet eine Drachengeschichte aus Cysat[1], nach welcher ein Drache, der in „einer tieffen Höle" wohnte und dortherum alles Vieh raubte, im Jahre 712 von zwei Jägern den einen „ganz lebendig" verschlang, bis er von dem andern erlegt wurde. Der Verschlungene wurde hierauf „noch lebendig" herausgeschnitten. Zum Andenken ließen die Beiden die Kapelle der h. Margareth bauen, in der die ganze Geschichte, „noch jetzo zu sehen", abgemalt ist.

Der heilige Beat, ein alter Patron der Schweiz, verstand übrigens die Drachen noch einfacher zu tödten, als der Jäger „mit Spiessen und Degen", nämlich nur „durch Gebett und das Zeichen des Kreuzes."[2]

Im Laufe der Zeit werden übrigens die Drachengeschichten nur noch mehr aufgebauscht und immer abenteuerlicher, obwohl man von der Annäherung an unser aufgeklärtes Jahrhundert

---

[1] „Beschreybung des IV. Waldstätten Sees", p. 175.

[2] P. Lang, Christl. Kathol. Helv. p. 532. 677.

hätte anderes erwarten sollen. So begegnete im Jahr 1660 dem Herrn Andreas Roduner, „Landschreiber und Fähnrich der Landvogtey Sargans", bei der Besteigung eines Gipfels „ein erstaunlich grosser Drache", dessen Leib „mit sehr rauhen Schuppen" belegt, und dessen Schwanz drei Ellen lang war. Der Bauch zeigte sich mit braun-rothen Striemen „wie Blut-Adern" überzogen, der ganze Rücken bis an den Kopf „mit Burst" besetzt. Die Dicke des Thieres wird dagegen in diesem Falle einmal bescheidener nur auf einen halben Wiesbaum geschätzt.[1]

An anderen Drachenerscheinungen wurden namentlich noch beobachtet: zweigetheilte Zunge, hervorstehende Ohren, silberglänzende Flügel mit rothen Flecken, blutrothe Hautfarbe, welch letztere beiläufig schon der Drache Homer's hatte[2], u. s. f.; der Katzenkopf wuchs bisweilen bis zu einem Pferdekopf an, die Füße verwandelten sich in flossenartige Ansätze, der Rumpf erhob sich bis zu Kalbes Größe; das Schnaufen der Unthiere war mitunter „ein erschreckliches und auf gewisse Weise trauriges Zischen", bald wieder mehr ein Seufzen mit gleichzeitigem „Erschüttern der Flügel", bald ein Blasen durch die Nase, „wie eine Gans thut"; der Hauch war dabei oft so „vergiftig", daß die Luft, welche über dem Ungethüm wehte, näher kommende Menschen des Gesichts beraubte und ihren Leib so aufblies, daß sie sterben mußten, oder doch „mit Hauptwehe und Schwindel überfallen wurden"; in einem Falle war die Respiration einer solchen Bestie sogar derartig, daß davon nicht nur die Luft, sondern sogar die vorüberfliegenden Vögel angezogen wurden. Manche dieser Scheusale machten sich auch nicht nur hinter Thieren, sondern selbst Menschen her, wie denn z. B. der Name des Dorfes „Oedweiler" daher erklärt wurde, daß ein früher dort hausender Drache Alles hatte

---

[1] Wagner, l. l. p. 249.
[2] Iliad. II, 308.

veröden gemacht.[1] Selbst die getödteten Thiere konnten noch schädlich werden, denn wenn auch nur ein Tropfen Bluts die Haut eines Menschen berührte, so kostete dies das Leben.

Uebrigens hatten diese ungemüthlichen Gesellen auch ihre gemüthlichen Stunden. So erzählt Kircher[2], daß ein „Böttner" aus Luzern einst im Gebirge in eine Grube fiel, in der zwei Drachen hausten, die ihn indeß ganz liebenswürdig empfingen. Denn „sie streichelten ihn sowohl mit dem Schwanz als mit dem Halß." Der Mann verblieb in seinem unfreiwilligen Quartiere sodann sechs Monate lang und nährte sich nach dem Vorbild der Drachen damit, daß er „einen salzichten Saft, welcher durch die Ritzen der Felswänden floße", den sogenannten „Erdsaft", aufleckte. Endlich da die Drachen, von dem unterdeß angebrochenen Frühling gelockt, sich zur Abreise aus dem Winterlogis rüsten unter starker Bewegung der Schwingen, ergreift unser Böttner die Gelegenheit, und „hängt der Bestie an den Schwanz, welche ihn dann aus der Grube fortgeführt." „Weil er aber", fügt Scheuchzer mit der bedeutsamen Bemerkung, „daß ich das Vornehmste nicht vergesse", hinzu, „seine Erlösung der Vorbitt der heiligen Mutter zu danken hatte, liesse er ein Meßkleid machen, auf welches die ganze Geschicht gestickt war." Trotzalledem starb der wackere Böttner, „dessen Magen die gewohnte menschliche Speise nicht mehr vertragen konte", bereits zwei Monate später.

Um die Hartnäckigkeit des ganzen Selbstbetrugs, der mit der Drachengeschichte verübt wurde, noch etwas weiter zu illustriren, sei noch erwähnt, daß uns auch hier wieder, ganz so wie bei den Riesen, mit peinlich genauen Maßangaben aufgewartet wird. So berichtet Wagner über einen Drachen, dessen halber Kiefer mit sehr großem Vorderzahn „1½ viertel Elle und einen halben Zoll" lang war und 7½ Unzen wog. Ein Vorderzahn besonders maß

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. II, 232.

[2] Mundus subterr. lib. VIII, p. 94. Vgl. Scheuchzer, a. a. O. II, 228.

1 ½ viertel Elle, war ½ Viertel dick, und wog 2 Unzen 3 Drachmen. Zwei „Stockzähne“ zeigten eine Breite von ½ Viertel einer Elle und ein Gewicht von je ½ Unze 1 Drachme. Zwei Klauen waren je 1 Drachme schwer; das Schenkelbein, gelblicher Farbe, maß 1 ½ Viertel einer Elle und wog 2 Unzen 3 Drachmen.

Die Untersuchungen wurden an ausgegrabenen Ueberresten von Drachen vorgenommen, die man unter Anderem in ihren Höhlen durch Bergfälle verschüttet worden sein ließ.[1]

Nicht vergessen dürfen wir übrigens, daß die Schweizer Drachen-Historien sämmtlich so gut bezeugt waren, daß selbst der aufgeklärte Scheuchzer sich zu dem Geständniß genöthigt fühlte, „daß es solche Thiere gebe.“[2]

Höchst bedeutsam ist endlich auch noch der Umstand, daß die Drachen frühzeitig schon ihren Wirkungskreis auch auf die Luftregion ausgedehnt haben. So heißt es schon von dem Drachen in der Bibel[3]: „Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel, und siehe, ein großer rother Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner, und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und sein Schwanz zog den dritten Theil der Sterne, und warf sie auf die Erde.“ In gleicher Weise erscheinen aërische Drachen auch im Alpengebiete. Ein Luzernischer Landvogt sahe 1649 bei Nacht „einen glänzenden Drachen aus einen Loch einer sehr großen Felß-Klippe an dem Pilatus-Berg mit sehr schneller Bewegung der Schwingen vorüberfliegen.“ „Im Fliegen warff er Funken von sich, wie das glühende Eisen, wenn es geschmiedet wird.“ Der Beobachter glaubte anfangs, „es wäre etwa eine feurige Luft-Erscheinung, allein nachdem ich alles fleißig beobachtet habe, erkannte ich, so wohl aus der Bewegung, als aus der Beschaffenheit der Gliedmassen, daß es ein würklicher Drache wäre.“[4] Im

---

[1] Wagner, l. l. p. 253, vgl. auch Scheuchzer, a. a. O. II, 232.
[2] Scheuchzer, a. a. O. S. 237.
[3] Offenbarung Joh., Kap. XII, 3.
[4] Kircher, l. l. lib. VIII, p. 94.

Jahre 1603 sahe man Abends 10 Uhr einen feuer-funkelnden Drachen fliegen, der selbst den übergüldeten Knopf auf dem Münster-Thurm um etwas verdunkelte.[1] Noch 1707 erschien zu Bischofzell ein fliegender Drache in der Luft, „so sich anfänglich wie eine lange Stange, darauf wie eine gekrümmte Schlange gezeiget, endlich in 2. Theile getheilet, und nach einer Viertelstunde feurig scheinend verschwunden, da es geschienen, als ob davon Feur auf die Erde gefallen."

Beiläufig erzählen die alten schweizerischen Chroniken noch von einer ganzen Masse anderer feuriger Erscheinungen, so von feurigen Spießen, brennenden Häusern in der Luft, feurig Schwerdt, Spieß und Heerzeug, feuriger Geist, feuriger Ruthe, und dergl., Dinge, wie sie wohl auch anderwärts, im Flachlande gesehen wurden, doch ist es für unsere Darlegung interessant, zu hören, daß man glaubte, wie gerade in dem Gebirge dergleichen am meisten sich zutrage, „als welches über alle Länder erhoben, die Köpfe seiner Bergen über die Wolken strecket, und also der rechte Schauplatz ist, da dergleichen Natur-Comoedien, und Tragödien, nicht von Fehrne, wie in andern Landen, sondern in der Nähe können gesehen werden."[2] In ähnlicher Weise sagt Scheuchzer[3] von dem „Pündtner-Land", daß es ein so bergichtes und mit Höhlen angefülltes Land sei, „daß es wohl seltsam wäre, keine Drachen da zu haben." Und an einer anderen Stelle nennt er die helvetischen Gebirge „eine fruchtbare Zeugmutter von allerhand Luftgeschichten."[4]

Um mit den Drachen abzuschließen, sei an dieser Stelle nur noch kurz des sogenannten Drachensteins gedacht. Derselbe liefert vielleicht das eklatanteste Beispiel von der Leichtgläubigkeit und Kurzsichtigkeit der Alten in Beziehung auf Naturobjekte. Die Sage

---

[1] Suizer, Chron. Helv. p. 125.
[2] Scheuchzer, a. a. O. I, 255.
[3] Scheuchzer, a. a. O. II, 234.
[4] Scheuchzer, a. a. O. I, 254.

vom Drachenstein gründet sich bereits auf eine Stelle des Plinius[1], in der gesagt wird, daß der Drachenstein aus dem Gehirn der Drachen komme, doch müsse er den Thieren noch bei Lebzeiten entnommen werden. Man pflege daher die Drachen einzuschläfern und ihnen dann den Kopf abzuschneiden. Der Stein sei durchscheinend und von Naturpolitur.

Indeß ging die Sage von einem solchen Wundersteine auch anderwärts, selbst in der neuen Welt. Es pflegten beispielsweise die Eingeborenen von Domingo den Europäern von einem wundergroßen Drachen zu erzählen, der einen unschätzbaren Stein auf dem Haupte trüge. Derselbe leuchte hell in der Dunkelheit.[2] Wie diese Sage nach Amerika gekommen, ist nicht zu ermitteln. Vielleicht bietet sie einen neuen Anhalt für eine uralte Verbindung zwischen jenem Erdtheil und Asien, denn in dem letztgenannten Kontinent scheint wie die Heimath des Drachenspuks so auch die des Drachensteins zu sein. Nach Boeth de Boot[3] rühmte sich Marsilius Ficinus ein Exemplar aus Indien bekommen zu haben. Philostratus[4] erzählt, daß die Inder ein scharlachfarbnes, mit goldenen, zauberisch einschläfernden Buchstaben durchwirktes Tuch ausbreiteten und den Drachen dahin lockten, um ihm dann im Schlaf den Kopf abzuschneiden. Ebenso ging in Indien die Sage, daß nur ein von lebenden Schlangen genommener Stein leuchte. Nach den beiden zuletzt mitgetheilten Thatsachen wird beiläufig auch des Plinius Mittheilung auf morgenländische Quellen zurückzuführen sein. Im Mittelalter schickten die Kaiser von China eigene Boten nach diesen Schlangensteinen aus, und die aufgefundenen Exemplare erhielten besondere Namen wie unsere großen

---

[1] L. l. lib. 37, cap. 10. „Draconites sive Dracontia e cerebro fit draconum, sed nisi viventibus abscisso nunquam gemmescit, invidia animalis mori se sentientis“ etc.

[2] Rochefort, hist. naturell. des Isles Antilles p. 21.

[3] Histor. Gemmar. et Lapid. L. II, cap. 172.

[4] Lib. III.

Diamanten. Es meldet dies der Indienreisende Rumph in seinem zu Anfang vorigen Jahrhunderts in holländischer Mundart erschienenen Werke: „D' Amboinsche Rariteitkammer".[1] Der „Karbonkel van een Slang", den der Autor sah, „vvas in de Grootte van en oude geschilde Pinang, ovaals vvyze, dorschynend brandig geel, by Nacht zoo klar schynende, dat een Kamer daar door verlicht vviede."[2]

Im Mittelalter fing der gespenstische Stein auch im Abendland an sein Wesen zu treiben. Hier hatte 1346 ein Tempelherr auf Rhodus die Landplage des Landes, einen schrecklichen Drachen, getödtet. In seiner Familie, dem Geschlechte der Gozzo, wurde späterhin ein länglicher, glänzender Stein aufbewahrt, der von jenem Drachen herrühren sollte und heilkräftige Wirkungen zeigte.[3]

Wenig später taucht auch in der Schweiz, in Luzern, ein Drachenstein auf, dem derähnliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Bei Cysat[4] heißt es von ihm, er sei „groß und beinahem ganz rund wie eine Kugel, von unterschiedlichen Farben, weiß, schwarz, blutfarb, seltsam durch einander getheilt", wiege „neun Untzen", sei „trefflich gut contra pestem, den Schaden mit dem Stein bestrichen oder umfahren, und dann 24 Stunden darüber gebunden. Item den Weibern, so ihre Monat zu streng haben; wer den Bauchfluß, die rothe Ruhr, und rothen Schaden hat, der sol diesen Stein 24 Stunden in die Hand binden, item der sonsten böse Krankheiten mit Flüssen hat." Dem wird dann noch beigefügt, daß der Stein schon seit 60 Jahren „an vielen Menschen der Stadt Lucern eigentlich und gewiß erfahren worden." In Folge dessen konnte es nicht fehlen, daß „in Geheimb

---

[1] Lib. III, Sect. 58, p. 305, 306. Scheuchzer, a. a. O. I, 421.

[2] Zu Deutsch: der Karfunkel von einer Schlange war in der Größe von einer ausgeschälten indischen Nuß, ovaler Form, durchscheinend, brennend gelb, bei Nacht so hell leuchtend, daß eine Kammer davon erhellt wurde.

[3] Scheuchzer, a. a. O. I, 429.

[4] A. a. O.

etlich Fürsten, Nationen, Keiser und Könige samt den Venetianern darnach gestelt und geworben zu kauffen." Natürlich aber hielt man das „wunderlich Kleynod, so von göttlichem Glück gegeben worden, fest und beklagte nur, daß es bei achtzig Jahren oder mehr unbeachtet gelegen und nicht vil erzeigt." Was aber die Herkunft dieses Wundersteines anlangt, so berichtete darüber der damalige Besitzer: „er habe von sinen Vorderen gehört, daß sein Aeni selig diesen Stein funden hab, in einer Matten, als er gehewet hab, sye ein grausammer Drach kommen, in dem Luft schiessen, zu nechst bey ihme hin, von einem Berge genant Rigi, in den andern Berg Fräckmont,[1] und ihm so nahend, von der Höhi herab kommen, daß ihm geschwunden und in Ohnmacht gelegen. Als er auffstunde, funde er ein Schwäre Bluts, so von dem Drachen gesprüzt war, dasselbig Blut wäre zu stund an gestanden, als ein Sultz, in demselbigen Blut sye dieser Stein gelegen."

Bezeichnend aber ist es gewiß, daß diese Aussage sogar amtliche Sanktion erhielt, indem darüber im Jahre 1509 vor dem Rath zu Luzern ein Protokoll aufgenommen und das „Insigel" angehängt wurde. Ein zweites Dokument der nämlichen Behörde vom Jahre 1523 bezeugt die an Amtsstelle unter eidlicher Bekräftigung von verschiedenen Personen, unter denen auch ein Rathsmitglied Hans Studer, über die eigens erlebten wunderbaren Heilwirkungen des Steines gemachten Aussagen. Beispielsweise sei erwähnt, daß einer dieser Zeugen bereits mit den Sterbesakramenten versehen worden war, als der Stein ihn in einer Nacht völlig gesund machte.[2]

Es muß übrigens hier noch betont werden, daß selbst ein Scheuchzer lange Zeit an diesen Stein glaubte und im ersten Theile seiner „Naturgeschichte des Schweizerlandes" sogar um-

[1] Mons fractus = Pilatus.
[2] Scheuchzer, a. a. O. I, 422 ff.

ständlich für denselben und seine Echtheit eintritt. Doch hat er seine Meinung späterhin dahin geändert, daß er den fraglichen Stein für einen „agatartigen Kieselstein" hielt, „welcher durch eine besondere Kunst, so wie er aussiehet, gemahlet worden, davon man in genauer Betrachtung einige Anzeigungen entdecken kan."[1]

Wir haben uns bei den Drachen länger aufgehalten, weil dieselben in der That die größten Popanze fast aller Gebirge der Erde bildeten. Denn zu den angezogenen Beispielen, die in der Mehrzahl allerdings nur auf die Alpen sich bezogen, können wir zum Exempel noch den Kaukasus fügen, wo man sich die Drachen u. A. mit Gänsefüßen schrittweise auf der Erde herumwatschelnd dachte.[2] Man erinnere sich ferner der Benennung zahlreicher Oertlichkeiten in den verschiedenen Gebirgen, welche ebenfalls auf die Drachen Bezug haben, wie des Drachenfels bei Bonn, des Drachenrads (rota del dragone) am Monte Rotondo auf Korsika u. a.

Die Drachen führen uns aber auch gleich zu einer weiteren Schreckgestalt der Berge. Erwähnten wir doch, wie dies auch die angeführten Beispiele zum Theil ergeben, daß die Drachen, die ursprünglich nur als Thiermonstra aufgefaßt wurden und z. B. sterblich waren, innerhalb des Christenthums gar bald als Inkarnation des bösen Prinzips gedacht, bezieh. dargestellt[3] wurden. Es war daher nur ein Schritt bis zur Figur des Teufels selbst, der wiederum nirgends so häufig auftritt als im Gebirge. Indeß ist wohl zu beachten, daß schon das griechische Alterthum ein ähnliches, tückisches Gebilde in die Berge versetzt. Es sind dies die koboldartigen Kerkopen der Herkulessage, die besonders die

---

[1] Scheuchzer II, 219.
[2] Paul Jovius, histor. lib. XVIII.
[3] So bekanntlich in der gothischen Baukunst, wo die Verzierungen der Dachrinnenabgüsse mit Basiliskenköpfen u. dergl. den Sieg der Kirche über die Mächte der Finsterniß versinnbildlichen sollen.

Engpässe unsicher machten, zum Exempel die Thermopylen.[1] In ähnlicher Weise glaubte man auch von begangenen Alpenstraßen, daß der Teufel dort hause und die Reisenden über den Berg hinunterzustoßen suche. Eine solche Sage ging z. B. vom St. Bernhardsberg.[2] Noch Ausführlicheres erfahren wir in dieser Hinsicht von dem altberühmten Uebergang des St. Gotthard. Die bekannte Brücke dortselbst sollte der Teufel, nachdem die Anwohner sich vergeblich gemüht hatten, die jähen Abgründe zu überwinden, selbst gebaut haben, doch gegen das Versprechen, daß der Erste, der dieselbe passire, ihm gehöre. Man habe nun einen Hund hinüber getrieben, den der überlistete Satan in seiner Wuth in tausend Stücke zerriß. Auch sei von demselben darauf ein schwerer Felsblock herbeigeholt worden, der das Bauwerk zerschmettern sollte. Indeß auf Bedrohungen durch einen des Wegs kommenden heiligen Mann habe der leidige Satan den Stein weggeworfen. „Wer diese Fabel nicht glauben will, dem zeiget man noch den Stein selbst an dem Weg unter Gestinen."[3]

Außerhalb der Alpen finden wir etwas Aehnliches auf Teneriffa, wo nach dem Zeugniß des Ritters Scory die alten Spanier den Krater des Piks den „Teufelskessel" nannten, „worinnen alle Speisen der Hölle gekocht würden."[4] Ueberhaupt mußten gerade die Vulkane leicht als Sitz des „Bösen" sowie im Verfolg dessen als Eingang zur Stätte der Verdammniß, wenn nicht gar als diese Stätte selbst erscheinen. Es tritt uns Solches bei den verschiedensten Völkern, in deren Bereich sich brennende Berge befanden, entgegen, selbst bei Nichtchristen. So hielten die alten

---

[1] Herodot 7, 216.

[2] Altmann, a. a. O. S. 251.

[3] Scheuchzer, a. a. O. II, 94 ff. Diese Beweisführung ist nebenbei ein echt scholastisches Kunststück. Beiläufig finden sich auch in den Pyrenäen vom Teufel gebaute Brücken. Vgl. „Anhang zu den Reisen Rammonds" S. 124.

[4] Siehe den Reisebericht in der „allgemeinen Historie der Reisen" 2c., deutsch, Leipzig, 1748, 2. Bd. S. 29.

Guanchen auf der oben genannten Insel ihren Pick für die Hölle und glaubten, daß dahin die Seelen derjenigen ihrer Vorfahren, welche schlechte Menschen gewesen, gelangten, um gequält zu werden.[1]

Mit dem zuletzt angeführten Beispiele lernen wir ein neues Schreckmittel der Berge kennen, nämlich Geister, Gespenster, das heißt Seelen Verstorbener, die daselbst „umgehen" sollten. In der Regel waren dieselben dabei an eine bestimmte Lokalität, meist an den Ort gebunden, wo sie etwa im Leben Schlimmes verübt hatten, so daß es nun hieß, es „spuke" daselbst, wie dies der Volksmund allerdings auch von Stätten in der Niederung, aber doch nicht annähernd so häufig und mit solcher Hartnäckigkeit behauptet hat, als im Gebirge, in welchem ja schon die griechische Sage Nymphen, Satyrn und andre dämonische Gestalten zu Hause sein läßt.[2]

Um zunächst wieder die Alpen heranzuziehen, so sei vorerst einer Geschichte gedacht, welche die Anwohner von den Clarider-Alpen erzählen. Es soll nämlich dort vor Zeiten ein Senn eine leichtfertige Dirne derartig luxuriös unterhalten haben, „daß er ihr von der Sennhütte bis zum Käsgaden den sonst kothigten unflätigen Weg mit Käsen bespreitet, damit sie ihre Schuhe nicht besudelte." Einmal nun sei auch seine arme Mutter gekommen, „um ihren hungrigen Bauch mit Milch zu füllen", der gottlose Sohn aber habe ihr Pferde-Harn unter letztere gemischt und sie „mit so schlimmem Traktament wiederum abgefertigt." Das arme Weib habe ihn darauf verflucht und in Folge dessen die Erde ihren Mund aufgethan und ihn sammt dem Mädchen verschlungen, zugleich aber auch seien „die oberen Firn und Felsen" eingefallen und die vorher grasreichen fetten Alpen damit überdeckt worden,

---

[1] Siehe den Reisebericht in der „allgemeinen Historie der Reisen" 2c., deutsch, Leipzig, 1748, 2. Bd. Seite 29.

[2] Preller, a. a. O. Bd. I, S. 35.

so daß sie seitdem ganz unfruchtbar lägen, der Geist des Senners aber lasse sich noch an der Unglücksstätte sehen.[1]

Dies nur ein Beispiel von tausend ähnlichen Sagen, die sich auf andere Theile des Gebirges beziehen. Was die Art solcher umgehender Geister anlangt, so sind sie meist von recht boshafter Natur, besonders wenn sie mit Namen gerufen oder sonst herausgefordert werden. So erzählte ein „ehrwürdiger" Priester unserem Scheuchzer, daß er in seinen jungen Jahren einmal zu den oben genannten Alpen aufgestiegen sei und an dem Ort, wo die Sennhütte gestanden, den „mit Leib und Seel verschlungenen Senn kühner Weise ausgefordert, worauf die Erde in eine Erschütterung gerathen, und die Felsensteine von der Höhe mit grossem Geräusche und zu seinem großen Schrecken heruntergefallen, daß er sich mit seiner Flucht salvirt, und Gott gedanckt, daß er mit dem Leben davon gekommen."[2]

Mitunter gehörte auch der spukende Geist bei Lebzeiten gar nicht der Gegend an, die er nach seinem Tode beunruhigte, sondern war nur dahin gewissermaßen strafversetzt worden. Es gilt dies z. B. von Pilatus, der sogar aus dem fernen Morgenlande in's Schweizerland gekommen war.

Wir gehen auf diese alte, von dem Schweizervolke mit Vorliebe behandelte Sage etwas näher ein, zumal keine andere so bezeichnend ist für die von uns behauptete Furcht der Alten vor dem Gebirge als diese.

Der Berg, welcher gegenwärtig den Namen des aus der Bibel sattsam bekannten römischen „Landpflegers" trägt, mag wohl in Folge seiner besonderen Beschaffenheit, die ihn dazu hervorragend geeignet erscheinen ließ, schon in alter heidnischer Zeit der Mittelpunkt vieler Sagen gewesen sein.[3] Späterhin, als durch

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. Thl. II, S. 83.

[2] Ebenda S. 84.

[3] Vgl. was unten über durch Steinewerfen erregbare Seen und Höhlen

das Christenthum die Figur jenes Mannes, der dem Heiland der Welt den Tod gegeben, eingeführt wurde, lag der Gedanke, dieselbe, an der die ärgste Unthat der ganzen Geschichte haftete, mit einer der wildesten bekannten Berggestalten in Verbindung zu bringen, den Anwohnern wohl nahe genug. Natürlich ließ es die Theologie jenes Zeitalters auch nicht daran fehlen, der Volkssage eine Art historische Unterlage zu geben. Wahrhaft geschichtlich bezeugt scheint betreffs des Endes jenes Mannes nur zu sein, daß er aus irgend einem Grunde in Ungnade gefallen war und etwa 40 n. Chr. nach Rom gerufen wurde, wo er sich im Gefängniß selbst entleibte.[1]

Spätere Schriftsteller lassen ihn schon nach Lyon verbannt worden sein. Und nun werden die Autoren, die sich mit ihm beschäftigen, immer erfinderischer. So berichtet Otto von Friesen[2] bereits von seinem Tod in dem Rhone bei Vienne, in Folge dessen der Fluß in jener Gegend noch jetzt mit seinem Ungestüm die Schiffe bedrohe. Jacobus de Voragine[3] endlich, der berüchtigte Legendensammler († 1298), verband die verschiedenen Theile der Pilatus-Sage zu einem Ganzen und stellte auch den Connex mit der Schweiz her. Nach ihm sollte Tiberius, unzufrieden mit der Hinrichtung Christi, den Pilatus nach Rom citirt haben, wo er zum Tode verurtheilt worden sei, indeß sich zuvor selbst entleibt habe. Der Leichnam sei darauf in die Tiber geworfen worden, habe aber den Fluß derartig aufgeregt, daß eine Ueberführung nach dem Rhone, und, da auch dort der alte Spektakel wieder anfing, nach Lausanne, von dort aber endlich aus dem gleichen Grunde in einen felsumhegten Sumpf vorgenommen wor-

---

gesagt wird. Es dürfte dadurch der Kern der Pilatussage als eine uralte Vorstellung nachgewiesen werden.

[1] Eusebius, histor. eccles. lib. II, cap. 7 und Andere.

[2] Lib. III, cap. 13.

[3] „De vitis et historiis sanctorum“, titul. de pastione Xi.

den sei.[1] Bald versetzte man auch das Weib des Pilatus in die gleiche Gegend und wies ihr den zweiten See des Berges zur Wohnung an. Diese kleinen, unheimlichen Wasserbecken sollten von unergründlicher Tiefe sein, und trotzdem, daß sie rings mit wasserreichen Hügeln umgeben seien, niemals weder wachsen noch abnehmen.[2] Eine andere Sage läßt übrigens den Pilatus anfangs in einer Höhle des Berges seinen Sitz gehabt haben, bis ein fahrender Schüler ihn von einem viereckigen Steine aus, den man für einen Druiden-Altar hielt, beschwor, so daß er sich in den See stürzte.[3] Der letztere aber sollte von da an die Eigenschaft haben, selbst bei heiterstem Himmel aufzubrausen und die fürchterlichsten Unwetter aufsteigen zu lassen, wenn Jemand absichtlich Steine hineinwerfe oder aber auch den Pilatus mit Namen rufe, ihn necke oder beschimpfe.[4] Ja schon eine geräuschvolle, leichtsinnige, übermüthige Annäherung an den Unglückssee, lautes Reden und Lärmen konnte das Unheil heraufbeschwören. Ueberhaupt durfte man nicht ganz nahe hinzutreten, auch nicht etwa die Tiefe zu messen versuchen.[5] Nur wenn etwas absichtslos in den See falle, oder ein unvernünftiges Thier demselben nahe oder ein heiliger Mensch herzukomme, trete das Uebel nicht ein.[6] Außerdem erscheine der Held des Tümpels an jedem Charfreitag leibhaftig, angethan mit dem Amtskleide seines ehemaligen richterlichen Berufs[7], und wer ihn dann erblicke, könne dasselbige Jahr nicht überleben.

---

[1] „In quoam puteo montibus circumsepto."

[2] Gessner, descriptio Montis Fracti etc.

[3] Ibid.

[4] „In quem de industria injecta maximas tempestates ciere" etc., „quae vero casu incidant, nihil irritare eum." Vadian, commentar. in Pompon. Mel.

[5] „Eam (sc. profunditatem) experiri aut paludem quoquo modo attingere nefas." Gessner l. l.

[6] „At si bos, equus vel alia bestia a lacum accesserit, nullum malum inde contingit." Malleolus, dialogus inter rusticum et nobilem, cap. 32.

[7] „Iudicis habitu". Vadian, l. l.

All diese Behauptungen waren zuletzt so in Fleisch und Blut des abergläubischen Volkes eingedrungen, daß sich ein förmliches Ueberwachungssystem für den unheimlichen Berg ausbildete. Die Behörde in Luzern gestattete seine Ersteigung, die trotz der eingebildeten Gefahren doch aus Neugierde vielfach schon in ältester Zeit unternommen wurde, nur zuverlässigen, gesetzten und gut beleumundeten Personen. Diese erhielten einen förmlichen Erlaubnißschein eingehändigt, den sie in den Dörfern am Fuße des Gipfels vorzeigen mußten. Hier wurden ihnen dann aus der Mitte der Bewohner, die alljährlich mittelst Eides sich verpflichten mußten, Niemand ohne Führer an die Seen gehen zu lassen, besondere Begleiter gestellt, über deren Rechtschaffenheit kein Zweifel obwalten durfte.[1] Diese letzteren pflegten dann noch außerdem den ihrer Obhut anvertrauten Reisenden das feierliche Gelöbniß abzunehmen, nichts in den See zu werfen oder sonst Ungehörigkeiten zu verüben. Sie wiesen dabei auf die Lebensgefahr hin, in die man sich begebe, und forderten ehrerbietiges Stillschweigen und ein demüthiges Wesen. Man kann sich aus alledem eine Vorstellung von der Erregung machen, in welcher die Besteiger dem mysteriösen Wasser nahen mußten.[2] —

Die Pilatussage führt uns — und das war auch ein Grund, sie ausführlicher zu behandeln — noch auf eine andere Art der Bergfurcht der Alten. Es blieb nämlich nicht einmal dabei, daß man an irgend einer „gruseligen" Gebirgsstätte die Wirksamkeit eines Geistes sah; nein, die fragliche Oertlichkeit selbst spukte, gleichsam als ob sie Verstand habe und eine Person sei. Namentlich aber kehrt hier vielfach das Heraufbeschwören von allerhand Unwettern bei hellstem Wetter in Folge Steinewerfens wieder. Es ist dies ein uralter und weit verbreiteter Aberglaube, so daß

---

[1] Geßner, descriptio Mont. Fr.

[2] „Iterumque modestiam atque etiam silentium tanquam ad sacra perduceret, expostulans.“ Vadian l. l.

wir eben also auch für die Pilatussage einen alt-heidnischen Hintergrund finden, den das hinzutretende christliche Element dann nur benützte.

So finden wir zunächst schon in der Schweiz Höhlen, die sich ähnlich empfindlich erwiesen wie der Pilatus-See, beispielsweise eine solche auf der sogenannten „Scheibenflu" in den Berner Alpen, die auf Steinwürfe mit Hagel und Wind antworten sollte.[1] Eine andere fand sich in dem Appenzeller Gebirge. Sie stand im Geruch, bei muthwilliger Störung ihrer Ruhe einen furchtbaren Wirbelwind zu entfesseln.[2]

Außerhalb der Alpen treffen wir Aehnliches, z. B. in den Apenninen bei Pistoja, an. Dort war — um die Verwandtschaft mit der Pilatussage noch deutlicher zu machen — ein See, der sich ebenso leicht erzürnen ließ.[3] Dasselbe wurde auch noch von einem anderen benachbarten Gewässer behauptet, wie Bocaccio mittheilt.[4]

Um auch noch in's klassische Alterthum zurückzugreifen, so sei darauf hingewiesen, daß Pomponius Mela von einem Felsen in der Kyrenaika berichtet, der schon bei der Berührung mit der Hand in ungeheure Aufregung gerieth und Staubwolken aufwirbeln ließ.[5]

Nach Plinius ferner gab es in Dalmatien eine Höhle, die, wenn auch nur das Geringste in sie hineingeworfen wurde, sogleich auch bei heiterstem Wetter die ärgsten Stürme gebar.[6]

---

[1] Joh. Rod. Rebmann, lib. de Natur. Magn. cfr. Wagner, l. l. p. 39.

[2] Vadian l. l. 34: „dejecto levi pondere, quamvis tranquillo die, turbini similem emicare procellam." Die Stelle ist, charakteristisch genug, der unten sub 6 citirten Stelle aus dem Plinius nachgebildet.

[3] Malleolus l. l. „lacus ejusdem dispositionis ad provocandum tempestates horribiles."

[4] Vgl. den Anhang zu Scheuchzer, „Helvetiae Stoicheiographia" etc. p. 241.

[5] De situ orbis lib. I.

[6] L. l. lib. II, cap. 47. Die interessante Stelle lautet: „Sine fine ventos generant jam quidam specus, qualis in Dalmatiae ora, vasto in praeceps hiatu, in quem dejecto levi pondere, quamvis tranquillo die, turbini similis emicat procella."

Bei gleich großer Reizbarkeit wie beim Pilatus-See finden wir natürlich auch ähnlich komische Vorsichtsmaßregeln seitens der Anwohner. So war der Zugang zu dem erwähnten Loche in den Appenzeller Alpen verzäunet, und die Hirten zeigten es, aus Furcht, man möchte etwas hineinwerfen, nicht so leicht.[1]

Es wird uns übrigens auch von einem harmloseren See berichtet, der gar musikalisch war und bei dem Klang von Flöten seine Wasser sich nach dem Takte heben und senken ließ. Immerhin kann dies Beispiel ebenfalls von der herrschenden Leichtgläubigkeit in Bezug auf Gebirgsobjekte Zeugniß ablegen.

Andere Seen übertrafen dagegen wieder auch den Pilatus-See an Wildheit und Reizbarkeit. Beispielsweise gab es solche, die sogar heimtückisch Menschen, die harmlos in ihrer Nähe sich schlafen gelegt, anzogen und verschlangen. So berichtet der ehrwürdige Herr Osvvaldus Molitor, „treu-eyfriger Diener Göttlichen Worts zu Ander in Schams", in einem an Scheuchzer gerichteten Brief vom Jahre 1700[2] über einen kleinen, von allen Seiten aus mit einem Stein zu überwerfenden, aber unergründlich tiefen See Namens Calandari auf der Arosen-Alp im Samser Gebiet, daß er bei einem ungestümen Wetter in seiner Mitte zu einem gewaltig großen Wirbel anschwelle, „welcher in zunehmendem Wachsen so starck brüllet, daß man ihn von einem Berg zum andern wohl sechs Stunden weit hören kan;" zudem habe der See noch eine andere „verborgne" Eigenschaft, daß er nämlich die Menschen, so dabei schlafen, an sich ziehe, „wie ich denn gehört, und von alten Personen bin versichert worden, daß eine Frau ziemlich weit von diesem See geschlaffen, und von demselben angezogen, und verschlungen worden. Nach diesem hat man ihren Gürtel mit Schlüßlen an dem Ufer des Rheins gefunden, welcher Fluß von dem See vier Stunden entlegen." „Es sind noch mehr Leute im

---

[1] Vadian, l. l. lib. I, p. 34.

[2] Scheuchzer, „Naturgesch. des Schweizerl." &c. I, 314.

Leben, welche auch bey diesem See eingeschlaffen, und da sie erwachen, schon mit ihren Füssen in dem Wasser gewesen." Derselbe Gewährsmann erzählt ferner von diesem See, daß einmal junge Bursche sieben Pferde „aus Lust" hineingetrieben, die Thiere seien aber drei Stunden lang darin verschwunden gewesen, bis endlich „eine alte graue Stuth, und die übrige alle, je ein Pferd auf dem Rücken des andern, fest angeschlossen", hervorgekommen seien, welche aber, als sie das feste Land erreichten, „lang nach einander wie tod gelegen." „Es ist auch noch", so fährt der Brief fort, „diß zu bemerken, daß diese Pferde, ehe sie eingesprengt worden, alle beschlagen gewesen, wie sie aber heraus gekommen, alle Fuß-Eisen verlohren."

Beiläufig führt dieser Bericht auch gleich auf einen alten Aberglauben hin, den wir als zur Sache gehörig nicht übergehen dürfen. Es betraf derselbe die Tiefe der Gebirgswässer, die in alter Zeit genau ebenso übertrieben wurde, als die Höhe der Berge. So erzählt Geßner [1], daß er auf einem sehr hohen Berge Savoyens einen kreisrunden kleinen See gesehen, der indeß so tief sei, daß man annehme, er reiche bis auf die Basis des Berges hinunter. Es sei nämlich einmal ein Ochse hineingefallen, dessen Kopf und Hörner später in einer Quelle am Fuße des Höhenzugs wieder zum Vorschein gekommen wären.

Aehnliche Ansichten herrschten oder herrschen noch jetzt auch bei den Eingeborenen anderer Hochgebirge. Wir erinnern nur an die „Meeraugen" der Tatra, denen man, ehe nüchterne Reisende Messungen anstellten, eine unterirdische Verbindung selbst mit dem doch so fernen Meere zutraute. [2]

Auch die Behauptung von dem Mangel eines Zuflusses oder Abflusses oder beider waren oft wiederkehrende Lieblingsideen. [3]

[1] L. l. perexiguum (sc. lacum), sed tantae profunditatis, ut montem totum penetrare crederetur, etc.

[2] Die Tiefe des großen Fischsees beträgt nur 60 m.

[3] Von dem oben erwähnten Calandari wird z. E. behauptet: „hat seinen Einfluß, aber keinen Ausgang."

Brüllende Seen, wie der oben erwähnte, gab es übrigens, um dies hier noch nachzutragen, ebenfalls auch anderwärts, so im „Thale Savogno in Pündten", und im Sarganserland, vier oder fünf Stunden oberhalb Pfeffers.[1]

Als besondere Kuriosität sei zu diesem Kapitel über spukende Vertiefungen — gleichgiltig ob mit Wasser gefüllt oder leer — noch die Erzählung eines „hochbetagten Herrn", gewesenen Landammans im Ausser Rhoden, gefügt, der einmal „bey seinen jungen Tagen" nur eine Blume in ein „Windloch" warf und erfahren mußte, daß alsbald ein Dampf aufstieg, „doch neben dem Berg, nicht aus dem Loch."[2]

Wie den stehenden Gewässern, so traute man auch den fließenden in ähnlicher Weise übernatürliche Kräfte zu. Namentlich wurden die intermittirenden Quellen vielfach zum Mittelpunkte der wunderlichsten Sagen. So sollte der berühmte Engstler Brunnen auf der gleichnamigen Alpe leicht „ganz abstehen", „wenn was unreines darin gewaschen werde", eine Behauptung, deren Wahrheit Alle bekräftigten, mit denen Scheuchzer davon sprach.[3]

An einer anderen Stelle seines Werkes berichtet derselbe Autor von einer Sage, nach welcher der gedachte Brunnen nur Morgens, Mittags oder Abends fließe, wenn das Vieh kommt zu trinken.[4]

Ueberhaupt war diese Quelle unausgesetzt ein Gegenstand des höchsten Erstaunens und weit und breit berühmt. „Helvetische und fremde Scribenten" meldeten Wunderdinge von ihr.[5]

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 315.

[2] Ebend. I, 318.

[3] Scheuchzer, a. a. O. I, 342.

[4] Ebend. II, 14.

[5] So Stumpf: Helvet. Chorograph. lib. VII, 21, Zwinger: Method. Apodem. II, 5, p. 84, Schweizer: descript. Helvet. p. 6, Räbmann: Gespräch von den Bergen, Bl. 89, 200, Cysat: a. a. O. 247, Plantin: Helvet. p. 71, Wagner: Helvet. Curiosit. 132, Werner: de admir. Hungar. aquis, 19 u. A.

Andere Schweizer Quellen waren dadurch hochinteressant, daß sie angeblich nur „von einem h. Kreutztag zu dem andern" floßen, nämlich „von der Creutz-Erfindung bis zur Creutz-Erhöhung." [1]

Auch die sogenannten „Hungerbrunnen" mögen hier genannt sein. Dieselben sollten nur bei einbrechenden theuren Zeiten Wasser geben, „bey anhaltender Wolfeile" aber ganz trocken bleiben. Es fand sich eine solche zärtlich fürsorgliche Quelle unter Anderem zu Wangen, zu Eglisau u. s. f. [2]

Um auch noch aus einem anderen Gebirgsgebiete einen Beleg für den beregten Aberglauben zu bringen, so erwähnen wir, daß beispielsweise die intermittirende Quelle des Schawnike im Dormitor-Gebiet von den Montenegrinern als Sitz eines Dämon angesehen wird, der je nach Laune das Wasser im Innern des Gebirgs bald zurückhalte, bald frei gebe. [3]

Wenn aber Seen, Bäche, Höhlen durch ihre wilde Umgebung oder eigenes schauerliches Ansehn die Furcht, die sich in den angeführten Sagen ausspricht, wenigstens einigermaßen erklärlich machen, so weiß man nicht, was man sagen soll, wenn man liest, daß selbst die friedfertigen Gemsen Gegenstände abergläubischer Scheu wurden. Man stützte sich dabei auf die sogenannten „Gemsballen", jene in ihrer äußeren Erscheinung den Haarballen andrer Thiere ähnlichen, jedoch nicht aus Haaren, sondern aus Wurzelfasern zusammengefilzte Kugeln, welche sich hin und wieder im Innern erlegter Gemsen finden. Diese einfachen Natur-Gebilde sah man für etwas derartig Außerordentliches an, daß sie allmählich einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildeten und von der Schweiz aus in alle europäischen Länder verschickt wurden. Man glaubte, daß sie, die bekanntlich, gerade so wie die Haarballen, den Grund zu einer Abmagerung und zu successivem Ver-

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 347.
[2] Ebend. I, 336 und 339.
[3] Siehe mein „Montenegro", S. 295.

fall des damit behafteten Thieres abgeben, im Stande seien, die letzteren „fest" oder wenigstens „so harten Lebens" zu machen, „daß sie kaum mit verschiedenen Schüssen umzubringen." Die Jäger behaupteten sogar, daß sie in Folge dieser „Lebenshärtigkeit" schon vor dem Ausweiden der Beute genau bestimmen könnten, welche Thiere Kugeln in sich haben müßten und welche nicht. Selbst ein Scheuchzer konnte noch zugeben, daß diese Gemsballen möglicherweise eine gewisse Kraft besäßen, welche „dieser Thieren Geblüt so lebhaft, die Geister so beweg-empfindlich, und die Zäserlein selbst so starck machet, daß sie dem Tod länger widerstehen können, als andere."

Was war natürlicher, als daß solche wunderbare Kugeln auch dem Menschen gute Dienste leisten mußten. Darum wurden sie von Offizieren und Soldaten mit vielem Gelde bezahlt und als Amulet getragen. Ja sie sollten nicht nur gegen „die natürliche Gewalt des Degens, Messers, Kugeln, und andrer verletzender Dingen" schützen, sondern auch alle nur erdenkbaren Krankheiten heilen können. Man nannte sie daher im Vergleich mit dem indischen Bezoar-Steine Bezoar germanicum und Georg Hieronymus Velschius, der Medizin Doctor zu Augsburg, schrieb sogar über sie ein ganzes Buch, in welchem er sie Aegagropili taufte und „einen langen Rodel von gar vielen Zuständen des menschlichen Leibes", „des Hauptes, der Augen, der Lunge, des Hertzens, des Magens, Leber, Nieren, Mutter, Nerven und andrer Glieder mehr" vorbrachte, in welchen jene Kugeln dienlich sein sollten.[1]

Daneben glaubte man, daß die harmlosen Gratthiere sich auch dadurch kugelsicher machen könnten, daß sie „Morgens nüchtern und frühe vor der Sonne Aufgang von der Gems-Wurtz, insonderheit von derjenigen Art, welche blaue Blumen habe, essen."[2]

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 458 ff.

[2] Ebend. I, 67.

Ueberhaupt war die „Vestigkeit“ der Gemsthiere ein Lieblingsthema aller Nimrode der Alpenwelt.[1]

Doch nicht genug. Auch dem todten Mineralreich traute man geheimnißvolle und verderbliche Kräfte zu. So sagt Breydenbach von den Indienfahrern, deren er bei Besprechung des rothen Meeres Erwähnung thut: „Die selben schyff mussen keyn ysen nagel auch keyn ander ysen gezug haben. sunder mit hultzen nagelen vnn mit seylen syn sie gehefftet. Vnd diß vß der Vrsach. wan die selben schyff faren fur ettlich velsen vnd berg ym meer die gantz magneten sin. vnd wo ysen dar ynn were so zügen die selben magneten die schyff an sich. vnd da mitt wurden sie an den velsen vnd bergen zerstossen.“[2]

An dieser Stelle dürfte auch der kuriosen, noch nicht allzu lange überwundenen Ansicht früherer Zeiten über die Petrefakten zu gedenken sein. Man nannte diese letzteren lapides figurati, und glaubte, daß sie einer „verborgenen Natur-Kraft“ zuzuschreiben seien, welche sie also in der Erde gestalte.[3] Diese geheimnißvolle Kraft führte die Bezeichnung vis figuratrix, oder vis plastica, vis lapidifica, oder hieß auch spezieller, je nach der Form der betreffenden Versteinerungen, κερατοποιητική (die Hörnerbildende) oder λογχοποιητική (die Muschelbildende).[4] Auch an die allgemeine Weltseele, die anima mundi, dachte man oder sprach von einem spiritus architectonicus, der in der Erde wirke.[5] Andere wieder nahmen „eine durch die Erde vertheilte Saamen-Kraft“ (vis seminalis) an oder glaubten, daß „kleine Muschel-Schnecken und andere Sämlein in einer gewissen dienlichen schleimichten Erde

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 67.

[2] Reyss nach Jerusalem, selbständig und im „Francfurter Reisbuch“. Die gemeldete Thatsache traf übrigens zu, nur die Erklärung war thöricht, denn die indischen Schiffer mieden das Eisen beim Schiffsbau lediglich der in ihrer Heimath so schnell sich vollziehenden Oxydation wegen.

[3] Scheuchzer, a. a. O. I, 147.

[4] Ebenda I, 176.

[5] So Baptist Helmont, bei Scheuchzer, a. a. O. I, 176.

sich aufschwellen, in eine Gährung gerathen, und wirkliche Thiere oder derselben Gehäuse zeugen können, welche auch leben würden, wenn nicht ein versteinernder Geist oder Saft sie ergriffe und in ein hartes Wesen verwandelte."[1] Noch Andere[2] meinten, „daß die aus dem Meere und der Erde aufsteigenden Dünste das kleine Gesäme der Muscheln, Schnecken und anderer Thieren und Gesämen mit sich führen können", daß dies darauf „innert die Erden Löchlein" eindringe, und dann dort, sofern es sich nur in einer „bequemen Materie" ausdehnen könne, „allerhand Bilder" gestalte.

Bei derartigen Ansichten über den Ursprung der Petrefakten mußte natürlich das Erstaunen über manche aufgefundene und besonders naturgetreue Exemplare, die mit anderen derartigen Dingen in besonderen Raritätenkabinets, z. B. in dem „Rarithecium publicum" in Zürich, aufbewahrt wurden, nicht geringe sein. So erwähnt Wagner[3], der den „Spielen der Natur im Gestein" ein besonderes Kapitel seines Buches gewidmet hat, mit besonderem Nachdruck eines in der Schweiz gefundenen „Kiesels von gelblicher Farbe", der in „überaus zierlicher Weise" die Gestalt einer „Meer- oder Täschen-Krabbe" nachahme.

Man fand indeß solche Wunderwirkung der Natur nicht nur in Versteinerungen sondern auch in den verschiedensten anderen Erscheinungen, theilweise der einfachsten und für uns kaum auffälligen Art, zur Bethätigung gekommen. Der Fußeindrücke in Stein, die eine Lieblingssage aller möglichen Völker und Zeiten bilden, wurde schon gedacht. Wagner erzählt[4] ferner sogar von einer ganzen weiblichen Figur, die man in einer Höhle in dem Felsen abgedrückt finden wollte und mit dem Namen der Maria

---

[1] Vgl. Lucas Rhiem, disputat. de ebore fossili.

[2] Besonders der Engländer Eduard Luidius, bei Scheuchzer, a. a. O. I, 177.

[3] Historia naturalis Helvetiae, Artic. VIII: „de lusu Naturae circa Lapides." Die Stelle lautet: „Silex colore subluteo, Cancrum marinum seu Pagurum forma sua eleganter exprimens."

[4] Ibid II.

Magdalena belegte. Ja im Kanton Uri entdeckte man noch 1660 ein solches Naturbild der Muttergottes sammt dem Kinde, ein Wunder, das alle Betheiligten aufs tiefste erschütterte.[1]

Aber auch schon irgend anormale oder doch besondere Erscheinungen erregten die abergläubischen Leute nicht wenig, namentlich spiralförmige Gesteinsbildung, die natürlich sofort wieder an Schlangen erinnerte. Einen solchen Stein besaß beispielsweise der schon öfters genannte Geßner, der sich nicht wenig darauf zu gute that, wie er denn sogar ein ganzes Werk über „steinerne Gebilde"[2] verfaßte. Zufällige Kreuz- und Querstriche verband die geschäftige Phantasie in patriotischer Weise zu förmlichen Wappenbildern des betreffenden Territoriums.[3] Ja selbst schon die bloßen Dimensionen eines Felsblockes konnten, wenn eine gewisse Harmonie herauszufinden war, Auffallen erregen. So führt Wagner einen Stein auf, dem die Natur gerade 35 Klafter Länge, 10 Klafter Breite und 15 Klafter Tiefe gegeben.[4]

Am interessantesten dürfte aber von allen hierher gehörigen Geschichten das Kapitel von den Naturwürfeln sein Es waren nämlich etwa um den Anfang des 17. Jahrhunderts mehrfach, erst in geringer Zahl, dann immer massenhafter, kleine, den Spielwürfeln täuschend ähnliche, namentlich auch mit der rechten Punktirung versehene, beinerne Hexaeder aufgetaucht, welche in Zürich und besonders bei Baden in der Schweiz auf einer Wiese gefunden worden waren, die deshalb die Würfel-Wiese genannt wurde. Nach Einiger Behauptung sollten Maulwürfe zu der Entdeckung verholfen haben. Die höchst simplen und unscheinbaren Fundgegenstände, die in einer aufgeklärten Zeit kaum Beachtung ge-

---

[1] Ibid IV. „mulieris infantem in ulnis gestantis — non sine stupore aspectantium apparuit."

[2] De figuris lapid. Die angezogene Stelle siehe cap. 15.

[3] Lycosthenes, lib. de prodigiis et ostentis, p. 658: „insignia Burgundica quasi a natura insculpta".

[4] L. l. p. 331: „lapis etc. a natura ita formatus".

funden haben würden, erregten aber in jener noch von so finsterem Aberglauben beherrschten Periode das außerordentlichste Aufsehen. Jedermann brannte darauf, die Wunderdinge mit eigenen Augen zu sehen, die Kunst- und Naturalien-Kabinete angelten nach ihnen als den größten Schaustücken und horrende Preise wurden für den Tand bezahlt. Noch 1718 konnten für ein einziges Exemplar 50 Louisd'or gefordert werden. Kaiser und Könige selbst begehrten nach den seltenen Kleinodien. So hinterließ der 1638 zu Königsfelden verstorbene Herzog von Rohan ein ganzes Viertel dieser sogenannten Baderwürfel, wie Cysat[1] berichtet.

Billig fragt man da, was denn der Grund solcher Hochschätzung war. Und was müssen wir hören? Etwas, was wir wohl kaum erwartet hätten. Die Baderwürfel galten als Erzeugnisse der „philotechnischen" Erde. Man nahm zu einer natürlichen Erklärung, die in diesem Falle aber gerade die allerunnatürlichste war, seine Zuflucht. Die Masse, in der zufällig die fraglichen Objekte eingelagert gewesen waren, sollte die „natürliche Zeugmutter" derselben gewesen sein. Manche suchten diese Erklärung philosophisch durchzuführen, indem sie vergleichshalber auf die platonische Lehre von den „Ideen", die vor dem in's Leben Treten der Dinge selbst vorhanden seien, den Urbildern oder Urtypen von allem Gewordenen, oder wohl auch auf die Atomenlehre hinwiesen. Andere wieder befleißigten sich, die mysteriöse Sache mehr auf naturhistorischem Wege aufzuhellen, und erinnerten an die Hexaeder-Form mancher kristallisirender Mineralien, namentlich des Schwefelkieses, von dem man gerade in der Schweiz damals schöne Exemplare gedachter Kristallgattung besaß.

Auf alle Fälle aber stand man auf dem Boden der oben erwähnten Meinung von dem Naturursprung der ominösen Gegenstände. Selbst ganze wissenschaftliche Korporationen von bestem

---

[1] A. a. O. S. 250.

Rufe machten keine Ausnahme. So heißt es in einem Bericht der „Breßlauischen Gesellschaft der Nat. Curios." gelegentlich der Besprechung der Würfelgeschichte von 1719: „Wir müssen hier eine Nachricht beybringen, die der Meinung, daß diese Würffel in der Erde gezeuget werden, ziemlich günstig zu sein scheinet. Selbige kommt uns zu von dem geschickten Gottesgelehrten Herrn Jakob à Mellen in Lübeck, so wie ihme sein auf Reisen begriffener Herr Sohn von dem 22. Nov. Anno 1718 aus Zürich zugeschrieben: Bey dem Hrn. D. Scheuchzer bin ich öfters gewesen, und habe dessen Kabinet wohl durchsehen, das neueste und curieuseste in demselben ist der Matrix Tesserarum Badensium, oder ein Stein, worinnen man deutlich sehen kan, wie die Würffel aus demselben herauswachsen, worunter einige noch so klein, daß man sie mit den blossen Augen kaum erkennen kan."[1]

Selbst Scheuchzer der anfänglich behauptet hatte, daß die Würfel aus der Erbschaft des klassischen Alterthums, spezieller von römischen Soldaten stammten, wurde späterhin wieder stutzig, und wußte selber nicht mehr, was er von der Sache halten sollte.[2]

Erst sein Bruder Joh. Scheuchzer vermochte in seiner Antrittsrede[3] als Professor Philos. Natur. im Gymnasium zu Zürich „mit unwidersprechlichen Gründen" darzuthun, daß die Baderwürfel nicht von der Natur „gezeuget", sondern „beinern und gekünstelt" seien. Ein „habiler" Kopf hatte es, vielleicht angeregt durch einen entsprechenden römischen Fund, verstanden, Würfel zu fabrizieren und mit großer Geschicklichkeit auf den Stein zu leimen oder in denselben einzusetzen.

Das Volk aber mochte noch lange theils der Ansicht sein, daß das edle Würfelspiel erlaubt sei, da es die Natur selbst erfunden, oder aber auch, daß es als teuflische Invention ange-

---

[1] Breßl. Samml. A. 1719. Januar. Classe IV. Art. V. p. 61.
[2] Naturgesch. 2c. I, 383 ff.
[3] Dissertatio de Tesseris Badensibus.

sehen werden müsse, da die Hilfsmittel dazu nicht aus Menschenhand hervorgegangen.[1]

Indeß nicht nur das Mineralreich sondern auch die Luftregion innerhalb der Gebirge betrachteten frühere Zeiten mit argwöhnischen Blicken. Beispielsweise wurde nach der Erzählung der Aelpler auf der Sandalp zu gewissen Zeiten eine eigenthümliche Musik gehört.[2] An einer anderen Stelle[3] erzählt Scheuchzer, es geschehe bisweilen, daß, wenn die Senner auf den Alpen seien, in der Nacht eine Stimme zu vernehmen sei, als wenn ein Senn rufe, „welcher Stimme dann die Kühe alsobald, unter der Anführung der Meister-Kühe, nachgehen. Wenn nun der Hirt mit seiner wahren Stimme nicht wieder zurück rufft, so kommen sie fort, daß man sie nicht finden kan. Drey Tage hernach aber finden sie sich in ihren ordentlichen Alpen, mit angefüllten Eutern, wieder ein."[4]

Leicht ließen sich die bisher beigebrachten Beispiele noch in's Unendliche vermehren. Wir haben ja bislang namentlich noch gar nicht von den zahllosen Gebilden der bergmännischen Phantasie, den Zwergen und Elfen, Berggeistern und anderen Hütern unterirdischer Schätze gesprochen, die fast so alt sein mögen als der Erzabbau selbst und kaum weniger verbreitet als dieser, die aber hierher gehören dürften, da ja das Vorkommen von Edelmetallen sich nahezu auf die Gebirgsgegenden beschränkt. Auch an die von Schiller behandelte Sage von dem gespenstischen Hüter der Gemsenheerden u. A. m. könnten wir erinnern.

Doch das Angeführte wird genügen, um das zu erhärten,

---

[1] Die ältesten Nachrichten über die ganze Sache hat wohl Hottinger, Specul. Tigur. und Sigism. von Birken, Ulyß. Brandenb. Cap. II. Auch Wagner, l. l. behandelt sie. Desgl. Scheuchzer, a. a. O. I, 383 ff. und II, 384 ff.

[2] Scheuchzer, a. a. O. II, 74.

[3] Ebenda II, 251.

[4] Von geheimnißvollen Tönen und Rufen im Gebirge wußten auch die alten Griechen schon zu erzählen. Preller, a. a. O. I, 583. Vgl. Odyss. 6, 122.

worauf es uns hier allein ankam, nämlich dies, daß es hauptsächlich Furcht war, die die Alten von den Bergen zurückhielt, Furcht vor allem Möglichen, vor großen und kleinen, vor wirklichen und eingebildeten Dingen. Es gab in der That kaum etwas in der Erscheinung der Gebirge, daß ihnen nicht bange gemacht hätte. Graslose, dürre Plätze, die aus irgend einer einfachen Ursache inmitten einer üppig grünen Alm sich gebildet hatten, galten „gemeiniglich" für „der Hexen oder Hexenmeister oder auch kleiner Fro-Teufeln und Bergmännlein Danzplätze".[1] Ja selbst das Geräusch, mit welchem im Frühjahr versiegte Quellen plötzlich wieder hervorbrechen, wirkte derartig, daß „wer dabey stehet, erschricket".[2]

Kurz die Alten fürchteten sich vor dem Gebirge. Und wie hätte es auch anders sein können! Die Furcht ist ja, hervorgerufen und genährt durch den gleichfalls angeborenen Selbsterhaltungstrieb, allen animalischen Wesen, Thieren und Menschen, ersteren wenigstens, wenn sie noch nicht gezähmt, letzteren aber immer so lange eigen, als die stärkeren Mächte nüchternen Denkens und sittlichen Wollens noch nicht zum Durchbruch gekommen sind, was überall da der Fall sein wird, wo umfassende, darunter auch naturwissenschaftliche Bildung fehlt. Wir finden daher die Furcht wie bei Kindern im Einzelnen so bei Naturvölkern, die in mancher Hinsicht mit jenen zu vergleichen sind, im Ganzen.

Das Objekt dieser Furcht aber muß alles Neue, Unbekannte, über den gewohnten, engen Horizont Hinausragende, alles Große, Gewaltige sein. Wo aber fände sich Derartiges häufiger und so zu sagen potenzirter als im Gebirge, das verhältnißmäßig so schwer zugänglich ist, das mit so ganz anderen Dimensionen rechnet, als das Flachland, und in dessen Bereich die Donner ganz anders krachen, die Gewässer ganz anders tosen und die Stürme

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 462.
[2] Ebenda I, 345.

sammt den übrigen Unwettern mit ganz anderem Ungestüm auftreten, als drunten in der Ebene!

Indeß so eindrucksvoll auch schon das Gebirge in Wirklichkeit auftritt, man wird doch die Furcht der Alten noch nicht ganz begreifen, wenn man nicht noch einen anderen Faktor in Betracht zieht. Dies ist die Phantasie, die überall da, wo der Verstand nicht genügend entwickelt wurde, einseitig die Herrschaft ausübt, überdies bei den Menschen im Gebirge in Folge der abgeschiedenen Wohnungen, des erschwerteren Verkehrs mit Ihresgleichen und des steten Angewiesenseins auf die todten, starren Bergriesen noch besondere Nahrung erhält. Ihr Werk ist es, daß nahezu Alles, was das Gebirge anging, weit über die Thatsächlichkeit hinaus in's Ungeheuerliche wuchs. Daher erklären sich die vielfachen Uebertreibungen, die wir früher zu konstatiren hatten.

Seine volle Macht und Ausdehnung empfing das Gebirgsfieber früherer Zeiten aber doch endlich erst daher, daß man bei dem Mangel ausreichender naturwissenschaftlicher Bildung sich die montanen Erscheinungen vielfach nicht zu deuten wußte und in Folge dessen mit Nothwendigkeit auf übernatürliche Erklärungen verfiel. Statt unbewußt waltender Naturkräfte fand man bewußt wirkende, feindselige Dämonen und andere Spukgestalten. Nur so vermögen wir die überaus auffällige Gespensterfurcht der Alten, den geradezu unglaublichen Grad von Aberglauben im Bezug auf die Berge zu begreifen. Ueberall und bis ins Einzelne und Kleinste hinabsteigend Personifikation der todten Natur, nicht immer freilich bedingt durch direkte Furcht, sondern häufig auch nur durch die innere Erschütterung, die der Anblick der Größe der Natur bewirkte, ja mitbedingt wenigstens in vielen Fällen wohl auch durch die plastische Gestaltungskraft, die dem Volksgeiste überall eigen zu sein pflegt.

Das Letzterwähnte gilt namentlich von der in hervorragendem Grade mit der eben erwähnten Gabe ausgerüsteten hellenischen Nation. Unter ihrer Hand wurde alles zum Bilde; aber

an nichts versuchte sich diese wunderbare Fähigkeit häufiger und mit größerer Vorliebe, als am Wasser und — in höherem Grade noch — am Gebirge, zwei Objekten, die ja übrigens für Griechenland gerade in Folge seiner bergigen Küsten in einem besonderen Zusammenhang standen, während ein solcher hinsichtlich des Ursprungs der meisten Gewässer in den Bergen ja auch im Allgemeinen besteht, abgesehen davon, daß Wasser und Gebirge überhaupt für Naturbeobachtung die reichste Anregung geben.

Die alte griechische Sage ist in hervorragendem Maßstabe Gebirgssage. Die schon früher erwähnte Titanomachie des Hesiod ist unbestreitbar nur eine malerische Ausführung einer gewaltigen Katastrophe, durch welche einst in Folge eines Erdbebens die Gewässer durch das felsige Tempethal einen Abzug gewonnen. „Die ganze Welt erbebt bis in die tiefsten Tiefen des Tartaros, als Zeus endlich, mit seinen furchtbarsten Waffen gerüstet, von den Kindern der Styx begleitet, in seiner ganzen Majestät auftritt, ununterbrochene Blitze schleudernd, so daß das Land und die Waldung rings in Feuer auflodert, Erde und Meer sieden, Titanen von dem feurigen Glast geblendet und verzehrt werden und selbst das alte Chaos sich in seiner Tiefe rührt und seine Stunde wieder gekommen glaubt, da Himmel und Erde den Einsturz drohen. Schon neigt sich der Sieg zu den Kroniden, da greifen schnell die Hekatoncheiren zu mit ihren sechsmalhundert Armen und Fäusten, überschütten die Titanen mit gewaltigen Felsmassen, stoßen sie hinab in den finstern Tartaros und binden sie an."[1]

Ebenso offenbart sich die bekannte Figur des Typhon leicht als mythologischer Ausdruck der unheimlichen Mächte vulkanischer Erhebungen. „Das Ungeheuer ist von gewaltiger Kraft an Händen und Füßen, und aus seinem Nacken ragen hundert Drachenköpfe, die mit dunklen Zungen lecken, mit feuersprühenden Augen leuchten, mit wunderbar gemischten Tönen zischen, denn bald hört man die

---

[1] Preller, a. a. O. I, 49. Hesiod., th. 501 ff., 617 ff.

gewöhnliche Göttersprache, bald das Gebrüll eines furchtbaren Stieres, bald das Geheul eines Löwen, oder das Gebell von Hunden, dann wieder ein schrilles Gepfeife, daß das ganze Gebirge wiederhallt." Als es zum Kampfe gegen die Götter sich erhob, da spie es Flammen, da erbebte die Welt bis in den tiefsten Grund, da gerieth Himmel und Meer in Brand, und tosete, siedete und sprühte; ja noch als es, vom Blitzstrahl des Zeus auf's Haupt getroffen, zusammenstürzt, geht eine solche Gluth von ihm aus, „daß die Erde wie geschmolzenes Metall dahinströmt." [1]

Auch die Gebirgsstürme treten uns, in Fleisch und Blut gekleidet, entgegen. Charakteristisch genug war die Heimath dieser Dämonen, besonders das rauhe Land der nördlichen Gebirgszüge Thraciens, woselbst sie nach Homer von der Iris in einer Höhle aufgesucht werden.[2] Der grimmigste von allen indessen, Boreas, hat seine Wohnung im Rhipäen-Gebirge in Klüften und Schluchten.[3] Er wird auf Vasen abgebildet mit großen Flügeln, langem, struppigem Haar, wildem Blicke u. s. w. Einmal laufen seine Beine auch in Schlangenschwänze aus.[4] „Furchtbar ist sein Toben, wenn er aus seinen thrakischen Schluchten hervorstürzt und sich heulend in die Berge und Wälder wirft, Alles umdüsternd und aufwühlend." Auch diese Geister kämpfen unter einander in wildem Ringen.[5] Bisweilen werden sie sogar direkt als Riesen bezeichnet.[6]

In gleicher Weise nehmen auch die Wolken Gestalt an. Sie gebären auf der Höhe des Gebirgs die gewaltsam dahinströmenden Berg- und Waldströme, oder tanzen auf den Höhen z. B. des schneebedeckten Olymp oder des himmelragenden Mimas, oder

---

[1] Preller, a. a. O. I, 55.

[2] Iliad. XXIII, 200 seq.

[3] Preller, a. a. O. I, 870.

[4] Odyss. 9, 67. Hes. O. D. 505. 552. Soph. Antig. 583 ff. Ovid. Met. 6, 691 ff.

[5] Sil. It. 7, 569 ff.

[6] Aeschyl. Agam. 692: Ζεφύρου γίγαντος αὔρα.

„schauen schwebend über den dichtbewaldeten Gipfeln der Berge auf die Aecker der Menschen und das brausende Meer hinab.“ [1]

Ueberaus deutlich wird uns die Entstehung von allerhand Spukgestalten im Gebirge aus ursprünglicher Personifikation von elementaren Gewalten, wenn wir die Gießbäche der Berge innerhalb der griechischen Volkssage ins Auge fassen, wo dieselben bald in der Gestalt von Menschen, bald in der von Thieren, bald in einer aus beiden gemischten [2], oder unter den Namen von Schlangen und Drachen, Löwen, Stieren, Ebern, Rossen und Ziegen auftreten. Wir müssen hierbei um unseres Zweckes willen übrigens noch besonders darauf hinweisen, daß die Flüsse Griechenlands zumeist Bergströme sind.

Eine andere Art der bildlichen Darstellung wilder Gebirgswässer haben wir jedenfalls auch in der bekannten Centaurensage zu erblicken. Allerdings wollen einige Erklärer an einfache Reiter denken, die das Volk, noch unbekannt mit einer derartigen Benutzung des Pferdes, in solch eigenthümlicher Weise abgebildet habe. Allein diese Deutung erscheint schon an sich wenig natürlich, sodann muß man bedenken, daß die Centaurensage vorzugsweise in dem an Sagen überhaupt so ungemein reichen thessalischen Gebirgsland zu Hause war, wo die Reitkunst kaum ausgeübt werden konnte. Endlich aber ist, wie schon in den obigen allgemeinen Bemerkungen angedeutet wurde, das Bild des dahinstürmenden Rosses zur Schilderung von fließenden Gewässern ein sehr altes und beliebtes. Bezeichnend ist es ferner, daß in der alten Fabel von der Centaurenschlacht die Centauren als Waffen Felsen und Baumstämme führen [3], sowie daß in der Centauromachie auf der Pholoe aus der Herakles-Sage die Mutter der Centauren,

---

[1] Preller, a. a. O. I, 372 ff.

[2] Z. B. erscheint der Achelaos auf ätolischen und akarnanischen Münzen als Stier mit bärtigem und gehörntem Menschenantlitz. Preller, a. a. O. I, 427. Horat. Od. IV, 14, 25: „sic tauriformis volvitur Aufidus etc.“

[3] Preller, a. a. O. II, 19.

die Wolke, ihren Kindern mit gewaltigen Regengüssen zu Hilfe kommt. Wir müssen nach Alledem wohl die Centauren als „Dämonen des quellenden und fluthenden Gebirgs"[1] bezeichnen.

Eine weitere Versinnbildlichung der ungestümen Bergbäche, welche der griechische Volksmund überhaupt mit Vorliebe behandelte und auch in den Sagen von den Nymphen und Musen, nur mehr nach ihrer segensreichen, erfrischenden Wirkung, hervortreten ließ, finden wir gleichfalls noch in der eben angezogenen Herkules-Sage, und zwar in der Partie vom erymanthischen Eber. Wie Preller sehr treffend bemerkt, hieß Erymanthos sowohl das hohe Waldgebirge an der Nordgrenze von Arkadien, als auch ein Fluß, welcher auf dem von Schnee strahlenden, dem großen Pan geheiligten Gipfel dieses Gebirges Λαμπεία (die „Gleißende") entspringt und sich darauf durch das enge, aber fruchtbare Thal von Psophis eine Bahn nach Süden in das arkadische Centralbecken des Alpheios gräbt. „Im Winter und im Frühjahre sind diese Bergströme ebenso wild und stürmisch, als sie im heißen Sommer zahm und matt sind, daher ohne Zweifel der erymanthische Eber jener Bergstrom selbst ist, der wie eine wilde Bestie des Waldes aus dem Gebirge hervorbricht und die Felder von Psophis verwüstet, bis Herakles (der Repräsentant des sieghaften Sonnenlichts) ihn mit wildem Halali bis hinauf in das Schneelager der Lampeia, d. h. bis zu den Quellen des Erymanthos hetzt, wo er das ermattete Thier endlich mit der Schlinge fängt."[2]

Häufig werden statt elementarer Gewalten, die im Gebirge überhaupt hausen, auch nur Naturkräfte, die an besonderen Punkten in hervorragender Weise auftreten, personifizirt, so daß dann Lokalgespenster entstehen, ganz in der Art, wie wir es oben in den Alpen fanden. Namentlich müssen in dieser Hinsicht die Pässe herhalten, die auch in der schweizerischen Spuksage eine so bedeutende Rolle spielen. Ich erinnere an die Theseussage, in

---

[1] Preller, a. a. O. II, 15.

[2] Ebenda II, 194.

welcher vom Räuber Skiron erzählt wird, der auf dem Skeironischen Felsen alle Wanderer zwang, sich zu bücken und ihm die Füße zu waschen, bei dieser Gelegenheit aber sie heimtückisch ins Meer hinunterstürzte. Unzweifelhaft war dieser Skiron nichts als der heftige Sturm, der nicht selten Menschen von der Höhe des erwähnten Passes in die tosende See hinunterwehte.[1] In ganz ähnlicher Weise lauerten die koboldartigen Kerkopen am Thermopylen-Passe den Wanderern auf.[2]

Nicht immer läßt sich freilich die Allegorie auf ganz bestimmte Eigenschaften des Gebirgs ausdeuten, so z. B. bei den Gestalten der Satyrn, Berggeistern, die den Menschen feindlich waren, indem sie „in die Heerden einbrachen und das Vieh tödteten, die Weiber mit ihrer Brunst verfolgten, das Volk in Gestalt von Kobolden schreckten" und dergl.[3]

Noch weniger bestimmt erscheint die bekannte Figur des Gottes Pan. In ihm spiegelt sich nur ganz allgemein die ungewöhnliche, oft nur leicht neckische, nicht selten aber auch furchtbar verderbenbringende Art des Hochgebirges wieder. Er war so recht eigentlich der in Fleisch und Blut gekleidete Geist der Berge, von denen in Griechenland alle bedeutenderen seine Höhlen und Heiligthümer zeigten, so das Maenalische, das Lykaeische, das Kyllenische Gebirge, das Parthenion, die Pholoe ꝛc. Er heißt der „Oberste", weil er auf allen hohen Gipfeln zu Hause ist, wo der Schnee liegt und schwindelnde Felsenpfade führen.[4] Von ihm geht es auch aus, das geheimnißvolle Rufen und Schallen im einsamen Gebirge, durch welches das menschliche Gemüth von Furcht und plötzlicher Muthlosigkeit, dem „Panischen Schrecken", ergriffen wird.[5]

---

[1] Preller, a. a. O. II, 290.
[2] Ebenda II, 231.
[3] Ebenda I, 571.
[4] Aesch. Agam. 55.
[5] Preller, a. a. O. I, 583.

Eine ganz ähnliche Figur war der Gott Dionysos, der, in dem Waldgebirge Nysa von Nymphen großgezogen, mit einem Troß von Satyrn, Silenen, Panen, Centauren, Mänaden, Nymphen, Najaden u. s. w. „durch die Berge rauscht" und „über die hohen Gipfel jagt" unter Getön und ausgelassenstem Getümmel[1], eine wilde Jagd in des Wortes vollstem Sinne. Er führt auch nicht selten das Prädikat „Bergvagabund".[2]

Dionysos wird übrigens häufig mit einer anderen volksthümlichen Figur, der Rhea Kybele, in Verbindung gebracht, die ebenfalls wesentlich „Gebirgsgöttin" war und in der geheimnißvollen Zurückgezogenheit der Waldgebirge thronte. Sie hieß sogar häufig die „Bergmutter"[3] oder „Große idäische Mutter" nach dem Waldgebirge (ἴδα) auf Kreta und in Kleinasien, wo sie speziell verehrt wurde, oder auch Σιπυληνή und Δινδυμηνή nach dem Berge über Pessinus und einem anderen, an welchem der Hermos entsprang. Und Preller erinnert noch daran, daß selbst der Name Κυβέλη, woraus in Lydien Κυβήβη geworden ist, auf die Höhlen und höhlenartigen Heiligthümer des Gebirgs von Phrygien hindeutet. „Auch ist der ganze Kultus dieser Göttermutter von einer gewissen großartigen Wildheit und Erhabenheit durchdrungen, wie sie sich in der Natur jener Waldgebirge Kleinasiens den in ihrem Schooße oder in ihrer Umgebung angesiedelten Menschen darstellte."[4] „Mit wildem Geschrei, mit tobender Musik von Cymbeln und Pauken, Pfeifen und Hörnern und mit lodernden Fackeln" durchschwärmten ihre Priester und Verehrer Wald und Gebirge.[5]

Der wilde Charakter der ganzen Figur wird auch durch die Trabanten, mit denen man sie ausstattete, in helles Licht gestellt. Es waren dies die Kureten, Korybanten und Daktylen, Dämonen,

---

[1] Preller, a. a. O. I, 519 ff. Sophocl. Oedip. Col. 678.

[2] ὀρειφοίτης, οὐρεσιφοίτης, ὄρειος, vgl. Preller, a. a. O. I, 524.

[3] μήτηρ ὀρέια, ebenda I, 503.

[4] Ebenda I, 504.

[5] Ebenda I, 506.

die im Allgemeinen mit den Satyrn und Silenen verwandt waren, nur daß die zuletzt genannten, die Daktylen, noch den speziellen Charakter metallurgischer Geister des Waldgebirgs tragen und also mehr an die Kyklopen erinnern.[1]

Nach Alledem wird man nicht irren, wenn man in der Rhea Kybele die Personifikation des Naturlebens sieht, wie es sich am urkräftigsten aber auch am wildesten eben in dem Gebirge darstellt.

Mit der näher geschilderten Göttin erhebt sich übrigens die Gebirgssage aus dem Kreise der niedrigeren Geister und Halbgötter bis zu den obersten Gottheiten selbst. Denn die Rhea war die Mutter des Zeus und auf diese Weise wurde den Bergen die Ehre zu Theil, sogar dem König des Himmels und der Erde das Leben gegeben zu haben, bezieh. die Stätte seines Jugendlebens gewesen zu sein.[2] In ähnlicher Art werden auch andere olympische Götter, wie Ares, dem charakteristisch genug das stets vom Toben wilder Unwetter erfüllte Thracien heilig war, Artemis, die Repräsentantin des Mondlichtes und von da aus auch der feuchten Nebel und endlich der Bergwässer, Hermes, der Gott der Weiden und Heerden, u. a. mit dem Gebirge in Verbindung gesetzt. Das letztere bildete also im hellenischen Alterthum den Boden nicht nur der Dämonologie sondern auch der Theologie, des Aberglaubens wie des Glaubens, der Religion. Wir erkennen daraus, welch hohe Stellung das Gebirge in den Augen der Alten einnahm, daß ihnen dasselbe gewissermaßen die Repräsentanz, der Typus, der reinste und vollkommenste Ausdruck des gesammten Naturlebens war.

Wir müssen indeß für unseren Zweck festhalten, daß das Volk natürlich sich eines derartigen, so zu sagen poetisch-philosophischen Ursprungs der zahlreichen Gestalten, mit denen sonach das Gebirge bevölkert war, nicht bewußt sein konnte; in seinen Augen mußten

---

[1] Preller, a. a. O. I, 514 ff.

[2] Hesiod. th. 468.

die Berge durch jene wenngleich von ihm selbst erst geschaffenen überirdischen Bewohner auf alle Fälle etwas Abschreckendes erhalten. —

Wir haben uns so lange bei den Griechen aufgehalten, weil man aus dem Umstande, daß ihre Volkssage vorzugsweise Gebirgssage ist, folgern kann, daß in ähnlicher Weise auch andere Nationen, obgleich sie nicht mit so plastischer Gestaltungskraft begabt waren, wie das in dieser Hinsicht einzigartig dastehende hellenische Volk, die elementaren Kräfte der Gebirge werden personifizirt und so den besprochenen zahlreichen montanen Spukgestalten das Leben gegeben haben.

In der That lassen sich derartige Allegorien auch allenthalben und namentlich in der zu bildlichem Ausdruck besonders geneigten Welt des Orients entdecken. So stellten die alten Inder die ja doch besonders in Gebirgsgegenden häufigen Erdbeben als die periodischen Bewegungen einer ungeheuren Schlange dar, auf der die Erde ruhe, wobei man unwillkürlich an den drachenköpfigen Typhon oder an das Schlangenungeheuer Chimära bei den Griechen denken wird. Bezüglich Kleinasiens finden wir sogar eine direkte Verbindung der beiderseitigen Sagenkreise beispielsweise hinsichtlich der geschilderten Rhea-Figur, die ganz unleugbar von den Griechen aus älterer Erbschaft übernommen wurde. Ueberhaupt ist es, wie Preller betont, eine Eigenthümlichkeit der kleinasiatischen Religionen, „daß sie vorzüglich dem Naturleben in den Bergen, Wäldern, Bäumen, Flüssen und Quellen zugethan und deshalb an idyllischen und märchenhaften Dichtungen reich ist.“ [1]

Wie aber die griechische Bergsage viele ihrer gespenstischen Figuren erst aus dem Morgenlande überkommen hat, so mögen manche derselben auch von hellenischem Lande aus, natürlich im Laufe der Zeit vielfach modifizirt, sich nach verschiedenen Richtungen weiter verbreitet haben.

---

[1] Preller, a. a. O. I, 429.

Vielleicht verdanken so unsere im Gebirge tanzenden Hexen den Bergnymphen und Mänaden der Alten ihre Entstehung; auch die sogenannte „wilde Jagd" der deutschen Sage hängt möglicherweise noch mit den Dionysoszügen zusammen. Viele Berggespenster neuerer Zeiten mögen so aus altklassischer Erbschaft herrühren. Manche Sagengebilde, wie die vom Re Borah im Wallis, verrathen schon durch den Namen ihre Herkunft.[1]

Aber ob nun direkt oder indirekt, der Personifikation entstammen sie doch in den allermeisten Fällen. So finden wir namentlich auch die figürliche Darstellung von Bergwässern wieder, die uns bei den Griechen so stark entgegentrat. Manche Drachengeschichten mögen hierauf zurückzuführen sein. Zum Beweis diene, was Scheuchzer[2] berichtet, daß „die wütenden Bergwasser bei den Aelplern oft mit dem Namen der Drachen benennt" werden. „Wenn nemlich ein Bach die Berge herunterrauscht, und große Steine, Bäume, und andre Dinge mit sich führt, so pflegen sie zu sagen: Es ist ein Drach ausgefahren."

Manche Gestalten charakterisiren sich schon durch ihre Attribute als allegorische Gebilde, so der im Wallis noch jetzt oft genannte „Rollibock", ein Ungeheuer, das, wenn man es fordert, aus dem Aletschgletscher bricht, gewappnet mit großen Hörnern und Eisschollen statt der Haare, so daß ein gewaltiges Klirren und Klappern entsteht.[3] Offenbar haben hier die Schrecken der alpinen Eisströme, namentlich das oft in Folge geringster Erschütterung, z. B. durch lautes Rufen schon veranlaßte Einstürzen von Eisnadeln im Kopfe des Volkes Gestalt gewonnen.

Häufig freilich gaben auch ganz geringfügige Dinge[4] Anlaß

---

[1] Vgl. Jahrb. des S. A. C. 1869.

[2] A. a. O. II, 237.

[3] Walliser Sagenbuch, 1871.

[4] Zu den Sagen des Hörselberges lieferten nach Dr. Poluk lediglich die Mücken, die in seinen Höhlen chorartig sangen, die Veranlassung. Auch die Stalaktitenbildungen gaben den Alten viel zu denken. Die Rolle der Raben in der Kyffhäusersage endlich ist bekannt.

zur Entstehung von Spukgestalten. So wurden zufällige Bildungen des Gesteins schon bei geringster Aehnlichkeit zu den erwähnten mystischen Fußeindrücken, kleine Reptilien schwollen zu monströsen Bestien an, Meteore und Sternschnuppen erhielten feurige Augen und Schweife, Knochen von Thieren einer früheren geologischen Epoche lieferten die Beweise für die Wahrheit der Drachen- und Riesengeschichten. Immer aber doch wirkt derselbe Faktor wie bei der Personifikation, nämlich der mächtige Eindruck, den die Erhabenheit des Gebirges auf das menschliche Gemüth machen mußte und der sich nothwendigerweise zunächst als Furcht und Entsetzen dokumentirte. Nur so ist der wahrhaft kindische Aberglaube zu erklären, der die frühere Zeit schließlich im Bezug auf Alles, was mit dem Gebirge zusammenhing, erfaßte.

Auf diese Weise erklärt sich auch noch eine andere an sich kaum minder auffällige Erscheinung. Eigentlich sollte man ja doch meinen, daß das Gebirge, wenn es auch weniger durch materielle Darbietungen anziehen konnte, den Naturmenschen doch durch seine idealen Vorzüge, durch seine landschaftlichen Reize hätte fesseln müssen. Indeß das gerade Gegentheil finden wir. Das Alterthum hat für die Schönheit des Hochgebirgs so gut wie keinen Sinn. Und daran war eben wieder die Furcht Schuld. Daher die Bezeichnung der Berge als „häßliche" oder „scheußliche" von den ältesten Zeiten bis nahe an unser Jahrhundert heran.[1] Daher die Benennung „verwünschte" für manche Gebirgsgegenden. Wir denken hierbei an die Pyrenäen, deren Culminationspunkt noch heute Maladetta heißt, oder an den Montblanc, der noch zu den Zeiten von Pococke und Windham als Montagne Maudite figurirte.[2] Die Berge, die, statt, wie die

---

[1] Noch bei Gruner (a. a. O. I, 222), der doch 1760 schrieb, lesen wir: der große Bernhardsberg ist ein „scheußlich hohes Gebirge" ꝛc. Und in Norwegen heißt noch jetzt alles, was groß und erhaben ist in den Bergen, styg = häßlich, so der „Stygebräk" am Galdhöpig.

[2] S. den Bericht bei Altmann, a. a. O. I, 219.

Niederung, dem Menschen Segen in den Schoß zu schütten, ihm so feindselig sich zeigten, mußten nothwendigerweise von den guten Genien verlassen und die Beute, das Reich der bösen geworden sein. Daher konnte man in der christlichen Zeit selbst die Stätte des Fegefeuers in's Hochgebirge verlegen, wie es z. B. Walliser Sagen thuen, welche die zu läuternden Seelen in den mächtigen Aletschgletscher eingeschlossen sein lassen.[1] Infolge dessen wagte man es, den Schrecken und Gefahren des Hochgebirgs gegenüber hie und da selbst den Exorcismus anzuwenden. Auf diese Weise hoffte man z. B. die vorrückenden Gletscher einzudämmen[2] oder Windhöhlen unschädlich zu machen. Das Letztere gelang der Sage nach beim Pilatus, auf welchem der unsaubere Geist infolge der Beschwörung die vorher innegehabte Höhle verließ und sich in den See stürzte.[3] Hierher gehört natürlich auch das Vorkommen des leibhaftigen Bösen selbst, das wir früher zu konstatiren hatten. Doch wird man nicht vergessen dürfen, daß hier die absichtliche Erfindung, auf deren Rechnung übrigens auch noch mancher andere Gebirgsspuk zu setzen sein dürfte, eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben mag. Dienten doch Drachengeschichten z. E. zur Verherrlichung des heiligen Georg und, wie wir früher sahen, auch des h. Beat u. A. Und der heilige Bernhard erwarb sich dadurch großen Ruhm, daß er den „unreinen Geist", der den jetzt nach seinem Befreier benannten Paß vordem besetzt hielt, „aus dem Wege räumte und also band, daß alle Reisende nun ohne die geringste Gefahr durchgehen können."[4] Betreffs des letztgedachten Falles ist übrigens daran zu erinnern, daß unter Umständen die Teufelsfigur auch einen ganz besonderen Ursprung haben konnte. Man weiß ja, daß die älteste christliche Dogmatik, bezieh. Apologetik die heidnischen Götter nicht für bloße Idole, sondern für

---

[1] „Walliser Sagen".
[2] Ebenda.
[3] Conr. Geßner, descriptio Montis Fracti etc.
[4] Altmann, a. a. O. 251.

wirkliche höhere, selbstverständlich böse Wesen ansah, so daß also vielfach die Stätten im Gebirge, welche die Alten einem ihrer Götter — im obigen Fall dem „Deus Penninus“ — geweiht hatten, nach Einführung des Christenthums als Sitze des Teufels erscheinen mußten. Immer aber hat doch auch wieder die Thatsache, daß man den Intentionen des Clerus Gehör schenkte, die große Gebirgsfurcht der Alten im Allgemeinen zur Voraussetzung.

Aber, und damit gehen wir einen Schritt weiter und kommen zum letzten der Dinge, welche frühere Zeiten vom Gebirge fern bleiben ließen, nicht nur die Furcht, sondern auch etwas dem fast Entgegengesetztes, die heilige Scheu wirkte in der angegebenen Richtung. Die Berge galten den Alten vielfach als Sitze der höchsten Gottheiten, bezieh., wie wir weiter unten sehen werden, wenigstens verehrungswürdiger Wesen, denen sich die profanen Menschen nicht nähern durften. Man erinnere sich ja nur dessen, was vom Sinai geschrieben steht: „Hütet euch, daß ihr nicht auf den Berg steiget, noch sein Ende anrühret; denn wer den Berg anrühret, soll des Todes sterben.“ [1]

Es scheint dies in Widerspruch zu stehen mit unseren früheren Ausführungen, nach welchen die Berge den Alten als Stätten der bösen Geister galten. Indeß in Wirklichkeit befindet sich diese letztere Anschauung mit jener anderen Idee in bestem Einklang. Man weiß ja, daß im Grunde alle Natur-Religionen aus der Furcht, bezieh. dem Schwachheits- und Abhängigkeitsgefühl des Menschen erwachsen sind. Es war also nur ein Schritt von der ursprünglichsten Ansicht, die in den übermächtigen Naturgewalten feindselige, böse Wesen sah, zu der Vorstellung, die in ihnen überhaupt höhere Wesen, Gottheiten fand. Wir konnten daher schon bei Betrachtung der griechischen Bergsage schließlich die Dämonologie und die Theologie nicht mehr auseinanderhalten. Das Gebirge als die Werkstätte der mächtigsten Naturkräfte mußte den

---

[1] 2. Mos. XIX, 12.

Menschen zuletzt auch als der Sitz der mächtigsten Wesen selbst erscheinen. Dazu qualifizirte es sich aber auch noch aus anderen Gesichtspunkten. Zur Furcht trat etwas wie Dankbarkeit. Trotz ihrer dürftigen Naturerkenntniß ahnten doch schon die ältesten Zeiten, welch eine wichtige Rolle gerade die Berge im Haushalt der Natur spielten. Namentlich mußten die vielfach wasserarmen Landschaften des Orients oder Südeuropas die hohe Bedeutung der Gebirge als natürliche Wasserreservoire wohl durchschauen.[1] Daher der Doppelcharakter vieler Gebirgsgottheiten, z. B. des Pan's, der Rhea u. A., die auf der einen Seite neckten und schreckten, und dann doch auch wieder segneten und die Menschen zu ihrem Preise begeisterten. Selbst die pharmazeutische Wichtigkeit der Berge erkannten die alten Hellenen und hatten darum dem Asklepios zahllose Stätten im Gebirge geweiht.

Und wenn auch vergangene Zeiten von der eigentlichen malerischen Schönheit des Hochgebirgs im modernen Sinn kein klares Bewußtsein hatten, so mußte doch vielfach die Erhabenheit jenes großen Revieres auch in ihrer Brust ein Echo wecken. Sie sahen gegenüber dem Sterben und Vergehen, von dem das Leben um sie her so laut redete, die Berge von den Jahrhunderten kaum berührt werden. Daher sie ihnen leicht zum Symbol der Ewigkeit wurden. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.“[2] Das Gebirge war weiter im Gegensatz zu dem Getümmel in der Niederung die Stätte der Ruhe und des Friedens, und darum schon zum Naturtempel der Gottheit geeignet. Dort kam ferner auch das Licht mehr zur Geltung als drunten. Die Sonne schien daselbst eher und länger. In Folge dessen war der Gebirgsgott Pan auch ein Gott des Lichtes und in einigen seiner Heiligthümer wurde ein ewiges

---

[1] Man denke an den Τίτθιον ὄρος, den „Zitzenberg“ bei Epidauros, der einen Namen von seinem Quellenreichthum hatte.

[2] Psalm 121, 1.

Feuer unterhalten, wie man ihn auch selbst nicht selten mit einer Fackel in der Hand oder bei Tagesanbruch auf einem Berge stehend und den aufsteigenden Sonnengott begrüßend darstellte. Im Zusammenhang mit diesem seinen Charakter stand auch die ihm zugeschriebene Liebe zur Mondgöttin. Was aber das Morgenland anlangt, in welchem der Lichtdienst so vielen Religionen zu Grunde lag, so wird man jetzt schon ahnen, welch eine hervorragende Rolle gerade dort die Berge spielen mußten.

Zu Alledem aber kommt noch eins, das die Gebirge zum Wohnsitz der Götter besonders geeignet erscheinen lassen mußte. Für Naturreligionen, wie solche alle Culte von Haus aus waren, kann die Gottheit selbstverständlich nicht transcendent, sondern nur immanent sein, kann nicht — wie im Christenthum — außerhalb der sichtbaren Welt, „im Himmel", wohnen, sondern muß ihre Stätte noch auf der Erde selbst, wenngleich möglichst fern von dem menschlichen Treiben haben. Dieser Forderung entsprachen nun die Hochgebirge in früherer Zeit um so mehr, als man, wie schon erwähnt, ihre Höhe überaus übertrieb und viele ihrer Gipfel a priori für unersteiglich hielt. Dazu kam die Wolkenschicht, die sich so gern noch unterhalb der höchsten Spitzen an die Berge lagert und die Gipfel also auch faktisch von der sichtbaren Welt abscheidet. Nichts gewiß konnte Naturvölkern näher liegen, als diese jenseits unseres Horizonts in den freien Aether hinausragenden Hochgipfel zum Thron der Gottheit zu machen. Natürlich erschien in dem Maße, als die Götter im Laufe der Zeit sich vergeistigten, aus irdischen Naturmächten mehr und mehr überirdisch-sittliche Mächte wurden, diese Kluft unzureichend. Daher der hochinteressante Prozeß, daß der Götterberg Olymp, der in der ältesten Zeit hellenischen Lebens mit dem gleichnamigen thessalischen Berge identisch war, allmählich im gleichen Schritte mit der Abklärung des griechischen Gottesbewußtseins über den irdischen Berg sich erhebt und in eine jenseitige Welt sich verliert, zum idealen, transcendenten Götterberg wird, beiläufig ein Prozeß,

wie wir ihn auch in der Bibel hinsichtlich des Berges Sinai oder des Berges Zion[1] und anderwärts verfolgen können.

Von Haus aus aber mußten bei allen Nationen die wirklichen Berge als die Götterthrone erscheinen. Daher finden wir denn auch heilige Berge in allen Ländern.

Bekannt ist in dieser Hinsicht der Götterberg „Meru" (Himalaya) der alten Inder. Der Sinai galt als unnahbarer „Berg Gottes" bei den umwohnenden Midianitern jedenfalls lange schon vor Moses, wie dies der betreffende Bericht der Bibel[2] verräth. In ähnlichem Ansehen stehen nach Humboldt[3] auch verschiedene nordasiatische Hochgipfel, wie die Bjelucha, der Culminationspunkt des Altai, noch jetzt bei den dortigen Eingeborenen. Ebenso betrachteten die Mönche von Etschmiadzin noch zu Parrots Zeit den Ararat nur mit Blicken voll tiefster Ehrerbietung und hielten einen Besteigungsversuch nicht nur für gänzlich aussichtslos, sondern auch für einen großen Frevel.[4] Aehnliches ließe sich noch aus den verschiedensten Ländern[5] vorbringen, wo Hochgipfel zum Himmel ragen. Besonders interessant und in gewisser Beziehung typisch aber erscheinen auch hier wieder die Anschauungen des klassischen Volkes, der Hellenen.

---

[1] Sehr charakteristisch erscheint die Stelle Jesaj. 2, 2: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, gewiß sein höher, denn alle Berge."

[2] 2. Mos. 3, 1.

[3] Centralasien I, 136.

[4] Vgl. Parrot, Reise zum Ararat, Berlin 1834.

[5] Der Elbrus heißt z. B. bei den Tscherkessen Uasch Hamaka, das ist „heiliger Berg", siehe Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn" unter: Elbrus. Die außerordentliche Rolle, die der Albordsch (Elburzgebirge in Persien) in der parsischen Kosmogonie spielte, ist bekannt. „Er steht in der Mitte der Erde, die Sonne ruht auf ihm. Auf ihm erhielt Zoroaster das Gesetz und zieht sich auf ihn zurück nach Beschauung der Welt. Auf ihm steht der Thron Ormuzd's. Dort ist kein Tod, keine Finsterniß, kein Feind, sondern Heil und seliges Leben. Eine Brücke führt von da in's Paradies." Ritter, Erdkunde VIII, S. 43 ff. Man findet hier ohne Weiteres die Aehnlichkeit mit

Prinzipiell galt auch ihnen jeder hohe Berg, „wie er in den lichten Aether, in den klaren Himmel emporragt", als natürlicher Thron der Götter, und so lange das griechische Land nur von einzelnen Stämmen bewohnt wurde, rühmten sich auch die meisten höheren Berge Sitze der Götter und ihrer Versammlungen zu sein.[1] Aber als trotz mangelnder politischer Einheit doch der Volksgedanke immer mächtiger wurde, da trat auch in dieser Hinsicht eine Centralisation ein und der höchste Gipfel griechischen Landes, der schneereiche thessalische Olymp, in dessen Umgebung überhaupt die Wiege der ältesten griechischen Sage zu suchen ist,[2] wurde zum Götterberg schlechthin. „Wie die Kroniden ihn gleich beim Beginn des großen Weltkampfes zu ihrer Burg gemacht hatten, so ist er dieses nun für alle Zeit geblieben, eine πόλις θεῶν mit Mauern und Thoren, mit Wohnungen und allem Zubehör einer menschlichen Ansiedelung. Und zwar bewohnen die Götter den Theil des Berges, wo derselbe aus der irdischen Luftregion in die des Aethers, d. h. des reinen Himmels emporragt, also seinen obersten Gipfel, wo ewige Heiterkeit und allezeit ungetrübter Glanz ist. Darunter ist die Region der Wolken, welche Zeus nach Belieben sammelt oder zerstreut und welche zugleich die Grenze der göttlichen Region von der irdischen bildet, daher

---

dem semitischen Sinai und dem griechischen Olymp, aber auch mit dem arischen Meru. Der letztere mag wohl überhaupt der eigentliche Grundstock dieses ganzen uralten Bergkultes sein. Mit dem Auseinandergehen der alten centralasiatischen Menschheit übernahmen die Hochgebirge in den neubesetzten Ländern die Rolle des Götterberges der alten Heimath. Selbst der Name kehrt hier mehrfach wieder, ähnlich wie der Name Olymp sich wiederholt findet. Sonach wäre der Himalaya, das eigentliche Centralgebirge der Erde, auch der Ausgangspunkt der Naturreligionen. Selbst der klassische Olympkultus erschiene nur als ein Absenker von dorther.

Uebrigens finden wir heilige Berge selbst im dunkeln Erdtheil, denn der Name, den das Camerungebirge bei den Eingeborenen führt: Maongo ma Loba bedeutet „Himmels-" oder „Götterberg" (θεῶν ὄχημα). vgl. Th. Schwarz, a. a. O. unter „Camerun".

[1] Vgl. Preller, a. a. O. I, 50.

[2] Ebenda I, 48.

die Wolken oft geradezu die Thore des Himmels genannt werden und die in ihnen waltenden Gottheiten, die Horen, die Pförtnerinnen des Olymps. Der Gipfel des Olymp ist also zugleich der Himmel, den die Götter auf diesem Berge bewohnen."[1] Die Unersteiglichkeit der mächtigen Erhebung bildete hierbei augenscheinlich die Voraussetzung, wie denn merkwürdigerweise die oberste Spitze bis heute den jungfräulichen Charakter sich zu erhalten verstanden hat.

Aber die Götter wohnten nicht nur auf sondern auch in den Bergen, wie wir dies namentlich bei den ältesten Germanen finden. Vielleicht dient diese Anschauung nur als ein Nothbehelf. Wo die Höhe der betreffenden Erhebung nicht so bedeutend war, daß dadurch die Annäherung eines Menschen ausgeschlossen schien, trat das unzugängliche Innere der Felskolosse an die Stelle. Jedenfalls aber führte auch noch ein anderes Moment jene Vorstellung herbei. Die ältesten Menschen wohnten ja wahrscheinlich immer in den bergigeren, also naturgeschützteren Gegenden des Erdballs. Dort begruben sie daher auch ihre Todten und die dazu benützten Höhlen wurden jedenfalls aus Pietät in der Regel verschlossen, bezieh. ihre Stelle auch möglichst unkenntlich gemacht. Solche Felsengräber finden wir beispielsweise bei den alten Semiten in Gebrauch, wie die Bibel an verschiedenen Stellen[2] berichtet, und Breydenbach gar will wissen, daß in einer „dupel spelunk" Adam und Eva, Abraham und Sarah, Isaak und Rebekka, Jacob und Lea ruhen. Bekanntlich umschlossen auch die libyschen Gebirge an der Westgrenze Aegyptens zahllose Grabstätten. Desgleichen pflegten die alten Guanchen auf den Canarien ihre Todten den Höhlungen des schützenden und vom Getümmel der Welt unberührten Gebirges anzuvertrauen.[3]

---

[1] Ebenda I, 50. Vgl. auch Odyss. 6, 42—46. Il. 5, 749. 8, 393. 411. 432.

[2] Z. B. 1. Mos. 23, 9 ff. vgl. auch Matth. XXVII, 60.

[3] „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land", aus dem

Bei den alten Germanen hieß in Folge solcher Sitte „in den Berg gehen" so viel wie sterben.[1] Erschienen so aber die Gebirge zunächst durch die Pietät geheiligt, so war nur noch ein Schritt bis dahin, daß man sie auch überhaupt als ehrwürdige, geweihte, höheren Wesen zugehörige Gebiete auffaßte. Mindestens aber mußten sie doch in Folge des allgemeinen Unsterblichkeitsglaubens als die Wohnstätte der Abgeschiedenen, der seligen Geister erscheinen. Und von diesem Glauben erhielt sich ein Rest bis in unsere Tage herein. Mochten auch die Gebirge beim Fortschreiten der Menschheit in die Niederungen hinunter längst aufgehört haben, allgemeine Begräbnißstätte zu sein, irgendwie bedeutende Verstorbene, glorreiche Helden, gefeierte Regenten und Volksmänner, ja selbst auch die vom Christenthum gestürzten alten Volksgötter „schliefen" nach dem allgemeinen Glauben noch immer in den Bergen. Für sie war die einfache Gruft der Ebenen zu gering. Die Großen mußten auch große Ruhestätten haben.

Auch diese Sagen gehen wieder durch fast alle Völker hindurch. So zieht sich in der indischen Mahabharata ein Herrscher in das Innere eines Berges zurück, um wiederzukommen, wenn man seiner bedürfe. Moses erhält von Jehovah selbst sein Grab auf dem Berge Necho, „und hat Niemand sein Grab erfahren bis auf diesen heutigen Tag."[2] Bei den Schweizern sitzt Tell verzaubert im Axenberge, die Böhmen warten auf den Helden Zdenko von Zasnink, der im Berge Blanink auf einer Steinbank schläft, Tannhäuser ging nach Aventin's bayerscher Chronik lebend in den Venusberg (Hörselberg in Thüringen), der sich auf ewig hinter ihm schloß, Johann von Müller erzählt gar von 3 Tellen,

---

Englisch., Leipzig, 1748. Bd. 2, S. 39 ff. Dort ist auch betont, daß Fremde nur sehr schwer Zutritt zu den Höhlen fanden, da man „einen großen Abscheu" hatte, „die Todten zu beunruhigen".

[1] Vgl. Albert Lindner in der „wissensch. Beilage" der Leipz. Zeitung No. 101, 1882.

[2] 5. Mos. 34, 6.

die im Seelisberg schlummern, bis die Schweiz in Noth kommt, Wuotan schläft im Odenberge, Frau Holle im Hörselberge oder auch im Kyffhäuser, Siegfried im Berge Geroldseck, Wittekind in einem Berge Westfalens, Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser oder im Untersberg bei Salzburg; auch der Däne Ogier und König Artus hatten nach der Sage ihre Wohnung in Bergen.

Aus Alledem dürfte man leicht den Schluß ziehen können, daß neben der Furcht auch die allerdings mehr oder minder mit derselben in Verbindung stehende, bezieh. aus derselben erwachsene heilige Scheu eine bedeutende, vom Gebirge zurückschreckende Kraft ausüben mußte.

Wie weit sich derartige Anschauungen erstrecken, beweise die eine Mittheilung, daß die Eingebornen auf Java, welche ebenfalls die Geister der Verstorbenen als „Fürsten der Berge" in das Gebirge, namentlich die Vulkane ihres Landes versetzen, dort oben nicht einmal ein Bedürfniß zu verrichten wagen oder ihren Urin doch wenigstens mit einem Bambus auffangen und weit forttragen.[1]

Zur Vervollständigung unserer Ausführungen sei übrigens schließlich noch mitgetheilt, daß in der älteren christlichen Zeit vielfach das verloren gegangene Paradies auf die für unersteiglich gehaltenen Zinnen der Berge verlegt wurde.[2]

---

[1] Metzger, „über Glauben und Aberglauben bei Sudanesen u. Javanen", Globus XLIV, No. 20. Nachträglich sei bei dieser Gelegenheit noch erwähnt, daß auch die Mongolen ihre Fürsten im Gebirge (Altai) zu begraben pflegten und daß Jeder, der dem traurigen Zuge zufällig unterwegs begegnete, niedergehauen wurde. S. Bürck, a. a. O. S. 207 ff.

[2] Johann de Montevilla im „Francfurter Reisbuch".

II.

Die Leistungen früherer Zeiten auf dem Gebiete der Gebirgserschließung im Allgemeinen. Alte Paßwege in Asien, Europa, Afrika und Amerika. Alte Ausbeutung der natürlichen Reichthümer des Gebirges, des Holzes, der Mineralien und Metalle, der Heilquellen, der Futterkräuter u. s. w. Einwirkung der Religion auf die Erschließung der Gebirge. Die technischen Mittel des Alterthums für die Ersteigung der Gebirge.

Ueberblicken wir nunmehr noch einmal all' die bisher angeführten Faktoren, die für ältere Zeiten zurückhaltend vom Gebirge wirken mußten, so wird es gewiß Niemand mehr Wunder nehmen, daß jene Epochen im Punkte der Gebirgserforschung wenig leisteten, man wird vielmehr fast zu der Annahme neigen, daß sie in dieser Hinsicht gar keine Errungenschaften aufzuweisen haben.

Merkwürdiger Weise aber ist dem gerade nicht so. Das Alterthum kann sich ganz respektabler Resultate im Bezug auf die Erschließung der Welt der Berge rühmen. Der scheinbare Widerspruch, in dem diese Thatsache zu unserer bisherigen Ausführung steht, ist auch unschwer zu lösen. Wir weisen dazu wieder auf die materiellen Gesichtspunkte hin, von denen wir frühere Zeiten je weiter zurück um so mehr geleitet sahen. Wo dieselben bei dem Gebirge, das in dieser Hinsicht allerdings verhältnißmäßig wenig bot, ausnahmsweise doch in Frage kamen, da mußten

immer auch alle Bedenklichkeiten zurücktreten. Die Liebe zum Leben, aus der die Furcht entspringt, überwindet eben dieselbe auch im gegebenen Falle.

Nur so konnte es kommen, daß wir Gebirgswanderungen schon in der ältesten Zeit zu verzeichnen haben. Und zwar könnten wir hier einen Unterschied machen zwischen solchen in indirektem und solchen in direktem Sinne. Erstere sind Wanderungen, bei welchen das Gebirge nicht selbst Zweck sondern nur Mittel zum Zweck, nicht das Ziel sondern nur der Weg zum Ziel ist, mit anderen Worten: Uebergänge über das Gebirge. Wo die Alten ein lockendes Land wußten, in das kein anderer Weg als der über die trennende Gebirgsmauer führte, da gingen sie auch der letzteren zu Leibe.

Da nun in allen Kontinenten Erhebungen sich finden, die in der eben erwähnten Weise den Charakter von Scheidegebirgen tragen, so ergiebt sich denn in der That auch eine ausgedehnte Benutzung der Pässe, dieser Naturpforten der Gebirgsmauern, von den frühesten Zeiten ab. Es existirt kaum ein Erhebungsgebiet auf dem weiten Erdball, selbst die neue Welt jenseits des Ozeans nicht ausgenommen, das in dieser Weise nicht schon in vorgeschichtlichen Epochen begangen worden wäre, während es unter Umständen noch heutzutage für uns ein verschlossenes und unbekanntes Gebiet darstellt.

Ganz besonders darf solches betreffs Asiens behauptet werden, von dem ein neuerer Geschichtsforscher sagt, daß es „von Gebirgen durchzogen" sei, die in den Urzeiten „die Brücken" waren, „welche die Hochlande verbanden, während die Tieflande noch Meeresboden darstellten."[1] In der That scheinen namentlich die ungeheuren Randgebirge, welche das hocherhobene Centrum des Kontinents festungsartig rings umgürten, schon überaus frühe regelrechte Verbindungswege getragen zu haben. Mit

[1] Dittmar, Gesch. der Welt. 4. Aufl. Bd. I, S. 52.

Recht erinnert man zum Beweise dafür in Ermangelung wirklicher geschichtlicher Dokumente an die alten Traditionen der gegenwärtig in den mehr peripherischen Theilen Asiens seßhaften Völker, welche insgesammt auf die in ihrem Rücken liegenden, eben nur mittelst Gebirgsüberschreitung zu erreichenden Hochlande als ursprüngliche Heimath des in Frage kommenden Stammes hindeuten. So weisen die Erinnerungen der vorderasiatischen Stämme ostwärts, die der Inder nordwärts, die der Chinesen westwärts, und die des Zendvolks gen Süden.[1] Außerdem lassen sich die sogenannten arischen Wanderungen, bei denen bekanntlich der Hindukusch eine so bedeutsame Rolle spielt, ja auch schon geschichtlich nachweisen.[2]

Da nun aber kaum anzunehmen ist, daß ein ganzes mit Sack und Pack einherziehendes Volk ein bedeutenderes Hochgebirge auf bis dahin noch unbetretenen Pfaden überschreiten, also den Uebergang erst entdecken wird, da man vielmehr wird sagen müssen, daß einer solchen Massenwanderung unbedingt die bahnbrechende Thätigkeit von Jägern und Händlern vorauf zu gehen hat, so werden wir nun auch sagen dürfen, daß die Hauptgebirge Innerasiens, der Hindukusch, das Himalaya, der Thianschan, der Kün-Lün, die persischen Gebirge u. a. schon in vorgeschichtlichen Zeiten begangene Paßrouten aufzuweisen hatten.

Eine solche Annahme legt uns übrigens schon die Thatsache nahe, daß in zahllosen Fällen die auf den entgegengesetzten Abdachungen der Erhebungen seßhaften ältesten Ansiedler einem und demselbem Stamme angehörten, wodurch ja ein lebhaftes Herüber und Hinüber von selbst bedingt wurde. Asien anlangend so läßt sich dies beispielsweise eben von den Ariern sagen, die eine Zeit lang auf der Nord- und Südseite des Hindukuschgebirges zugleich saßen.[3]

---

[1] Dittmar, a. a. O. I, 54.
[2] Vgl. Lassen, indische Alterthumskunde Bd. I.
[3] Dittmar, a. a. O. I, S. 53.

Wir haben jedoch auch direkte Beweise für die Existenz uralter Wege über die asiatischen Gebirgsriegel, so z. B. betreffs der Hochgebirge von Kaschgar, über die die alte Serenstraße, der Seidentransport von China nach dem Westen ging.[1] Der Rhabarber ferner, der gleichfalls wahrscheinlich schon in grauer Vorzeit einen wichtigen Handelsartikel bildete, überschritt das Kün-Lüngebirge, um von seinem Hauptstandort, der wilden Gegend am Kuku-Nor, nach dem schwarzen Meer zu gelangen.[2] Selbst über die mächtigste Erhebung der Erde, den Himalaya, ging ein lebhafter Karawanenverkehr.[3]

Besonders begangen aber mußten frühzeitig schon die Gebirge Vorderasiens sein, da hier eine ganz besonders intensive Culturentwicklung sich geltend machte und die daselbst neben bezieh. nach einander emporwachsenden großen Reiche nicht nur ausgedehnte Kriegszüge sondern auch einen regen friedlichen Verkehr, zum Theil bekanntlich selbst mit postalischen Einrichtungen, veranlaßten.

So müssen in Folge der kraftvollen assyrischen Herrschaft sogar die noch heute nur unvollkommen erforschten massigen Erhebungen Armeniens und Kurdistans schon um das Jahr 1000 als viel durchzogen betrachtet werden, nicht zu reden von den zahlreichen anderen Gebirgen, die noch innerhalb der weiten Peripherie jenes Reiches lagen.[4] Desgleichen kann unter Anderem auch der Libanon als regelmäßig von Karawanen im höchsten Alterthum gekreuzt angesehen werden, da, wie wir wissen, die Phönizier nicht bloß zur See sondern auch rückwärts ins Festland hinein Verbindungen unterhielten.[5] Ferner darf aus den

---

[1] Peschel, Gesch. d. Erdkunde, 1. Aufl. S. 9 ff.

[2] Bürck, Marco Polo, 2. Aufl. S. 185, Anm. 158. Vgl. auch Bürck, Allgem. Gesch. der Reisen &c. I, 535.

[3] Peschel, a. a. O. S. 12.

[4] Kiepert, Lehrb. der alten Geogr. S. 2, §. 4.

[5] Vgl. z. B. 1. Kön. 5, 9, wo der Handel mit Cedernholz als in ihrer Hand liegend geschildert wird.

Zügen des Xenophon wie aus denen Alexanders mit vollem Recht geschlossen werden, daß auch der kleinasiatische Taurus, ferner das Elburzgebirge und viele andere Erhebungen sehr benützte Uebergangsstellen hatten. Darauf deutet selbst der Name Πύλαι, den schon damals verschiedene Pässe trugen, hin.

Besonders viel für die Erschließung der Erhebungsgebiete leisteten aber die Perser, die für die westasiatischen Gebirge dasselbe waren, was die Römer in Europa für die Alpen und benachbarte Züge. Die häufigen Reisen ihrer üppigen Könige zwischen dem Tiefland des Euphrat und den iranischen Hochebenen in Begleitung einer großen Hofhaltung, der durch die Politik erforderte Courierdienst auf diesen Routen und A. m. bedingte sogar die Anlegung von schon fahrbaren Hochgebirgsstraßen, wie solche uns geschildert werden.[1]

Bei dieser Gelegenheit sei gleich bemerkt, daß wir derselben frappanten Thatsache auch in der gerade entgegengesetzten Himmelsrichtung, im Osten Asiens, in den noch heute so verschleierten westchinesischen Gebirgen in einer allerdings viel späteren aber doch relativ noch immer sehr frühen Zeit begegnen. Dort, in der Provinz Schensi, in einem unzweifelhaft schon eine sehr alte Cultur bergenden, reich bevölkerten Alpenlande, im Gebiete des Gebirges Pe-ling, wurde bereits im Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. eine höchst merkwürdige Kunststraße geschaffen, die etwa 20 geogr. Meilen weit über die wildesten Felshöhen und Gebirgsströme hinwegführte. „In der Mitte dieser Alpenstraße, welche an Länge die europäischen, z. B. die Simplonstraße, weit übertrifft, liegt, etwa wie der Flecken Simplon auf der Culmination des Passes, so hier die Station Sung-lin-ju; die absolute Höhe über dem Meere ist uns unbekannt." „Diese Kunststraße über den Wasserscheidezug zwischen Hoangho und Takiang (zwischen Weiho und Hankiang) ward im III. Saec. n. Chr. Geb. erbaut, zum Theil auf Pfeilern, zwischen denen die wilden Gebirgswässer hindurch-

[1] Ἁμαξιτός, Arrian. Anab. III, 18. 1.

strömen. Die alten Fundamente derselben wurden im J. 1392, also durch die Ming-Dynastie, restaurirt."[1] Eingehender schildert uns der bekannte Missionar Pater Martin Martini das großartige Werk, das uns die außerordentliche technische Geschicklichkeit der Chinesen auch auf dem Gebiete der Straßenbaukunst darthut. „Zwischen den Kapitalen von Schensi (Singan-fu) und Szütschuan (Tsching-tu fu) ist so wildes Gebirgsland, voll hoher Berge und tiefer Klüfte, daß man in früheren Jahrhunderten, um von einer Stadt zur andern zu gelangen, gewaltige Umwege gegen S. O., durch Honan, zu nehmen genöthigt war und 2000 Stadien zurückzulegen hatte. Deshalb wurde unter Lieupang, ein Usurpator, der sich zum Herrscher von Chou, d. i. West-Szütschuan, aufwarf und im Jahre 220 n. Chr. Geb. seine Residenz zu Ytscheou nahm, von einem seiner Kriegsobristen dieser Gebirgsweg gebahnt, der dazu die Arbeit seines ganzen Heeres von hunderttausend Mann verwendet haben soll, indem er jedem Korps desselben die Abtragung eines Theiles der Berge und ihre Durchbrechung auftrug, so daß der Weg oft zwischen steile, hohe Felsmauern hindurchgeführt wurde, die ihm kaum von oben herab noch Tageslicht gestatteten. An anderen Stellen mußten hölzerne Balken untergelegt und Brücken von einem Berge zum andern über die Klüfte hinübergeführt werden. In vielen der eingehauenen und eingebohrten Felslöcher wurden die Tragebalken befestigt; andere wurden gebrochen, um den wilden Gebirgswässern unter der Straße einen unschädlichen Abzug zu verschaffen. In zu breiten Thalklüften wurden Säulen und Pfeiler errichtet, und über diese die Kunststraße hinweggeführt. Wohl ein Drittheil der Straße ist über solche Brücken geführt. Nicht überall sind sie so gar hoch wie zuweilen, wo das Hinabblicken in die Tiefe dem Wanderer ein Grausen erregt. Auf dieser Straße können vier Reiter neben einander ziehen, an bequemen Stellen sind

---

[1] Bürck, a. a. O. S. 70, A. 322.

Dorfschaften und Gasthäuser angelegt. Die ganze Straße ist mit Erde überschüttet, zur Sicherheit der Reisenden auch auf den Brücken, und diese habe zur Seite hölzerne und eiserne Lehnen und hie und da Ausbaue oder Erker. Die Straße ist bis heute gut unterhalten; die Chinesen nennen sie Cientao, d. i. der Stutzelweg, die Pfeilerstraße."[1]

Was Europa anlangt, so scheint hier selbst das Uralgebirge eine alte Handelsstraße unter Benützung des allerdings so leichten Passes von Katherinenburg sich haben gefallen lassen müssen.[2] Desgleichen wurden die Karpathen Handels wegen unzweifelhaft schon frühe überschritten.[3]

Besonders betreten aber müssen seit den ältesten Zeiten schon die Gebirge der Balkanhalbinsel theils in Folge des lebhaften Hin- und Herwogens der Stämme dortselbst bereits in vorgeschichtlichen Epochen theils in Folge der frühen Kultur auf jenem Stücke europäischer Erde genannt werden. Beispielsweise bewegten sich auf den südlichen und südöstlichen Pässen Serbiens „seit Jahrhunderten schon die Karawanen europäischer und asiatischer Kaufleute" und „wer mag die makedonischen, griechischen, persischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße sich zur Donau ergossen! Durch diese Thäler wälzten sich die Kelten zur Verwüstung Griechenlands, hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wanderten in's Morgenland" ꝛc.[4] Mindestens ebenso alt waren auch die Straßen aus dem östlichen Griechenland nach dem Westen über das „hohe Rückgrat des Landes", den Pindus, namentlich durch die leichteste aller dortigen Naturpforten, den Paß von Gomphoi. Hier lassen sich noch Wanderzüge bis in die entlegenste Vorzeit hinauf verfolgen, durch

---

[1] Bürck, a. a. O. S. 371 f.

[2] C. v. Baer, Historische Fragen mit Hilfe der Naturwissenschaften beantwortet, Rede III, S. 95. 96. vgl. Hiekisch, System des Urals, S. 11.

[3] Plin. l. l. lib. XXXVII, 11.

[4] Daniel, Handbuch der Geogr. 4. Aufl. Thl. II, 570.

welche Stämme aus Epirus, das Gebirge überschreitend, erst in den Kreis der griechischen Geschichte eintraten.[1]

Uebergehend zu Italien erinnern wir nur daran, daß der Apennin im Furlopaß schon lange vor den Römern, die durch denselben die via Flaminia bauten, eine überaus frequentirte Verkehrslinie hatte, „die große Heerstraße vieler Völkerzüge".[2]

Auch die bekanntlich allerdings mit nur wenigen und noch dazu meist sehr hoch liegenden Jochen versehenen Pyrenäen werden in dieser Hinsicht keine Ausnahme gemacht haben. Will man dafür auch die phönizische Herkules-Sage, die ihren alten Heros schon den mächtigen Gebirgsrücken überklettern läßt, nicht als Beweis gelten lassen, so dürfte aber doch der Umstand, daß die älteste Völkerschaft, von der die Geschichte noch aus jenen Gegenden berichtet, die Iberer, geradeso wie ihre Ueberbleibsel, die Basken, noch heutzutage, die beiderseitigen Abhänge des Zuges bewohnten[3], für einen lebhaften Verkehr herüber und hinüber zeugen. Dazu haben wir auch hier in dem schon frühzeitig erfolgten Eindringen der Kelten (aus Gallien nach Hispanien) eine Stütze für die Annahme alter Wege über die mächtige Naturscheide.[4] Vielleicht bedingte solche auch schon die Benützung der zahlreichen Heilquellen dieses Hochgebirges, von denen beispielsweise Bagnères de Luchon und Bagnères de Bigorre laut zahlreicher aufgefundener Inschriften wenigstens schon von den Römern hochgeschätzt und frequentirt wurden.[5] Die Letzteren kannten übrigens, nach von Marca, außer den niedrigen Uebergängen im Osten und Westen, die schon in den frühesten Völkerbewegungen in diesen Gegenden benutzt worden sein mögen[6], auch den 1649 m.

---

[1] Curtius, Griech. Gesch., 2. Abdr. Bd. 1, S. 86.

[2] Kiepert, a. a. O. S. 374.

[3] Vgl. Kiepert, a. a. O. S. 481 u. 483, Anm. 1.

[4] Ebenda.

[5] Ramond, a. a. O. S. 190 u. 198.

[6] Siehe den Nachweis bei Kiepert, S. 483, Anm. 1. Die keltischen

hohen Paß von Oloron, an welchem der genannte Autor sogar noch Spuren ihrer Anwesenheit entdeckt haben will.[1]

Aehnliches wie von den Pyrenäen dürfen wir von den Alpen, dem wichtigsten Gebirge des Kontinents, sagen. Auch hier bezeugt jedenfalls schon die Herkules-Sage wieder das Vorhandensein uralter Paßpfade. Ja hier, wo wir es mit einem ungleich länger gestreckten Grenzwalle zu thun haben, der nahezu den ganzen Erdtheil in eine Nord- und eine Südhälfte zerlegt, muß ganz unbedingt auf uralte Ueberschreitungen geschlossen werden, zumal gerade bei diesem Gebirge die Natur ja auch dem Bedürfniß durch zahlreiche und verhältnißmäßig bequeme Einsattlungen entgegenkam. Der Bau der verschiedenen Uebergangsstraßen durch die Römer wird in den meisten Fällen kein Neubau sondern nur ein Erweiterungsbau auf der Grundlage schon überkommener Tracen gewesen sein, wie dies auch an verschiedenen Stellen von römischen Geographen bezeugt wird. So bemerkt Strabo[2]: „Die Gebirgspässe waren früher wenig zahlreich und schwierig, sind aber jetzt an vielen Stellen kunstreich gebahnt und gegen die Angriffe der Bewohner geschützt.“ Ferner haben wir ja hier gleichfalls in der frühesten geschichtlichen Periode Anwohner derselben Nationalität auf beiden Flanken, ebenso wie auch vielfache uralte Einbrüche von Völkerschaften aus dem kalten Norden in den warmen lockenden Süden über das scheidende Hochgebirge hinweg bekannt sind, so z. B. der Kelten[3], die 390 v. Chr. Rom eroberten, der Rhaeter u. s. w.[4] Nicht minder weisen spätere

---

Stämme benützten übrigens, ebenso wie nachmals Hasdrubal, nur den westlichsten aller Pyrenäenpässe, der ohne Zweifel eine uralte Verkehrsstraße trug. Kiepert, a. a. O. S. 495.

[1] Ramond, a. a. O. S. 216, Anm. 1.

[2] Lib. IV. Auch Polybius redet von den 4 Uebergangsstraßen, die er erwähnt, als von schon vorgefundenen, nicht neugeschaffenen.

[3] Studer, Geschichte der physischen Geogr. der Schweiz S. 7.

[4] Strabo l. l. vgl. Studer, a. a. O. S. 13.

regelrechte Feldzüge, gelegentlich derer die Alpen überschritten wurden, auf einen schon in gewissen festen, althergebrachten Bahnen sich bewegenden Paßverkehr hin. So hatten die Karthager jedenfalls bereits lange vor dem Zuge Hannibals genaue Erkundigungen über vorhandene Uebergänge eingezogen[1], was ihnen bei ihren alten Handelsverbindungen mit Spanien und von da aus weiter mit Gallien nicht schwer werden konnte. Und Hannibal selbst bediente sich schon einheimischer Führer bei seinem kühnen Zuge[2], der überhaupt nicht denkbar sein würde, wenn der von ihm gewählte Uebergang nicht ein alter, wohlbekannter und begangener Saumpfad gewesen wäre. In gleicher Weise orientirten sich auch die römischen Feldherrn späterhin bei ihren nordischen Expeditionen über die Pässe bei den Anwohnern.[3] Auch läßt sich ein uralter Handelsverkehr über die Alpen nachweisen, da manche diesseits aufgefundene Gegenstände ihre Abstammung aus dem Auslande unverkennbar verrathen.[4] Möglicherweise ist dazu selbst das Eisen, das man entdeckt hat, zu rechnen.[5] Desgleichen erwähnt Strabo einen alten Tauschhandel zwischen den Aelplern und den Leuten der angrenzenden Flachländer, bei welchen die Ersteren „Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, wovon sie Ueberfluß hatten[6]", herzubrachten. Nicht minder dürften gewisse stereotype Formen, unter denen der oben angeführte Transithandel sich bewegte, wie z. B. Entrichtung starker Zölle seitens der Kaufleute an die Anwohner der Pässe[7], den wir beiläufig auch in der Geschichte Alexanders d. Gr. bei den einen der westpersischen Uebergänge

[1] Ebenda S. 9.
[2] „Ad itinerum difficultates ducibus utebatur indigenis", Polyb. p. 280.
[3] Vgl. Studer, a. a. O. S. 11.
[4] Ebenda S. 1 ff.
[5] Ebenda S. 4.
[6] Strabo l. l.
[7] Studer, a. a. O. S. 11.

occupirt haltenden Uxiern begegnen[1], auf alte und regelmäßige Benutzung hindeuten.

Doch gerade für die Alpen bedarf es in dieser Hinsicht kaum eines speziellen Beweises und wir können wohl ohne Weiteres die Behauptung Scheuchzers, der sich dabei auf Simler und Tschudi stützt, unterschreiben, „daß die hohen Alpenstraßen von uralten Zeiten her, in denen Italien und Gallien bewohnt waren, durchgängig gewesen".[2]

Neben den eigentlichen Hochgebirgen waren aber selbst die bedeutenderen Mittelgebirge im Centrum unseres Erdtheiles schon frühzeitig begangen. Davon redet unter Anderem die sogenannte „Heidenmauer" in den Vogesen, die der Volksglaube vom Teufel erbaut sein läßt, die in Wahrheit aber von den alten Kelten zur Abwehr der Teutonen errichtet wurde. Ebenso gab es über den Jura hinweg frühe bereits einen lebhaften Völkerverkehr.[3] Aehnliches läßt sich weiter auch von der Sierra Morena in Spanien[4] und vielen derartigen Erhebungsgebieten behaupten, während andere, die in Folge ihrer nördlicheren Lage im eigentlichen Alterthum kaum noch eine Rolle spielten, wenigstens in der darauffolgenden Zeit bald schon lebhaft betretene Uebergangsstraßen aufzuweisen haben. So gab es einen sehr alten Handel zwischen Böhmen und den meißnerischen Landen über die Päße des Erzgebirges, des damaligen „Miriquidiwaldes", hinweg, welcher dem ersteren Salz, den letzteren Getreide zuführte, und derartig bedeutend war, daß, als König Friedrich von Böhmen (Friedr. V. von der Pfalz) im dreißigjährigen Krieg den Amtleuten in Preßnitz und Joachimsthal Befehl gab, sämmtliche Pässe aus Böhmen nach Meißen „zu verhauen" und bei Leibesstrafe kein Getreide

---

[1] Droysen, Geschichte Alex. d. Gr. 3. Aufl. 1880. S. 189.
[2] Scheuchzer, a. a. O. I, 96.
[3] Mommsen, röm. Gesch. Bd. 3, S. 234.
[4] Kiepert, a. a. O. S. 492, not. 1.

ausführen zu lassen, der Mangel an Brot jenseits des Gebirgswalles sehr groß wurde, während gleichzeitig in Böhmen, wohin der Kurfürst, um Repressalien anzuwenden, den Salzexport untersagt hatte, das Salz sich so theuer stellte, daß der Löffel einen Groschen galt.[1]

Selbst in Afrika, von dem doch alte und neuere Zeiten so wenig wissen, fehlte es an Gebirgsübergängen schon frühe nicht. Die Karthager unterhielten einen regen Karawanen-Verkehr mit dem Binnenlande über den Atlas hinweg[2] und der kaiserliche Feldherr Salomon, der im 4. Jahrh. nach Chr. die Aureskette überschritt[3], zog dabei unzweifelhaft auch auf einer alten Verkehrsroute zwischen Sahara und Mittelmeer. Ferner folgte Ptolomäus Philadelphus, als er Heerstraßen aus dem Nilthale durch die arabische Felskette zum Ufer des rothen Meeres sprengte[4], jedenfalls ebenso nur uralten Pfaden, auf denen vielleicht schon in grauer Vorzeit die kunstvollen Sächelchen, z. B. Glasflacons, die in den Pyramiden aufgefunden wurden, aus Ostasien und Indien ins Pharaonenland gelangten.[5]

Ja selbst Erhebungsgebiete, die noch jetzt für uns im Dunkel liegen, wie die Regionen des Kilimandscharo und Kenia, wurden von Karawanen arabischer Kaufleute, die von der Ostküste aus nach dem Gebiet der großen Nilseen Handel trieben, überschritten.[6] Und wenn zu Kosmas Zeiten, also allerdings erst im 6. Jahrh. nach unserer Zeitrechnung, die axumitischen Herrscher von Agau im Südwesten Abessiniens, bewaffnete Karawanen durch das im ewigen Schnee starrende Hochland Semene (Enarea) in das Gold-

---

[1] M. Christian Lehmann, Kriegschronik der Teutschen, Manuscript, vgl. wissensch. Beilage der Leipzig. Zeit. 1883, Nr. 96.

[2] Sie erhielten z. B. auf diese Weise ihre Elephanten, Ritter a. a. O. 88.

[3] Peschel, a. a. O. S. 24.

[4] Ritter, a. a. O. S. 89.

[5] Peschel, Gesch. des Zeitalters der Entdeck. S. 1.

[6] Derselbe, Gesch. der Erdkunde S. 27.

land Sasu schickten, um dort gegen Vieh, Eisen und Salz Edelmetalle einzutauschen, so geht daraus doch mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß eine ähnliche Handelsverbindung in jener Gegend schon von Alters her bestand. Denn derartige einmal stabil gewordene Verhältnisse verändern sich, wie beispielsweise schon der oben citirte und noch heute in gleicher Weise die Hochlande des Kilimandscharo kreuzende uralte arabische Karawanenverkehr beweist, so lange nicht Culturvölker störend dazwischen treten, unter Naturvölkern in Jahrtausenden kaum.

Endlich haben wir, wie schon früher angedeutet, einen lebhaften Verkehr über die Gebirge hinweg sogar in der neuen Welt und zwar vorzugsweise in Südamerika, in einer Zeit, die wenigstens für dortige Verhältnisse eine sehr frühe genannt zu werden verdient. Es finden sich nämlich in dem Gebiete der Cordilleren, und noch dazu in ihrer mächtigsten Partie, in der Umgegend des Titicacasees, Ueberreste von alten Ansiedlungen bezieh. Wegeanlagen, Befestigungen und dergleichen, die ohne allen Zweifel bereits der Zeit vor der Periode der Inkas angehören, d. h. einem Geschlechte von Ureinwohnern zuzuschreiben sind, von denen uns keine weitere Kunde geworden.[1]

Diesen ersten bescheideneren Anfängen folgte dann aber die wahrhaft staunenswerthe Entwicklung des alpinen Straßenwesens unter den Inkas. Nach Humboldt lassen sich die diesbezüglichen Anlagen der letzteren den besten Römerbauten an die Seite stellen und zählen zu den nützlichsten und staunenswerthesten Werken der Menschen überhaupt.[2]

Ganz besonders großartig nach Anlage wie Ausführung war die Heerstraße, welche auf dem peruanischen Hochplateau zwischen den beiden Parallelketten der Andes hinlief. Dieselbe ging „über pfadlose, in Schnee vergrabene Sierras; ganze Leguas lang waren

[1] Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru, deutsch Leipzig 1848, Bd. 1, S. 10.

[2] Vue des Cordillères, pag. 294.

Gänge in die Felsen gehauen; über Flüsse führten in der Luft schwebende Hängebrücken; Abgründe wurden auf Treppengängen überschritten, die aus den natürlichen Bergschichten gehauen waren; Bergschluchten von furchtbarer Tiefe waren mit festem Mauerwerk ausgefüllt" ꝛc. „Längs dieser Kunststraße waren in einer Entfernung von 10 bis 12 engl. Meilen von einander Herbergen oder Tambos, wie man sie nannte, errichtet." „Die Unterhaltung war den Bezirken übertragen, durch welche die Straße lief, und unter den Inkas war stets eine große Menge von Händen mit ihrer Ausbesserung beschäftigt." [1]

Im Allgemeinen aber beweist gewiß das hohe Alterthum und große Ansehen der Gebirgspässe kein anderer Umstand in solchem Grade, als der, daß die Namen derselben meist weit drunten auch im Flachlande bekannt und gebräuchlich waren und so uns überliefert wurden, während wir von den Bezeichnungen der Gipfel wenig oder gar nichts hören. So haben wir selbst für die höchsten der Alpenspitzen, die doch in der oberitalienischen Ebene vielfach gesehen wurden, aus der römischen Literatur keine Namen überkommen [2], während doch die Itinerarien allein eine ganze Anzahl von Jochen aufführen.

Freilich mag dies nicht immer nur an dem geringen Interesse der Leute in der Niederung für die Hochgipfel, sondern oft auch daran gelegen haben, daß die letzteren selbst bei den Gebirgsbewohnern keinen Spezialnamen erhalten hatten, wie denn die Alpen unbenannte Spitzen bekanntlich noch bis an unsere Zeit heran aufwiesen. Indeß gerade diese Wahrnehmung dürfte wieder nur erhärten, daß eben vordem das materielle Interesse überall maßgebend war. [3]

---

[1] Prescott, a. a. O. S. 48 ff.

[2] Kiepert, a. a. O. 373, Anm. 1.

[3] Charakteristisch ist es auch, daß selbst diejenigen alten Geographen der Schweiz, bei denen man die Kenntniß der Hauptgipfel voraussetzen darf, doch dieselben meist ignoriren und fast immer nur von den Päſſen sprechen. So

Eben darum aber mußte gegebenen Falls neben den so bevorzugten Pässen auch das übrige Gebirge zur Beachtung gelangen. Unter den Mitteln, die in dieser Hinsicht lockend wirkten, dürfte vor Allem das Holz zu nennen sein. Die Alten wußten gar wohl, daß dasselbe im Allgemeinen im Gebirge besser gedeihe als in der Niederung. So wird ausdrücklich betont, daß die Lanze des Achilles Esche vom Pelion war.[1] Ja das Cedernholz erfreute sich sogar eines so hohen Ansehens, daß es bei religiösen Ceremonien Verwendung fand.[2] Daneben diente es dem praktischen Leben in ausgedehntester Weise, z. B. beim Bau von Häusern[3], ferner zur Herstellung von eleganten Kästen, in welchen Waaren, kostbare Stoffe und Gewänder zum Versandt kamen[4], sowie in der Schiffszimmerei.[5] Der Bedarf war ein so außerordentlicher, daß schon frühzeitig ein förmliches Exportsystem mit regelrechtem, handwerksmäßigem Fällen, bezieh. Bearbeiten der Stämme sowie Land- und Wassertransport des gewonnenen Materials sich entwickeln konnte.[6] Dieses einträgliche Geschäft, das sich übrigens auch auf Tannenholz[7] erstreckte, scheint wie eine Art Monopol in den Händen der betriebsamen Phönizier gelegen zu haben[8], fand aber seine Kunden in den entferntesten Gegenden, beispielsweise zu Ninive[9] und Persepolis.[10] In Folge dessen

---

ist z. B. mit dem Namen Gotthard bei ihnen stets nur das Joch gemeint, und der oft vorkommende Ausdruck „auf den Berg steigen" bezieht sich gleichfalls ausnahmslos lediglich auf die Einsattelung.

[1] Iliad. XXII, 133, vgl. auch Virgil Aen. VII, 66.

[2] 3. Mos. 14, 4. Nach Josephus, antiqu. 12, 3, 3 wurde von den syr. Königen den Juden das Opferholz auf dem Libanon angewiesen. Vgl. auch Jos., bell. jud. V, 1. 5.

[3] 2. Samuel 7, 2.

[4] Ezechiel 27, 24.

[5] Ebenda 27, 4.

[6] 1. Kön. 5, 6 ff.

[7] Ebenda vs. 8.

[8] Ebenda.

[9] Zephanja 2, 14.

[10] Droysen, a. a. O. 194.

kann man wohl behaupten, daß der Libanon, der, trotz des auch anderwärts konstatirten Vorkommens des herrlichen Baumes [1], ehemals die einzige Bezugsquelle des werthvollen Materiales gewesen zu sein scheint, eins der am frühesten und umfassendsten durchwanderten und bekannt gewordenen Gebirge war.

Anderwärts lockten wieder andere Holzarten. So waren z. B. die Berge von Basan jenseits des Jordan durch ihre Eichen berühmt [2], die übrigens mit manchen anderen Waldbäumen, so Cypressen, Pinien, Platanen u. s. w., auch auf dem Libanon wuchsen. Beiläufig waren es abermals die Phönizier, die auch diese Quelle auszubeuten wußten. Sie bezogen von daher namentlich das Material zu ihren Rudern. [3] Zu den Zeiten der Römer wurden die Tannen der Apenninen, des Jura, der Vogesen und der Alpen geschätzt. Von letzterem Gebirge bezog man auch Ahornholz zu den verschiedensten Luxusarbeiten. [4] In späteren Jahrhunderten ließ die Fabrikation musikalischer Instrumente das Gebirgsholz besonders begehrenswerth erscheinen und Scheuchzer berichtet, daß auch die Schreiner das sogenannte „Hochwälder-Holz" dem „Niederwälder" wohl vorzuziehen verstünden. [5] In der damaligen Zeit stand sogar das Geschlecht der „Bergköhler" in großer Blüthe. [6]

Eine weitere bedeutsame Anziehungskraft besaßen die Gebirge für alte Zeiten schon in ihren Steinen, ordinären sowohl als edlen. In ersterer Hinsicht wurden bereits von dem Volke der Pharaonen die heimischen Gebirge ausgebeutet. [7] Auch der Libanon machte sich in dieser Beziehung wieder nützlich. Die große Blüthe der Steinindustrie [8] im alten Griechenland bedarf keiner

[1] Schon Plinius erwähnt die Ceder auch auf dem Taurus und Amanus, hist. nat. 16, 59.

[2] Jes. II, 13. Ezech. 27, 6. u. a.

[3] Ezech. XXVII, 6. Jes. 2, 13. Vgl. Strabo 4, 195. Val. Flacc. 2, 644.

[4] Plin., l. l. XVI, 15. 16. 18. 39.

[5] A. a. O. I, 95.

[6] Ebenda II, 75.

[7] Herod. 2, 8. Strabo 17, 809.

[8] 1. Kön. 5, 17.

weiteren Erwähnung. Zur Römerzeit mußten auch die Alpen in die Reihe der Produzenten treten. So sagt Plinius: „Unsere Voreltern betrachteten mit Verwunderung die Alpen, welche Hannibal und später die Cimbern überstiegen; jetzt werden darin tausend Arten von Marmor gebrochen.“ [1]

Was die eigentlichen Edelsteine, die schon im frühesten Alterthum bekannt und geschätzt waren [2], anlangt, so mußten auch sie, die ja ebenfalls vorwiegend im Gebirge zu Hause sind, zu einer frühen, häufig wohl sogar sehr gründlichen Durchforschung vieler Erhebungsgebiete der alten Welt führen. Namentlich wurden für die Alpen die Kristalle, worunter, wie schon früher betont, gemeiniglich der Bergkristall zu verstehen ist, bedeutsam.

Dieselben erzielten schon früh außerordentliche Preise, die sich nach dem Gewichte regelten. Beispielsweise wog ein Exemplar, welches Livia Augusta auf das Capitol stiftete, und das Plinius mit eigenen Augen sah, 50 Pfund. Derselbe Autor berichtet auch, daß zu seiner Zeit eine „nicht einmal reiche“ Familienmutter ein kristallenes Gefäß mit 150000 Sesterzen (ca. 22000 Mark) bezahlte. Besonders die reinen, wasserhellen Stücken, die sogenannten Acenteta, waren geschätzt. Uebrigens traute man ihnen auch verborgene Wunderkräfte zu und glaubte namentlich, daß sie, in Kugelform eine Zeitlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt, sich besonders zum Brennen von beliebigen Körpertheilen eigneten. [3] In Folge so starker Nachfrage gestaltete sich das Geschäft des Kristallsuchens schon frühzeitig handwerksmäßig. „Die geschätztesten Kristalle werden auf den Höhen der Alpen gefunden, wo sie in den Felsen wachsen, an so unzugänglichen Stellen, daß Diejenigen,

---

[1] L. l. XXXVI, I, 22.

[2] Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten alten Völker, I, I, 118 ff., dazu zahlreiche Bibelstellen, wie 2. Sam. 12, 30 u. s. f.

[3] Plin. l. l. XXXVII, 2. Späterhin wähnte man mit „braunen“ Kristallen sogar weiße Haare färben zu können. Barbarus, lib. V. bei Scheuchzer, a. a. O. II, 108.

die sie herausbringen, meist an Seilen hangen. Die mit dieser Arbeit vertraut sind, erkennen die Stellen an gewissen Anzeigen und Spuren."[1] Natürlich bildete sich diese Praxis im Laufe der Zeit immer mehr aus. So hören wir aus dem vorigen Jahrhundert hierüber[2]: „Die Geburtsstätte des Krystalls findet sich nur, oder doch meistens, in den allerhöchsten Bergen, und zwar allein in den Quarzadern, welche die Bergleute Bande oder Krystallbande nennen, weil diese Adern meistens wie weisse Bande erscheinen; Sieht ein Krystallgräber diese Bande an einem Berge, so trachtet er vor allen Dingen einen bequemen Weg dahin zu finden, welcher oft in die Felsen muß gehauen werden, hernach fängt er an von diesem weissen Quarz ein Stück nach dem andern durch Gewalt des Pulvers wegzusprengen, da er dann oft etliche Jahre zubringen muß, ehe er in dieser Quarzader eine Höhle entdecket, in welcher er die Krystallen meistens in großer Menge antrifft; sie finden sich auf allen vier Seiten der Höhle, sie sind meistens horizontal an den Quarz angewachsen, und werden ohne Mühe mit einem eisernen Hacken hervor gelangt." Auch der Kleinhandel mit der also gewonnenen Waare, zu der sich bald auch schon Rauchquarze, Petrefakten und andere Mineralien gesellten, blühte, ähnlich wie in unseren Tagen, bereits frühzeitig an begangenen Alpenrouten. So erzählt Scheuchzer, daß zu seiner Zeit der Wirth in Silenen allezeit „einen Vorrath von Kristallen" hielt[3] und in der Stoicheiographia etc. desselben Verfassers vom Jahre 1716 sehen wir einen Mann an der Straße lagern, der auf einer Mauer eine Anzahl Versteinerungen und dergl. zum Verkauf ausgelegt hat. Die Preise waren übrigens noch immer so hoch, daß man einmal in der Schöllinen aus einer Kristallmine für 1500 fl. Steine zu gleicher Zeit nehmen konnte.[4] Ja

[1] Plin. ibid.

[2] Sulzer, Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten der Schweiz, Bl. 41.

[3] A. a. O. II, 91.

[4] Ebenda II, 94.

der Artikel ging so flott, daß man selbst zu Fälschungen seine Zuflucht nahm. So suchte ein „Cristall-erfahrner Kauffmann in Wallis"[1] „dunklen Cristallen", die wenig geschätzt waren (jedenfalls Rauchquarze), durch „Einbeizen in den Mist ihre Farbe zu nehmen." Becher[2] weiß sogar schon, daß die Farbe mancher Steine sich durch das Feuer austreiben läßt. Scheuchzer wiederum empfiehlt das Glühen der Kristalle und nachfolgendes „Ablöschen in aufgelößtem Laccmuß, Saffran, Infuso Florum Papaveris etc.", um sie schön zu färben und doch durchsichtig bleiben zu lassen.[3] Auch Chalcedone verstand man bereits verschiedenartig bunt zu machen.

Wir müssen übrigens, ehe wir diesen Gegenstand verlassen, daran erinnern, daß die Alpen wohl die gewöhnlichste aber doch nicht einzige Quelle von Kristallen im Alterthum waren. Nach dem Zeugniß des Plinius kamen die beliebten Steine auch vielfach aus Asien und von Cypern[4] rc. Und so dürfte denn der ausgedehnte Handel nicht nur zur Erschließung unseres großen europäischen Hochgebirges sondern auch anderer Berggegenden beigetragen haben.

Dies gilt aber in gleicher Weise, vielleicht sogar in noch höherem Grade von den Metallen. Die Sucht nach dem rothen Gold ist ja, wie das schon unser Nibelungenlied andeutet, im menschlichen Geiste so stark gegeben. Daher die zahllosen Sagen unter allen Völkern der Erde von verborgenen Schätzen in den Gebirgen, und im Zusammenhang damit das fieberhafte Nachsuchen und Nachgraben, das in vielen Fällen auch die stärkste abergläubische Furcht vor den Bergen zurückdrängte. Eins der eklatantesten Beispiele, das sich hier anführen läßt, bietet die be-

---

[1] Scheuchzer II, 109.

[2] Physica subterran. p. 77.

[3] A. a. O. II, 219.

[4] L. l. XXXVII, 2: „nascitur et in Asia, vilissima circa Alabanda et Ortosiam finitimisque montibus, item in Cypro."

reits erwähnte von den Eingeborenen am Kilimandscharo lange vor von der Decken unternommene Expedition nach den Schneefeldern ihres Bergriesen, die der betreffende Häuptling befohlen hatte, um klarstellen zu lassen, ob die weißglänzende Masse in der Höhe Erz sei oder nicht. Noch Größeres erwirkte die Goldsucht, als sie 1538 einen spanischen Mönch, Fray Blas de Castillo, vermochte, sich an Ketten sogar in einen Vulkan Amerika's hinabzulassen, „wo sein gieriges Auge in den brodelnden Massen geschmolzene Metalle zu erkennen glaubte.“ [1] Auch der kühnen That jenes Begleiters des Cortes, der 1519 aus dem Krater des Popocatepetl Schwefelstufen holte — wovon später ausführlicher zu reden sein wird — ist hier zu gedenken, wenn sie auch weniger Metalle als ein nutzbares, den spanischen Eindringlingen insbesondere zum Zwecke der Pulverfabrikation so nöthiges Mineral im Auge hatte. [2]

Der mächtige Trieb, den die oben angeführten Thatsachen illustriren, rief denn auch vor Jahrtausenden schon den Bergbau in's Leben, der, verbreitet wie er gar bald war über viele Länder, dem Bekanntwerden mit den Gebirgen nicht wenig Vorschub geleistet hat. So betrieben nach der Volkssage bereits in unbekannter Vorzeit die Tschuden in Sibirien, vorzüglich am Altai, ausgedehnten Bergbau, besonders auf Kupfer, und möglicherweise ist die Bronze, welche im nördlichen und mittleren Europa dem Gebrauche des Eisens voranging, von dorther oder aus den Gebirgen von Turkestan gekommen. [3] Weiter mußte unzweifelhaft auch der Kaukasus in frühester Zeit schon seine ehernen Schätze, darunter wiederum besonders Kupfer, abgeben. Wenigstens können den hierüber angestellten Untersuchungen zufolge die Stämme, welche den Phöniziern Erz und — charakteristisch genug —

[1] Oviedo, hist. general y natural de las Indias, lib. XLII, cap. 5—10. Madrid 1855, tom. IV. fol. 67—92. Vgl. Peschel, a. a. O. 383.

[2] Prescott, Eroberung von Mexico, lib. III, cap. 8.

[3] Studer, a. a. O. S. 3 ff.

Sklaven, diesen Hauptausfuhrartikel der kaukasischen Bergbewohner, lieferten[1], nur mit diesen letzteren identifizirt werden.[2] Auch in den Gebirgen Arabiens und der Nachbarschaft wurde im Alterthum, in ersteren Gold[3], in den letzteren Kupfer und Eisen gewonnen.[4] Im Buche Hiob finden wir selbst schon eine Art Beschreibung des Bergbaus mit technischen Ausdrücken.[5] Die Kupfergruben am Sinai bestanden sogar bereits 3400 v. Chr.[6] Ebenso erreichten auch die Bergwerke Lydiens frühe schon eine hohe Blüthe. Wird uns doch von einem reichen Bergherrn Pythius berichtet, der den Xerxes bei seinem Zuge durch Phrygien 481 v. Chr. durch unerhörte Freigebigkeit überraschte.[7] Nicht weniger altberühmt waren die Gold- und Silberminen des Thaulgau's von Ispir in Hocharmenien[8], die Eisengruben der benachbarten Chalyber[9] u. s. w.

Wie ausgedehnt weiter der Bergbau der alten Zeit auch in Centralasien war, das können wir aus vielen Stellen bei Marco Polo entnehmen. Dieser Reisende lernte unter Anderem schon einen Turkomanen kennen, der förmlicher Bergdirektor im modernen Sinne war und ihn die Verwerthung des Asbests zu einer Art unverbrennlichen Stoffes lehrte.[10] Von dem vielgewanderten Italiener erfahren wir auch, daß selbst bis in's unwirthliche Tibet und Ynnan die Ausbeutung der metallischen Bodenschätze ihren Weg gefunden hatte.[11]

---

[1] Ezechiel 27, 13.

[2] Vgl. Wiener, biblisch. Realwörterb. Artik. „Metalle" und „Thubal".

[3] Plin. l. l. 6, 32. 36, 12. 37, 15. Diod. Sic. 3, 45. 47.

[4] Nach einer Notiz bei Pseudoaristeas, de LXX. interpret. p. 114. Haverc. Darnach wäre übrigens dieser Bergbau schon zu den Zeiten der persischen Oberherrschaft verfallen gewesen.

[5] Cap. 28.

[6] Kiepert, a. a. O. S. 185.

[7] Dittmar, Gesch. der Welt, Bd. 1, S. 318.

[8] Hertlein, Xenophons Anabas. 2. Aufl. 185, not. 18.

[9] Halbkart, Xenoph. Anab. S. 208.

[10] Bürck, Marco Polo 2. Aufl. S. 181.

[11] Bürck, a. a. O. S. 384, 386, 395, 412 und 413 sowie 419.

Nicht weniger finden wir frühen Bergbau im gebirgigen Norden von Tongkin. Allerdings erfuhren die dortigen reichen Gold-, Silber- und Kupferminen erst seit 1414, wo Anam von China annektirt wurde, eine ausgiebigere Ausbeutung.[1] Ein sehr hohes Alter scheinen auch viele indische Gruben, namentlich die Kupferminen von Baragunda in Tschota Nagpur zu haben. Darauf läßt schon der Umstand schließen, daß sie aufgegeben wurden, ehe die reichen Lager erschöpft waren. Ohne Zweifel vermochten die Eingeborenen mit ihren ursprünglichen Instrumenten und Hilfsmitteln nicht in größere Tiefen zu dringen.[2] Auf dem benachbarten Ceylon sah 1340 Ibn Batuta Edelsteingruben[3], die wohl auch schon ein altes Renommée hatten gleich so vielen anderen Edelsteinminen in der ältesten Kulturperiode der Welt, wie z. B. die Smaragdgruben am Dschebel Zaberah, die Lapislazuli-Minen von Badakhschan[4] u. s. w.

Europa anlangend so waren hier namentlich die Gold- und Silberminen der spanischen Gebirge altberühmt. Sie werden im Buche der Makkabäer[5] ganz besonders bei der Erwähnung der pyrenäischen Halbinsel betont und waren anerkanntermaßen schon für die Phönizier die Hauptbezugsquelle von Edelmetallen.[6] Man weiß auch, wie eifrig in der Folgezeit die Karthager ebendort dem Bergbau oblagen. Beispielsweise lieferte einer der Schächte in der Nähe von Neu-Karthago (Carthagena) Namens Bebulo dem Hannibal täglich 300 Pfund Silber.[7] Noch großartiger war der Betrieb zur Römerzeit. „Der Berg (eine östliche Fortsetzung der Sierra Nevada) ist auf einer Strecke von hundert Schritten

---

[1] „Globus" Bd. 45, S. 205.
[2] Ebend. 1883, Nr. 7, S. 111.
[3] Häckel, ind. Reisebriefe, Lpzg. 1884.
[4] Bürck, a. a. O. S. 136.
[5] 1. Buch, Kap. 8, 3.
[6] Plin. 3, 4. Strabo 3, 146. Diod. Sic. 5, 35 seq.
[7] Plin. 33, 6: „CCC pondo Hannibali administravit in dies."

vollkommen ausgehöhlt und sieht man dort die Aquitaner Tag und Nacht arbeiten, sich wechselseitig nach der Dauer des Lichtes ablösend und das Wasser in solcher Menge herausschöpfend, daß es wie ein Fluß hinabströmt."[1] Ein neuerer Reisender[2] hat die damalige jährliche Ausbeute allein der Gruben in der Nähe der gedachten Stadt auf 6296250 Francs berechnet. Strabo giebt diesen Werken einen Umfang von 400 Stadien (ca. 71 klm.) und schätzt die Zahl der Arbeiter auf 40000.[3] Polybius und Poseidonius schildern die technischen Anlagen, namentlich die Pumpwerke und a. in den spanischen Gruben überhaupt noch ausführlicher.

Auch auf der griechischen Halbinsel, namentlich in Mazedonien, unterhielten die Phönizier schon lange vor dem Aufblühen des griechischen Elementes einen lebhaften Bergbau.[4] Besonders berühmt waren die Goldgruben des Pangaeon-Gebirges, die bereits in der altgriechischen Sage eine Rolle spielen. Denn Kadmos wurde als der Begründer des dortigen Bergbaues gefeiert.[5] Aber selbst in dem unbekannteren Westen, in Bosnien, Dalmatien und Albanien, fand eine regelrechte Ausbeutung der mineralischen Bodenschätze, darunter auch des Steinsalzes, statt, die bis in vorgeschichtliche Zeiten hinaufreicht.[6] Ebenso hatten die Römer auch den von ihnen so flott betriebenen Bergbau in den südlichen Karpathen (transsilv. Alpen) ohne allen Zweifel schon von den von ihnen besiegten Daziern überkommen.[7]

Nicht weniger erfreuten sich die Alpen bereits in einer Periode, die jenseits der alten Kulturepoche liegt, eines regen

---

[1] „Amnem faciunt", ibid.
[2] Tchihatcheff, Algerien 2c. S. 48.
[3] Ebend.
[4] Kiepert, a. a. O. S. 315.
[5] Ebenda S. 314.
[6] Ebenda S. 354.
[7] Ebenda S. 336.

bergmännischen Lebens. Namentlich waren es die Kelten, die für das metallurgische Gewerbe ebenso viel Eifer als Befähigung zeigten. Ohne Zweifel brachten sie ihre diesbezüglichen Kenntnisse bereits aus Asien mit. In Europa bauten sie nun allerdings auch anderwärts, so an der Loire, auf Eisen[1] u. s. w. Aber doch waren die Alpen in dieser Hinsicht der Hauptschauplatz ihrer Thätigkeit. So ist es ihr Verdienst, daß die noch heutigen Tages so bedeutende steyrische und kärntnerische Eisenindustrie schon damals eine hohe Blüthe zeigte.[2] Desgleichen beuteten sie auch bereits lange vor den Römern die Steinsalzlager der norischen Alpen aus.[3]

Selbst in Afrika begegnen wir schon im höchsten Alterthume dem Bergbau. Derselbe blühte z. B. nach den Angaben des Agatharchides[4] in Aegypten bereits zu den Zeiten der ersten Pharaonen. Bekannt ist auch die Gewinnung des „rothen" Porphyrs (porfido rosso) am Dschebel Duchan in derselben Zeit.[5] Sogar weiter im Innern des „dunkeln" Kontinents scheint das ehrwürdige Bergmannsgewerbe schon früh Boden gefunden zu haben. Wenigstens wird uns aus dem Alterthum von Bergleuten berichtet, die sich „in südlichen äthiopischen Gebieten" niederließen „zur Aufsuchung von Goldgruben und Edelsteinen".[6] Im fernen Westen endlich scheinen wenigstens die Kupferminen im hohen Atlas (Wadi Sus) ein relativ bedeutendes Alter zu haben, ebenso wie der benachbarte Feuerberg von Teneriffa mindestens bereits in der Epoche der großen romanischen Entdeckungsreisen seine Schwefelmengen abzugeben gezwungen war.[7]

---

[1] Mommsen, a. a. O. III, 217.
[2] Ebenda II, 166. Vgl. Kiepert, S. 366.
[3] Kiepert, S. 366.
[4] Bei Diodor Sic. 3, 12.
[5] Vgl. Schneider, naturgesch. Beitr. rc. Dresden 1883, S. 81 ff.
[6] Ritter, Gesch. der Erdk. S. 88.
[7] Allgem. Histor. der Reisen rc. Leipzig 1748, Bd. 2, S. 16.

Schließlich sei nur noch darauf hingewiesen, daß die ungeheuren Massen von Gold und Silber, welche die ersten Eroberer der neuen Welt von den dortigen Eingeborenen erhielten, auch für jenen Erdtheil auf ein nicht geringes Alter des Bergbaues schließen lassen. Glücklicherweise besitzen wir über den letzteren auch noch einige direkte Nachrichten. So bestanden unter Anderem im Inka-Reiche förmliche Knappschaften, ausgestattet mit mancherlei Gerechtsamen und versehen selbst mit dem trefflichsten, ausdrücklich für Bergarbeiter berechneten Sanitätswesen.[1] —

Wir haben bisher zumeist nur des Bergwesens gedacht, das noch jenseits der Grenze der Geschichte bezieh. doch der Kultur im engeren Sinne seine Entwicklung fand. Selbstverständlich kam dasselbe dann aber in der Epoche der Klassik erst recht zur Geltung. Noch heute bezeugen z. B. die Halden der Silbergruben im Gebirge Laurion[2], deren ungeheure Einkünfte dereinst einem Themistokles die Mittel zur Schaffung einer Kriegsflotte gewährten[3], was in dieser Hinsicht die alten Griechen leisteten. Was sodann die Römer angeht, so bedarf es nicht erst noch eines Beweises für die Bedeutung des montanen Gewerbes zu ihrer Zeit. Denn sie besaßen ein wahres Netz von Bergwerken, das von Spanien bis nach Armenien und aus Mitteleuropa heraus bis nach Nordafrika sich ausdehnte. An zahllosen Punkten innerhalb des so umschriebenen ungeheuren Umkreises sieht man noch jetzt, so z. B. besonders deutlich im siebenbürgischen Erzgebirge[4], die bewunderungswürdigen Spuren jener großartigen Thätigkeit.

Noch mächtiger entfaltete sich der Bergbau im Mittelalter, und zwar nicht allein im eigentlichen Herzen Europas, wo allerdings der Harz und auf die von dort aus gegebene Anleitung

---

[1] s. Prescott, a. a. O. Bd. I, S. 43, vgl. auch S. 14, wo von dem Betrieb großartiger Steinbrüche die Rede ist.

[2] Dittmar, a. a. O. Thl. I, S. 197.

[3] Ebenda S. 317.

[4] Vgl. Bilz, Reisehandb. für Siebenb. 1881.

das sächsische Erzgebirge die Grundstöcke des ganzen modernen Bergwesens wurden, dessen Wurzeln schließlich allenthalben hin ausliefen und unter Anderem selbst bis in die Mongolei hineinreichten, woselbst im 16. Jahrhundert deutsche Berg- und Hüttenleute thätig waren.[1] Nein, selbst in den mehr peripherischen und unbekannteren Theilen unseres Erdtheiles fand das edle Bergmannshandwerk seine Pflege. So blühte es z. B. in Serbien unter den alten Zaren. Der noch jetzt berühmte dortige Bergwerksort Kutschaina spielte bereits damals eine große Rolle, wie denn, nebenbei bemerkt, die Südslaven überhaupt stets viel Neigung und Geschick zum Bergwesen bekundet haben. Wenig später finden wir auch in Bosnien, und zwar unter Ban Kulin (1168—1204) lebhaften Grubenbetrieb.[2] Zur Sicherung desselben waren beiläufig die Werke dortselbst mit Redouten umgeben. Auch die Ragusaner und nach ihnen die Ungarn gingen ebenda und zwar mit großem Glücke den Bodenschätzen nach.[3] Selbst in dem noch jetzt wenig durchforschten Nordostwinkel des siebenbürgischen Hochlandes, am Fuße des Kuhhornes, tritt uns in jener Zeit ein wahrhaft imposanter Bergbau entgegen. Dort erhob sich auf der Stelle des heutigen unbedeutenden Ortes Rodna im 13. Jahrh. Rodenau, eine mächtige deutsche Bergstadt, mit Thürmen und Mauern, 42000 Einwohner umschließend, die leider später von den über den „Grenzwald" (Ostkarpathen) hereinbrechenden Mongolen zerstört ward.[4] —

Diese wenigen Notizen, die zu vervollständigen Sache einer leider noch immer nicht geschriebenen Geschichte des Bergbaues sein dürfte, werden genügen, um die Ueberzeugung zu wecken, daß in der That keine andere menschliche Thätigkeit der Orographie

---

[1] Ritter, a. a. O. S. 227.

[2] Strauß, Bosnien, 2. Bd. S. 145.

[3] Ebenda S. 228 und 229.

[4] S. das „carmen miserabile" des Domherrn Rogerius, und: Bergner, Siebenbürgen, Leipzig 1884.

solche Dienste zu leisten in der Lage war, als eben das Bergmannswesen. Will man aber dafür noch direkte Beweise, so sei nur daran erinnert, wie z. B. das entlegene Thianschan-Gebirge zum nicht geringsten Theile durch die Ausbeutung der alten Salmiakgruben am Peschan bekannter wurde[1], oder daran, wie der Altai seine Einführung in die moderne Erdkunde ebenfalls mehr oder minder seinen Bergwerken verdankt.[2] —

Neben den Mineralien spielte jedenfalls auch eine weitere Art von Bodenschätzen, die für Leidende benützbaren Heilquellen, eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des Bekanntwerdens der Gebirge. Ganz sicher hatte der Orient, wo, unzweifelhaft unter dem Einfluß religiöser Vorstellungen, Waschungen von jeher häufig angewandt wurden, auch hier die Initiative ergriffen. Wenigstens war der Johann. 5 erwähnte Teich Bethesda eine Art Volksbad, worauf unter Anderem auch der schon vorhandene Badekomfort „fünf Hallen“[3] deutet. Ferner gab es benützte Thermen bei dem galiläischen[4] wie dem judäischen[5] Emmaus, wie denn der Name Emmaus überhaupt mit חָמַם, warm sein (daher das arabische „Hammam“ zur Bezeichnung der bekannten „türkischen Bäder“, wie sie sich in jeder muselmanischen Stadt finden) zusammenhängt.[6] Für ein hohes Alter der Naturbäder spricht auch der Umstand, daß solche bereits in der Herkulessage vorkommen, wo Nymphen zur Erquickung des Helden dem Boden warme Quellen entspringen lassen.[7] In der späteren Zeit ist der Brauch bereits ein ganz allgemeiner. Die Ueberbleibsel römischer Badeanlagen, oft Zeugen

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 102, Text und Anm. 2.

[2] Löwenberg, Gesch. der geogr. Entdeck. von Magellan bis 1800. Leipzig 1885, S. 195 ff.

[3] Johann. 5, 2.

[4] Joseph., Antt. 18, 2. 3., id., de bell. jud. 2, 21. 6. vit. 16.

[5] Theophan. Chronogr. bei Reland, Palaestina ex monument. veff. illustr. p. 760.

[6] Vgl. Wiener, a. a. O. Art. Emmaus.

[7] Preller, a. a. O. II, 215.

einer großen Pracht, finden sich in allen Ländern am Mittelmeer und weiter auf afrikanischem Boden, z. B. in Hammam Rirra[1], wie in den Pyrenäen[2], in den Karpathen (Mehadia) wie in den Alpen[3] oder in der Auvergne.

Selbst in den Stürmen der Völkerwanderung starb das Badeleben nicht ganz aus. Namentlich Bormio bewahrte sich stets eine starke Frequenz.[4] Späterhin aber trat sogar ein Aufschwung ein, der, wenigstens was die Bäder der Pyrenäen, der Alpen und mancher mitteleuropäischer Mittelgebirge anlangt, selbst durch die modernen Verhältnisse noch nicht wieder erreicht ist. Gelehrte wie Paracelsus wurden die Apostel, Priester und fürstliche Personen die Gäste der Gebirgskurörter. So gebrauchte Herzog Christoph, der Sohn des Herzogs Ulrich von Würtemberg, 1545 das Wildbad und sein erlauchter Vater war von der Wirkung der Quelle so überzeugt, daß er in einem Briefe an den Patienten die Vermuthung aussprach, er werde „so feyst wie eine Mastsaw zurückkehren".[5] In den Pyrenäen erhielt Alberca, der erste König von Arragonien, im Bade seine Gesundheit wieder, woher die „Königsquelle" in Cauterets ihren Namen gewann.[6] Ja Margarethe, die Schwester Franz I., etablirte nicht selten ein zwar ungenirtes, immerhin aber doch glänzendes Hofleben bei den dortigen Heilquellen, wovon sie in einem Schriftstück auch selbst Zeugniß gegeben.[7] Es heißt dort ausdrücklich, daß Leute

---

[1] S. mein „Algerien", S. 79 ff.

[2] Ramond, a. a. O. 210.

[3] Plinius betont (l. l. II, 139) das Vorkommen heißer Quellen auf den Höhen der Alpen, wie an den Alpenpässen. Bei den letzteren denkt er wohl besonders an das uralte Bad Bormio an der Stilfser Straße. Studer, a. a. O. 31.

[4] Brügger, ostrhätische Studien zur Geschichte des Badelebens insbesondere von Moritz u. Bormio, Zürich.

[5] Rieke, Würtemberg. Jahrb. 1839, S. 139.

[6] Ramond, a. a. O. S. 115 ff.

[7] Ebenda, 117.

aus Frankreich, Spanien und anderen Ländern kamen, theils um den Brunnen zu trinken, theils um zu baden.

In Folge solchen Herzuströmens wurde natürlich aus einem ursprünglichen Bedürfniß gar bald eine Luxussache. So hören wir schon aus dem 16. Jahrh. die Klage, daß die Bäder „mehr zu leiblicher Wollust, denn für Krankheiten, zächen, zählen, schreyen, spielen" dienen.[1] Im Leuker-Bad war das üppige Leben der Badegäste derartig, daß man verschiedene Unwetter, die in der Umgegend verheerend auftraten, für eine Strafe des Himmels ansehen konnte.[2]

Selbstverständlich standen mit einer solchen Schwelgerei auch die Kosten einer Badereise im Einklang und wir möchten uns in unsere Tage versetzt sehen, wenn wir über das „Fideris-Bad in Grawpünten" einen bewährten Mann sagen hören, es sei gut für die „Döwung, magenweh, herzgesperr, löscht aus das zornig hitzig blut, es hilfft und heilet das podagram, das grimmen" u. s. w.; „wo einer zu vil gelt in dem seckel hat, dem hilft es auch geschwint, daß er sein ledig wird".[3] Das Hauptcontingent zu der Masse der Badegäste stellten übrigens die Frauen. So sagt Guarinonius, die Weiber könnten „viel weniger als die Gänns und Enten des Wassers gerathen", jede wisse eine Krankheit vorzuschützen, „damit sie im Bade lustig ihren Ehemännern eine wäxerne Nasen träen könnten".[4] Ja in solchem Grade wüthete das „Badefieber", daß viele Bräute sich vor der Trauung von ihrem zukünftigen Eheherrn die alljährliche Badereise garantiren ließen.[5]

---

[1] Ryff, Badenfahrt vom Jahr 1542, pag. 2b.

[2] Scheuchzer, a. a. O. II, 183.

[3] Huggelin, „Von den heylsamen Bädern des Teutschenlandes", Basel-Mühlhaus 1559, S. 32.

[4] „Die Grewel der Verwüstung", 1610, S. 905.

[5] G. Zappert, Das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit, 1859, S. 152.

Dabei rückte dieses Badewesen selbst bis in die einsamsten Alpenhöhen hinauf.[1] So finden wir in der Schweiz entsprechende Etablissements auf der Schamser Alp, zu Ganey oberhalb Sewis, zu Schuls, St. Moritz, auf dem Emser Brühel u. s. w., so daß man zusammenfassend wohl behaupten kann, es habe ein so tiefes Eindringen eines derartig glänzenden Stückes Kulturleben wesentlich mit zur Ueberwindung der alten Bergfurcht beigetragen und der nahenden großen Zeit der Gebirgserforschung mindestens den Boden bereiten helfen. Daneben wurden solche Badereisen, zumal da sie häufig von Gesunden unternommen wurden, auch selbst Anlässe zu kleineren oder größeren Entdeckungstouren der Betreffenden im Gebirge, wie wir denn Solches in der That von der erwähnten Fürstin Margarethe lesen. Dieselbe veranstaltete von Cauterets aus wiederholte Streifzüge in die „unermeslichen Einöden der Pyrenäen", wobei „von den Dichtern, Musikern und Grossen des Hofes" jeder eine Dame, die in einen Mantel von Wachsleinwand gehüllt war, hinter sich auf dem Pferde hatte.[2]

Zu den Naturschätzen, durch die die Berge anziehend auf die Menschen wirkten, gehören ferner auch die Gebirgskräuter. Namentlich wußten die alten Griechen die Heilpflanzen der Hochgebirge zu schätzen. Es geht dies schon aus ihren ältesten Sagen hervor. So wohnte der heilkundige Centaure Chiron auf dem Pelion, der sich eben durch seinen Reichthum an aromatischen Gewächsen auszeichnete.[3] Dort wuchs auch Asklepios, der Gott der Heilkunde, auf.[4] Ebenso kannten und benützten die Römer die alpine Flora. Unter Anderem tritt uns bei ihnen schon der Enzian entgegen, von dem man Wurzel und Saft verwerthete.[5] In späterer Zeit

[1] Es gilt dies beiläufig auch von der neuen Welt, wo unter den Incas namentlich das Andenbad Caxamalka sich eines großen Besuches erfreute. Prescott, Gesch. der Erob. von Peru I, 299.

[2] Ramond, a. a. O. S. 116.

[3] Preller II, 45.

[4] Ebenda I, 404.

[5] Plin., l. l. XXVII, 8.

bildete sich ein förmliches Metier aus dem Kräutersuchen aus und namentlich in der Schweiz hatte schon zu Scheuchzers Zeit der Export officineller Alpen-Pflanzen, von denen Wagner bereits mehrere Hundert wissenschaftlich klassifizirt[1], besonders nach Holland und England eine bedeutende Ausdehnung gewonnen.[2] Es wurden indeß auch andere Gebirge als die Alpen in gleicher Weise ausgebeutet, zum Exempel der Libanon, von dem schon Breydenbach sagt, daß er sei „eyn heylsamer Berg wan vil heylsamer spetzerey dar vff wachsen die gar nutz syn wider vil gebrechen".[3]

Kaum weniger geschätzt waren die Futterkräuter der Höhen. Schon in grauer Vorzeit finden wir bekanntlich in allen Gebirgen Hirtenvölker, die die fetten Alpenweiden daselbst benützten, mochten sie nun von Haus aus dort ansässig gewesen sein oder vorher in der Ebene, bezieh. in der Steppe nomadisirt und dann, durch Futtermangel genöthigt, an den Flüssen aufwärtsziehend sich immer weiter ins Gebirge hinein verloren haben. In der letztangegebenen Weise mag wohl manches Erhebungsgebiet, namentlich in dem steppenreichen Asien, besiedelt beziehent. entdeckt und durchwandert worden sein. Nach dem biblischen Bericht gelangte so auch Moses, mit midianitischen Heerden in der Wüste vorwärts rückend, zum Fuße des Sinai und in dessen theilweise grasreiche Wadi's.[4] In Israel aber blühte, entsprechend dem bergigen Charakter des occupirten Landes, jedenfalls schon sehr frühe eine alpine Viehzucht, die zunächst wenigstens die eine Hälfte der Verheißung, daß „Milch und Honig im Lande fließen" sollten, zur Wahrheit machten. Karmel und Basan, die Gebirge Ephraims und Gilead[5], namentlich aber wieder der Libanon[6] umfaßten be-

---

[1] Wagner, l. l. Artic. II. de Suffruticibus et Herbis Alpinis, p. 270 ff.

[2] Scheuchzer, a. a. O. I, 94. Ebenso war auch das Sinaikloster seit alter Zeit schon eine Verkaufsstelle aromatischer, vielleicht auch die Insekten vertreibender Pflanzen, Robinson, Palästina pp. 1838.

[3] A. a. O.

[4] 2. Mos. 3, 2.

[5] Jeremia 50, 19.

[6] Jesaj. 40, 16.

rühmte Almen. Auf dem Hermon wurden nach Breydenbach die Opferthiere geweidet.

Aehnliche Verhältnisse zeigte im Abendland in Folge seiner Bodenconfiguration das alte Griechenland. Zum Beweise dafür kann uns schon die älteste Volkssage dienen, aus der uns in ausgiebigster Weise ein Alpenhirtenleben entgegentritt, das dem Sennereiwesen in den Alpen von heutzutage an Ausdehnung mindestens gleichkam, an wahrer Poesie dasselbe aber weit übertraf. Schon die Rinder des Sonnengottes — jedenfalls uralte, mit orientalischem Lichtdienst in Zusammenhang stehende Gebilde — weideten am Olymp.[1] Apollo hütete die Heerden des Laomedon in den waldigen Schluchten des Idagebirges.[2] Hermes, der Weidegott, war auf dem Kyllene zu Hause[3], woselbst er auch die Schafe des Dryops hütet. Besonders aber war das Bergland Arkadien[4] der Sitz dieses althellenischen Hirtenwesens und daher zumeist der Hintergrund der alten Volksdichtung.[5] Ja es tritt uns aus dieser letzteren schon der Urtypus einer modernen Sennhütte mit obligater Milchwirthschaft und Käsefabrikation entgegen.

„. . . wir gingen hinein, und besahen wundernd die Höhle.
Alle Körbe strotzten von Käse; Lämmer und Zicklein
Drängten sich in den Ställen, und jede waren besonders
Eingesperrt: die Frühling' allein, allein auch die Mittlern,
Und die zarten Spätling allein. Es schwammen in Molken
Alle Gefäße, die Wannen und Eimer, worinnen er melkte." —

„Aber er trieb in die Kluft die fetten Ziegen und Schafe
Alle zur Melke herein; die Widder und bärtigen Böcke
Ließ er draußen zurück, im hochummauerten Gehege.
Jetzo saß er, und melkte die Schaf' und meckernden Ziegen

---

[1] Preller, a. a. O. I, 300.
[2] Iliad. XXI, 48.
[3] Preller I, 298.
[4] Ebenda I, 581.
[5] Ebenda I. 581.

Nach der Ordnung, und legte den Müttern die Säugling' an's Euter;
Ließ von der weißen Milch die Hälfte gerinnen, und setzte
Sie zum Trocknen hinweg in dichtgeflochtenen Körben;
Und die andere Hälfte verwahrt er in weiten Gefäßen,
Daß er beim Abendschmause den Durst mit dem Tranke sich löschte." [1]

Von dem ungeschlachten Sennen, der da besungen wird, aber heißt es dann ausdrücklich, daß er mit gellendem Pfeifen die Heerde auf das Gebirg trieb.[2] —

Auch die grünen Plätze der Alpen waren von jeher begehrt. Zum Beweis dafür sei nur erwähnt, daß schon frühzeitig italienische Hirten alljährlich ihre Bergamasker Heerden, die sie beiläufig auch in den warmen Quellen, z. B. in Bormio[3], badeten, dorthin zur Weide trieben, wofür sie an die Eingeborenen einen hohen Zins entrichten mußten.[4] Ja man geizte schon damals in ähnlicher Weise mit dem Alpengrase wie heutzutage. Wir finden nämlich bereits die Wildheuer; und zwar auch schon mit moderner Praxis bei Ausübung ihres bedenklichen Gewerbes. An hohen „gähstotzigen" Orten schneiden sie das Futter „mit großer Lebensgefahr" ab, „weilen sie oft kaum mit einem Fuß sicher stehen können, sie pflegen dasselbe in ein Netz einzuwickeln, und über die Felsen abzustürtzen, da es sich etwan zuträgt, daß der allgemeine Menschen-Mäder diesen Wildheuern den Lebensfaden zugleich abschneidet, wenn diese mit einem Fuß glitschen oder in dem Netze hangen bleiben."[5]

Einen besonders wichtigen Beleg für das relative Alter und die frühe Ausdehnung des Sennerwesens dürfte aber der Umstand liefern, daß wir die Alpenkäsefabrikation schon längst in festen Normen sich bewegen sehen. „Ein solcher Senn wird vor-

---

[1] Odyss. IX, 219 ff.
[2] Ebenda 216.
[3] S. Brügger, a. a. O.
[4] Scheuchzer, a. a. O. II, 266.
[5] Ebenda II, 66.

gesetzt einer Sennten, das ist, einer ziemlichen Anzahl von 20. 30. 40. oder mehr Stücken Haubt-Viehes, mit welchen er zu Anfang des Sommers zu Alp fähret, fleißig auf sie Achtung giebet, und von ihnen die Milch, Käse, Butter und Zieger sammelt, darvor auch eintweder dem Besitzer (Patron) fleißig Rechnung oder einen gewissen verdingten Zinß giebet." „Die Wohnung des Sennen ist die sogenannte Sennhütte, ein durchleuchtiges, von hölzernen auf einander gelegten Balken aufgebautes, mit Tannenrinden bemauertes, mit hölzernen Schindeln bedecktes, und mit grossen Steinen beschwertes Häußlein, dessen Aestrich eine blosse oder mit Tannenrinden bedeckte Erde; dessen Thüren, Schlösser, Riegel, Küchen-Geschirre alle von Holz; dessen Ober- und Unter-Bette, Küssen und anderes Geräthe, viel auf einanderliegende Käse, oder Heu." Dies Gebäude war abgetheilt in zwei „Haubt-Gemächer", in deren erstem, der „Käsehütte", sich alle zur „Käsemachung" nöthigen Werkzeuge und des Sennen Bette, und „die so genannte in Form eines Amphiteatri von Steinen gebaute Hell, Herd, oder Feuerstatt" befanden. Der andere Theil des Hauses war der „Milchgaden", „lieget gemeiniglich gegen Norden, woher die kalten Lüfte wehen". Nicht weit von der Sennhütte befand sich der „Kühgaden", „allwo der Ordnung nach die Ochsen, Kühe und Geissen stehen, jede nach ihrem Rang, und mit ihrem gewissen Namen bezeichnet". Die Thiere melkt der Senn Morgens und Abends, „sitzend auf seinem einfüßigen Melkstuhl, welchen er mit einem Seil oder Riemen um den Leib anbindet, versehen mit einem Salbhorn, in welchem zu Bestreichung der Uttern (Euter) Butter enthalten."[1]

Was die Käsebereitung anlangt, so wurde die Milch zunächst aus den „Melkteren", worein sie gemolken, in das „Milchtäußlein" gegossen, und durch die „Follen" oder „Milch-Sienen", ein hölzernes, unten enges und mit frischem „Tankreis" verstopftes

---

[1] Scheuchzer, I, 58 ff.

Instrument, in den großen „Wellkessel", der an dem „Thurner" über dem Feuer zu hängen pflegte und leicht mittelst einer einfachen Vorrichtung ab- oder angeschoben werden konnte, geseiht. Nach kurzem Erhitzen wurde „Lupp" oder „Lap" zugegeben, der „Abzug" mit der „Zigerkellen" weggenommmen und die restirende dicke Masse, der „Bulderen", mit der Käsbreche, einem stachlichten Stecken, zerkleinert, worauf sich der compakte „Käse" von der „Sirpen" abschied. Von der letzteren wurden sodann mit dem „Stielnapf" oder „Gon" etliche Maß weggenommen und über stärkeres Feuer gesetzt, so daß sich der „Vorbruch", ein schaumiges, „sehr niedliches Wesen", sonderte, der, mit dem „Schweidnapf" weggenommen, dem Senn zur Nahrung diente. Weiter kam dann „Sauertrank" aus dem „Trankfaß" hinzu, wodurch eine neue Scheidung, die des „Ziegers", der festeren Theile, und die der „Schotten", des dünneren Restes, bewirkt wurde. Beide, zum „Suffi", untereinander gemengt, dienten ebenfalls zur Nahrung der Sennen. Separirt, bildete der „Schotten" ein Schweinefutter, während der „Zieger", der „caseus secundarius", in den „Ziegerrumpf", ein aus Tannenrinden verfertigtes Gefäß, wanderte zum winterlichen Gebrauch, oder in der viereckigen, bretternen „Ziegertrimmen" noch weiter mit „Trimmesteinen" beschwert und verdichtet wurde. Der zuerst aber gewonnene Käse war unterdeß in die „Mutten" gefaßt und zu weiterem Ablaufen der flüssigen Theile auf das „Muttenholz" gelegt worden. Hierauf pflegte ihn der Senn mit einem hölzernen Ring, der „Käsefärbe", zu umgeben, mit einem Tuche und hierauf noch mit einem Brette zu bedecken und mit dem schweren „Käseladstein" zu belasten. In dieser Gestalt kam dann das Ganze an einen kühlen Ort, wo es mitunter noch mit Salz besprengt und noch weiter beschwert wurde. Auf diese Weise gewann man den „feißten" Käse, während dieselbe Prozedur, mit einer vorher ihrer Fettdecke, der „Nidel" oder „Raum", beraubten Milch unternommen, den „Magerkäse" lieferte. Aus dem genannten „Nidel" erzielte

man dabei in dem „Ankenkübel" unter Absonderung der „Ankenmilch" mittelst steten Rührens mit einem Stecken die „Butter". Ein weiteres Produkt gewann man, indem man dem „Zieger" noch gewisse aromatische Kräuter zusetzte, die auf der von Wasser getriebenen „Ziegermühle" pulverisirt wurden. So entstand der „Schabzieger", caseus rasilis, den namentlich die Glarner sammt den bei ihnen in Menge gebrochenen Schiefertafeln über ganz Europa hin exportirten. Daneben genoß indeß auch der Fettkäse, namentlich der Emmenthaler, bereits vor Jahrhunderten eines großen Rufes, während der Schafkäse der italienischen Senner in Graubünden seinen Absatz vorzugsweise in Italien fand. —

Die hier mitgetheilte Terminologie der alpinen Käsefabrikation dürfte wohl Jeden zu der Ueberzeugung von dem hohen Alter dieser Hochgebirgsindustrie bringen, zumal wir uns dabei wesentlich mit auf einen Bericht stützten, der bereits aus dem 16. Jahrh. stammt.[1] Leicht möglich, daß, wie schon Scheuchzer annimmt, Manches in dem Verfahren bereits aus dem Alterthum übernommen worden war.[2] Mit solchen Zugeständnissen aber haben wir für unseren Gegenstand viel gewonnen. Mochten auch die Sennereien, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht besonders viel zur direkten Alpenerforschung beitragen, so waren sie nichts desto weniger so zu sagen vorgeschobene Posten der Civilisation im einsamen Hochgebirge, Etappen und Stützpunkte für deren Entschleierung. Fanden doch beispielsweise bei den freundlichen Hirten in den ärmlichen Hütten schon vor Zeiten wissensdurstige Gebirgsreisende Unterkunft und relativ opulente Verpflegung.[3] Besonders aber dürfte es als ein Verdienst dieses

[1] Conr. Gessner, „de lacte", und „descriptio montis Fracti", 440 ff. und Scheuchzer II, 266.

[2] Virgil., Eclog. I.: „pressi copia lactis".

[3] Gessner, descript. m. Fr.: „Pernoctavimus in foenili quodam apud pastorem sane benignum et hospitalem, qui variis de lactario opere cibis nos refecit."

Hirtenwesens anzusehen sein, daß wir schon früh zahlreiche Eigen- wie Sachnamen für Gebirgsobjekte besitzen. Denn daß diese zum nicht geringen Theil auf den Almen das Licht der Welt erblickt haben, kann Niemand bezweifeln, wie denn andererseits freilich dort auch nachweisbar viele der Spukgeschichten erzeugt wurden.

Noch andere alpine Industriezweige könnten hier genannt werden, z. B. die Bienenzucht[1], die besonders für Gebirge südlicher Länder wichtig werden mußte, wie denn Breydenbach[2] von den Bergen Palästinas sagt: „auch on zal bynen vmb wegen der gutten krutern vnd blumen sich da neretten vnn vil honig machten".

Eine wichtige Rolle spielte weiter auch die Entnahme von Eis aus den Natureiskellern der Hochgebirge, die man leicht geneigt ist als erst von modernem Luxus ins Leben gerufen anzusehen, die aber in allen möglichen Erhebungsgebieten schon im Alterthum ausgeübt wurde, am persischen Demawend wie am italienischen Aetna u. s. w. Auch der ehrwürdige Libanon kommt hier wieder ins Spiel. Denn dort holten sogar die Türken schon das Material zur Kühlung ihrer Getränke im Mittelalter.[3]

Viel bedeutsamer als alles derartige mußte indeß für die Gebirgserforschung jene menschliche Thätigkeit werden, die zu den ältesten Nahrungszweigen unseres Geschlechts gehört, die Jagd. Boten ihr doch die Berge, die auch von den Thieren schon der größeren Sicherheit halber als Aufenthaltsorte bevorzugt wurden, das dankbarste Revier. In Folge dessen finden wir denn auch Jäger schon in frühester Zeit im Gebirge. „Der König Israel ist ausgezogen, zu suchen einen Floh, wie man ein Rebhuhn jagt auf den Bergen", heißt es in einer sehr alten Urkunde des jüdischen Volks.[4] Berühmt waren auch von jeher die Jagdgründe

---

[1] Plin., l. l. XI, 9.
[2] A. a. O.
[3] Rauwolf, Reise ins Morgenland, Augsburg 1583. S. 273.
[4] 1. Samuel. 26, 20.

des im Alterthum eben in jeder Hinsicht eine so große Rolle spielenden Libanon.[1] Aus dem Inneren von Asien tritt uns in der uralten Gestalt des durch die Berge schweifenden und wilde Thiere bändigenden, bezieh. in sein Gefolge aufnehmenden Bacchus ein echt alpines Jagdstück entgegen. Auch die griechische Mythologie mit ihrer vorzugsweise in den Bergen auftretenden Jagdgöttin Artemis[2] oder dem in verschiedenen Gebirgen Löwen, Eber, Hirschkuh, Vögel, letztere unter Anwendung einer Handklapper jagenden Herkules[3] beweist, wie gewöhnlich damals schon das Treiben der Nimrode in den Hochregionen war.[4]

Ein Gleiches ergiebt sich für die römische Zeit schon aus der theilweise wenigstens genaue Beobachtung an Ort und Stelle voraussetzenden Kenntniß zahlreicher Alpenthiere, die uns dort entgegentritt, z. B. des Murmelthieres, der Gemse, des Steinbocks, des Schneehuhns u. s. w.[5] Auch war damals schon eine höhere, wissenschaftlichen Sammelzwecken dienende Art der Jagd bekannt, die natürlich auch der wissenschaftlichen Gebirgskunde überhaupt ganz anders Vorschub leisten mußte als die Jagd früherer Zeiten.[6]

Noch später erscheint die Jagd im Hochgebirge, namentlich die Gemsenjagd, wie u. A. die bekannte Geschichte aus dem Leben des Kaisers Maximilian I. beweist, bereits in ähnlicher Weise, wie heutzutage, zu einer fürstlichen Passion geworden.[7] Doch

---

[1] 2. Kön. 14, 9. Hoheslied Salom. 4, 8.

[2] Preller, a. a. O. I, 234. vgl. Odyss. VI, 103 ff.

[3] Preller, a. a. O. II, 193 ff.

[4] Von verschiedenen historischen Persönlichkeiten des Alterthums wird uns auch ausdrücklich noch ihre Jagdthätigkeit bezeugt, so von Cyrus d. J., der auf Bären, also doch auch zumeist im Gebirge, zu pürschen pflegte, vgl. Halbkart, Xenophons Anabas. S. 50.

[5] Plin. VIII, 37, 53, 55. IX, 17, 18. X, 22, 48.

[6] Vgl. Studer, a. a. O. 35.

[7] Berühmt waren beispielsweise auch die glänzenden Gemsjagden des Gaston de Foix am Pic du midi d' Ossau in den Pyrenäen. s. Meyer, Südfrankreich, 2. Aufl. S. 544.

wurde sie auch von Leuten niederen Ranges derart betrieben, daß gleichfalls frühzeitig ein förmlicher Stand der Gemsjäger oder, wie man diese vielfach nannte, der „Birger", mit allerlei festen Normen und Gebräuchen sich ausgebildet hatte. So konnte z. B. schon Geßner aus diesem Jägerleben berichten: „Die Gemse sammeln sich gemeiniglich bey etlichen sandigten Felsen, lecken den Sand, reiben ihre Zunge und Rachen damit, machen ihnen selbst also Begierd zu essen, als ob es Salz wäre, werden aus dieser Ursach von den Jägern und Einwohnern der Landen Sulze genennt; bey solchen Sulzen hinterhalten, und verbergen sich die Jäger mit ihren Büchsen und Geschütz, so denn die Gemse nach Gewohnheit herzutraben, schiessen sie es unversehens zu tode."[1]

Vielfach erinnert die Art des Betriebs schon an moderne Verhältnisse. Der Jäger rückte aus in einem rauhen Kittel (Loden), versehen mit einem „Räntzlein", in welchem sich „dürres" Fleisch, Brod und Käse befanden, desgleichen ein paar „Schuh-Eisen", welche er an den „gantzen" Schuh anlegen „und damit über die gähen, abhaldigen Felsen oder über die Gletscher klettern kan". „Seine Wirthshäuser sind die Senten, in denen er Milch und Milch-Speisen zu seiner Erlabung antrifft, und da seinen Ausspanne oder Nachtherberg auf blosser Erde nimmt, oder, wenn es wohl gehet, auf dem Heu schläffet." „Oft geschieht es, daß er Morgens auf die Jagd gehet, und entweder gar nicht mehr nach Hause kommt, oder gantz zerfallen dahin getragen wird." „Etwann trägt es sich zu, daß ein oder viel Thiere von dem schlauen, an einem kaum viertel-schühigen-engen Paß stehenden Jäger in solche Enge getrieben werden, daß sie vor sich nicht weiter kommen können, hinter ihnen aber ihren Tod-Feind vor sich sehen müssen, der ihnen den Rückweg abschneidet. In diesem Falle braucht es bei dem Birger grosse Klug- und Herzhaftigkeit; weilen das verzweifelte Thier ihn leicht anfallen, und über die

---

[1] „Thierbuch", pag. 62b.

Felß=Wand hinabstürzten kan. Bey so gefährlicher Begegniß leget er sich entweder der Länge nach zu Boden, damit die Gemse über ihn hinüber ohne Anstoß springen können, und so ihr eigen und ihres Feindes Leben retten, oder er stehet aufrecht so nahe an der Wand als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwischen dem Jäger und der Wand mercket, außer ihm müsse vorbey springen, da er denn den Vortheil ergreifft, und dem vorüber springenden Thiere einen Stoß giebt, daß es sich stürzen muß: Wo aber das Gems zwischen dem Jäger und dem Felsen einen kleinen Schlupf findet, da tringt es sich hinein, und stürzet ihn hinunter" 2c.[1] Derartige Calamitäten aus dem Leben der „Birger" waren sogar schon Anfang des 17. Jahrh. in Versen besungen worden.

„So aber Ung' ferd sie (die Gemse) durchsicht
Zwischen dem Jäger und der Wand,
Mit starkem Sprung sie durchhin rannt,
Und stürzt den Jäger in das Thal 2c.[2]

Weiter pflegten die Gemsjäger auf den Wind Achtung zu geben, da man bereits wußte, daß die Gemse „einen überaus zart=empfindlichen Werckzeug des Geruchs" hat. Ebenso waren die von den Thieren besonders häufig frequentirten Weideplätze unter den Leuten vom Fach bekannt. Und wenn „eine säugende Mutter" erlegt worden war, so stellte sie der Jäger wieder auf ihre Füße, um die Jungen herbeizulocken und einzufangen.[3]

Noch mehr aber als alle solche augenscheinlich schon eine durch Jahrhunderte fortgepflanzte Tradition verrathenden Jägerregeln zeugt für das hohe Alter dieser Jagd der Umstand, daß dieselbe schon früh gesetzlich geregelt erscheint. Um nämlich dem

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 70 ff.
[2] Räbmann, „Gespräch zweier Bergen" 2c. 1605.
[3] Scheuchzer, a. a. O. I, 72.

damals bereits drohenden Aussterben der vielgehetzten Thiere vorzubeugen, wurde ein Berg im Glarner Land, zu dem späterhin noch einige andere kamen, zu einem „Freyberg" gemacht. Bei Verlust der Ehre und Leibesstrafe durfte dort Niemand schießen. Um indeß dadurch ein altes Recht jener Gegend, nach welchem jedem Landmanne, gleichviel ob reich oder arm, wenn er heirathete, zwei Gemsthiere zufallen sollten, nicht zu schädigen, wurden daselbst zwölf „beeydigte" Jäger, die sogenannten „Freyberger Schützen" angestellt, welche den Bedarf für diese Brautgabe liefern, als Lohn für ihre Bemühungen aber jedesmal die Haut behalten sollten. Indeß hatte die Zeit zwischen Jacobi und Martini auch für sie eine absolute Schonzeit zu bleiben.[1]

Das, wie schon die wenigen hier angeführten Zeugnisse genügend erwiesen haben werden, uralte Institut der Gemsjäger mußte aber für die Erschließung der Alpen von um so größerer Bedeutung sein, als es ja gerade die höchsten und verstecktesten Theile des Hochgebirgs heranzog, zu denen keine anderen materiellen Interessen mehr hinleiteten. Und wenn nun andererseits auch Geschichten, wie die von behufs Ueberwindung jäher Felsgehänge aufgeschnittenen Fußsohlen oder jene von den Gemskugeln und der Kunst der harmlosen Thiere, sich fest zu machen, darauf hinweisen, daß die wackeren Waidmänner durch das nun einmal von jeher mit ihrem Gewerbe unzertrennlich verbundene Jägerlatein nicht selten dazu beigetragen haben mögen, die Gebirgsfurcht noch zu vermehren, so kann doch hinwiederum nicht verkannt werden, daß sie die bedeutsamsten Bahnbrecher geworden sind, ohne deren Fußstapfen die Wissenschaft wohl vielfach nicht so leicht in das innerste Heiligthum der einsamen Bergwelt eingedrungen wäre. Ist doch auch das moderne Führerwesen im Allgemeinen aus der Zunft der Gemsjäger erwachsen.

Selbstverständlich leisteten die Jünger Dianas auch in an-

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. I, 69 ff.

deren Erhebungsgebieten der Erde als in den Alpen der Forschung treffliche Dienste. So verfolgte beispielsweise die Expedition Burtons nach dem Camerungebirge 1861/62 jenseits der Farn-Region einen Jägerpfad [1]; Elephantenjäger begleiteten Decken bei seinem Zuge nach dem Kilimandscharo, Freshfield und Genossen stießen noch hoch oben am Elbrus auf zwei Schützen, die den Steinbock erlegt hatten [2] u. s. w. —

Haben wir bisher aber, entsprechend dem allgemeinen Zuge früherer Zeiten, nur mehr oder minder grobmaterielle Gaben des Gebirges als Anziehungsmittel aufgezählt, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß auch bereits ideellere Gesichtspunkte, wie sie mehr in der Gegenwart als Motive bei der Gebirgswanderung sich geltend machen, wenigstens in den ersten Anfängen in früheren Zeiten schon auftreten. Namentlich spielt die gesunde Luft der Hochregion eine große Rolle. So war der Pelion bereits bei den alten Griechen nach dieser Hinsicht berühmt [3] und wie in ihrer Mythologie Apollo sein aus dem Leibe der todten Mutter gerettetes schwaches Knäblein dorthin bringt, damit es daselbst zum Gott der Heilkunde heranwachse [4], so mögen wohl auch im wirklichen Leben bereits damals manche Hellenen zu gleichem Zwecke die Gebirge aufgesucht haben, so daß wir also das heutzutage so florirende Institut der Sommerfrischen kaum als ein rein modernes anzusehen berechtigt sind. Jedenfalls lag auch, wenngleich den Betreffenden unbewußt, in den später zu nennenden rituellen Bergfahrten und Bergfesten der Griechen ein ähnlicher Zug. Beiläufig pflegen auch heute noch die Klephten, wenn Strapazen und Kämpfe im Tieflande sie erschöpft haben, in den von köstlich frischer Lebensluft erfüllten Gebieten des Olymp

---

[1] Vgl. Barth's Bericht i. d. Ztschr. für allg. Erdk. Bd. XIV, Berlin 63.
[2] Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn", 1884, Art. „Elbrus".
[3] Preller, a. a. O. I, 404.
[4] Ebenda.

Kräftigung und Heilung zu suchen.[1] Bedeutsam ist übrigens auch, daß in der alten Literatur vielfach die Gebirgsbewohner a priori als kräftige bezieh. gigantische Menschen hingestellt werden.[2]

In späterer Zeit tritt die Erkenntniß der Vorzüge des Höhenklimas natürlich bestimmter hervor. Breydenbach rühmt von diesem Gesichtspunkte aus verschiedene Berge des heiligen Landes.[3] Im 16. Jahrhundert begegnen uns bereits regelrechte Alpenreisen zu Gesundheitszwecken. So berichtet Conr. Geßner in dem Widmungsbriefe zu seiner Descriptio Montis Fracti etc. vom Jahre 1555 von sich, daß er wo thunlich in jedem Jahre „valetudinis gratia" eine Reise „praesertim montanam" unternehme, und gerade an Geßner und in der erwähnten Broschüre haben wir einen Beweis, wie der sanitarische Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Gebirgsforschung Vorschub geleistet. Denn der Autor und sein Buch vertreten bereits die letztere in erfreulichster Weise.

Geßner betont übrigens in jener Schrift selbst noch nachdrücklichst und mit glücklicher Beweisführung die gesunde Beschaffenheit der Hochgebirgsluft: „Aër hic longe liberior et salubrior, nec adeo vaporibus crassis infectus, ut in planitie, nec ut in urbibus et aliis hominum habitationibus contagiosus aut foetidus, hic naribus ad cerebrum derivatus, arterias ad pulmones et cor, non solum non offendit, ses etiam juvat."

Derselbe seiner Zeit allerdings auch in dieser Hinsicht weit voraus eilende Gelehrte — man vergleiche nur die früher angeführten Beschuldigungen der Schweizer Luft durch Detharding aus dem Jahre 1716 — weiß ferner auch schon die heilsame Wirkung des Bergsteigens als gymnastischer Uebung zu rühmen. Alle

---

[1] Vgl. Heuzey, le Mont Olympe etc., Paris 1860, bei Th. Schwarz, a. a. O. S. 283.

[2] Vgl. die oben angezogene Mythe von der Koronis b. Preller, a. a. O. Hier kommt auch das früher von den Riesen rc. Gesagte theilweise wieder zur Geltung.

[3] So sagt er vom Thabor: „Der lufft ist da gar heylsam vnd gut."

Körpertheile des Gebirgsgängers, so äußert er sich, würden geübt, alle Nerven und Muskeln herangezogen und zwar beim Anstieg immer andere als beim Abstieg.[1]

Selbst Sommerwohnungen reicher Engländer scheinen damals bereits im Gebirge vorhanden gewesen zu sein. Wenigstens sah Geßner[2] und nach ihm auch Scheuchzer[3] schon die Trümmer einer solchen Villa am Abhange des Pilatus.[4]

Ungleich wirksamer aber als die immerhin doch erst nur in den schwächsten Anfängen vorhandene Erkenntniß von der Salubrität des Bergklimas hat sich für das Bekanntwerden der Gebirge ein anderer Motor erwiesen, der gleichfalls schon außerhalb der Sphäre der ganz grob materiellen Gesichtspunkte liegt. Derselbe muß für die vormoderne Zeit sogar als der wirksamste aller überhaupt in Betracht kommenden Beweggründe für das Eindringen in die Berge betrachtet werden. Es ist dies die Religion, die bekanntlich auch bei den Entdeckungsfahrten in horizontaler Richtung, wenngleich manchmal lediglich als Vorwand zur Maskirung der habsüchtigsten Absichten — man denke nur an die unter dem Deckmantel der christlichen Liebe, die sich um das Seelenheil der armen Indianer besorgt stellte, durchgeführte Occupation verschiedener amerikanischer Territorien zur Zeit Isabella's der Katholischen 2c. — eine so bedeutsame Rolle gespielt hat bezieh. im Gewande moderner Missionsthätigkeit noch immer spielt. Mußte doch eben unter der Aegide der Religion als Hauptzweck eine

---

[1] „Tenduntur et laborant nervi et musculi omnes, alii in ascensu, alii in descensu" etc.

[2] l. l. „rudera arcis dirutae, quam ab Anglo quodam nobili inhabitatam ferunt.

[3] Naturgeschicht. des Schweizerl. 2c. I, 14, ff. „Von dannen gehet man durch anmuthige Wälder, Wiesen und Bühel, nebst einem verstörtem alten Schloß (welches von einem Engelländer sol besessen worden seyn)" 2c.

[4] Ebenso pflegten auch schon die Leute in Centralasien zu Polo's Zeiten zur Erfrischung aus den heißen Ebenen und Städten sich zeitweise ins Hochgebirge zu begeben. Bürck, a. a. O. S. 139.

ganze Reihe von kulturellen Gebieten — z. B. das ursprünglich meist mit kirchlicher Zweckbeziehung betriebene Schulwesen — angebaut werden, bis sie eine geklärtere Erkenntniß aus dem Mittel zum Zweck zum Endzweck selbst machte.

Freilich sahen wir früher, wie die Religion auch mächtig zurückhaltend vom Gebirge wirkte. Indeß leicht wird man erkennen, wie ebenso das Gegentheil eintreten konnte. Waren — wie wir dies bei so vielen Völkern fanden — die Berge zu Sitzen der Gottheiten, d. h. der personifizirten, segnenden oder zerstörenden Naturmächte bezieh. zu Gottheiten selbst erhoben, so mußte man auch dazu kommen, ihnen die Verehrung nach Ueberwindung der anfänglichen Scheu aus möglichster Nähe, womöglich auf dem Berge selbst zu bezeugen. Und sogar, wo die ursprüngliche Naturreligion bereits so vergeistigt war, daß man die höheren Wesen jenseits der Erde, im Himmel fand, mußten die Berge als die dem letzteren benachbartsten Erdstellen die geeignetsten Cultusstätten abgeben. Ja selbst wo sich die Anschauung noch mehr geklärt und auch das sichtbare Himmelsgewölbe seine Bedeutung als Wohnstätte des Allerhöchsten verloren hatte, vermochten die Gebirge in Folge ihrer Stille, Abgeschiedenheit und großartiger Erscheinung als Terrain für religiös-philosophische Meditation, Beschaulichkeit und Weltflucht sich Geltung zu verschaffen.

Die nähere Art des auf diese Weise veranlaßten Eindringens in die Gebirgswelt anlangend, so ist zu beachten, daß es sich in Form theils der Wallfahrt theils der eremitischen oder endlich der noch solideren klosterartigen Ansiedlung vollzog.

Der Intensität nach aber steht hier der Orient voran, wo namentlich der dort so weit verbreitete, in der spekulativen Neigung dieser Erdhälfte begründete Lichtdienst an den Bergen die geeignetsten Naturaltäre fand. So brachten die zumeist dem Schamanismus ergebenen nordasiatischen Völkerschaften am Fuße der Bjelucha, des Culminationspunktes des Altai, und anderer Hoch-

gipfel ihres Gebietes Opfer zu Ehren dieser Bergriesen dar.[1] Von einem uralten Bergcultus zeugen ferner die großartigen Grottenbauten in den Ghatbergen Indiens, die vielfach sogar auf eine vorbuddhistische Zeit hinweisen.[2] Der Buddhismus selbst aber übertraf in dieser Hinsicht noch seine Vorgänger. Keine andere Religion, selbst das Christenthum nicht ausgenommen, hat so sehr die Höhen bevorzugt wie er. Regelrechte Wallfahrten auf die verschiedensten Gipfel, von denen manche sogar bereits in die Hochgebirgsregion hineinragten, ganz nach moderner Art, wurden damals Brauch, bezieh. schlossen sich an schon vorher vorhandene religiöse Ceremonien an, um sich theilweise bis auf unsere Zeit zu erhalten. Bekannt sind in dieser Richtung beispielsweise der sagenumwobene Adamspik auf Ceylon und — in Ostasien — der gewaltige Fusinoyama. Auf letzterem finden sich trotz seiner großen Höhe und der in Folge der steilen Flanken der vulkanischen Erhebung immerhin beschwerlichen Besteigung jedes Jahr an 20000 bis 30000 Pilger aus den niedrigsten Volksklassen Japans zusammen, um zur aufgehenden und sinkenden Sonne zu beten.[3] Sicher würde ohne dies und die dadurch längst schon geschaffenen Bequemlichkeiten, bestehend in betretenen Wegen, Stationshäusern, Saumthiertransport u. s. w., der hochragende Berg Japans uns noch lange nicht so gut bekannt sein, wie er es — Dank einer Anzahl Gelehrter, die in den Fußstapfen der Pilger aufwärts stiegen — in der That ist.

Der Buddhismus war es auch, der, in ganz ähnlicher Weise wie späterhin das Christenthum, bereits feste Ansiedelungen im Gebirge, Bergklöster, gründete. Wir finden solche Bauwerke

---

[1] Humboldt, Centralasien, I, 136.

[2] Dittmar, a. a. O. Bd. I, 65. Hierher gehört auch noch jene uralte Pagode, die dort steht, wo der heilige Gangesstrom aus den Schnee- und Eisregionen durch eine Thalschlucht in die Ebene tritt. Vgl. ebenda S. 66.

[3] Vgl. den hochinteressanten Bericht von Rein in Peterm. Mitthl. Bd. 25, 1879, und in: Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn", Art. „Fusinoyama".

unter Anderem selbst in den entlegensten Gebirgsgegenden des „Reichs der Mitte". So sah Gaston de Bezaure[1] ein Nonnenkloster mit einem der Kuan-ing, der chinesischen „Jungfrau", gewidmeten Tempel auf der Höhe der Berge, die das Defilé des Jangtsekiang hinter Hokiang bilden. Desgleichen fand der genannte Reisende einen Tempel mit einem Bonzenkloster auf dem Wujeuschan über dem Minkiang, zu dem sogar ein regelrecht angelegter Serpentinen-Weg emporführte. Keiner der vorbeifahrenden Schiffer versäumt es, dahinauf zu steigen und seine Andacht zu verrichten, ja selbst ein Fremdenbuch, dieses scheinbar erst unserem modernen Reiseleben entwachsene Institut, wird dort gehalten, das zur Zeit der Anwesenheit des Franzosen bereits Jahrhunderte alt war und nach Versicherung der Bonzen 10000 Jahre aufbewahrt wird.[2]

Selbst zu ausgedehnten Missionsreisen über die trennenden Hochgebirge hinweg brachte es der Buddhismus. Eine solche aus China durch Mittelasien nach Indien wurde z. B. schon im 4. Jahrhundert n. Chr. unternommen.[3] Ja in das Himalaya-Gebirge drangen die Sendboten jener Religion sogar bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. ein.[4]

Außerordentlich viel machte sich, ganz nach der Natur seines Lichtdienstes, auch der Parsismus mit den Bergen zu schaffen.[4] Beispielsweise waren es die mächtigen Höhen des Elburs-Zuges, von welchen aus vor Jahrtausenden schon Menschen dem ewigen Sonnenlichte entgegenjauchzten.[5]

Aber auch der Westen Asiens zeichnete sich in dieser Richtung aus. Namentlich finden wir dort in Syrien und den angrenzen-

---

[1] A. a. O. S. 107.
[2] Ebenda 110 ff.
[3] Ritter, Gesch. d. Erdk. S. 85, Anm. 1.
[4] Dittmar, a. a. O. I, S. 77.
[5] So besitzen wir eine äußerst genaue Beschreibung des Demawend-Gipfels aus dem 9. Jahrh. n. Chr., welche unverkennbar auf Autopsie beruht. Ritter, Erdkunde. Bd. VIII, S. 565.

den Gebieten einen offenbar uralten Bergkultus. So wird uns berichtet, daß die Syrer geradezu behaupteten, „der Herr sei ein Gott der Berge und nicht der Gründe.“ [1] In Folge davon konnte gesagt werden [2]: „Oben auf den Bergen opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie.“ Andere Stellen verrathen, daß es sich dabei um eine wahre Massenwanderung handelte. „Du machst dein Lager auf einem hohen erhabenen Berge, und gehest daselbst auch hinauf zu opfern.“ [3] Auch Altäre und Tempel, „Bergkirchen“, wie Luther übersetzt, wurden vielfach in der Höhe errichtet.[4] Nach 1. Kön. XI, 7 stammte ein solches Bauwerk selbst von Salomo. Es hatte seinen Platz auf dem Oelberg erhalten. Andere fanden sich auf dem Karmel [5], dem Thabor, wo Breydenbach sogar noch die Ruinen gesehen haben wollte, dem Garizim, Dan, Bethel u. s. f. Eine uralte Opfer-Stätte war ohne Zweifel auch der Sinai. [6]

Nach Alledem darf man wohl behaupten, daß wenigstens die montane Topographie, die betreffs jener Landstriche in alter Zeit schon so gefördert war, zu einem guten Theil jenem Cultus zu verdanken ist.

Eine kaum weniger bedeutende Rolle spielten die Berge auch für den hellenischen Gottesdienst, sowohl noch auf asiatischem als auf europäischem Boden. Haben wir doch schon früher gesehen, daß hier durch das ganze Wesen mehrerer Gottheiten, wie des Pan, des Dionysos, der Kybele u. s. w., bereits eo ipso ein wildes Schweifen in den Gebirgen seitens der betreffenden Priester und

---

[1] 1. Kön. 20, 28.

[2] Hosea 4, 13.

[3] Jesaj. 57, 7. Noch andere Belegstellen s. Jerem. 3, 6. 5. Mos. XII, 2. 1. Kön. 22, 44.

[4] Ezechiel 16, 24 ff. Diese Stelle zeugt namentlich auch von den Orgien, mit denen dieser altsemitische Höhenkult verbunden zu sein pflegte.

[5] 1. Kön. XVIII, 19 ff.

[6] 2. Mos. III, 12.

Anhänger bedingt ward. Namentlich bewegten sich die mänadischen Orgien immer auf und zwischen den Bergen[1], z. B. auf dem Kithäron[2], dem Laphystion[3], dem Taygetos, dem Eurotas, dem Parnaß[4] u. s. w. Die Feier auf letzterem Berge ist für unser Thema ganz besonders bedeutsam, weil sie, zu der die weiblichen Theilnehmer — die Männer blieben ausgeschlossen — nicht nur aus der Umgegend von Delphi sondern sogar aus Attika herzuströmten, bis hinauf selbst auf den sonst wohl selten oder nie von eines Sterblichen Fuß betretenen Gipfel des Gebirges führten, wo die tollen Bacchantinnen in strengeren Jahren sogar Gefahr liefen, umzukommen.

Aber auch der Kult anderer hellenischer Gottheiten, so der des Zeus, leitete in die Berge. Beispielsweise sah der Pelion, auf dem sich die sagenberühmte Chironische Höhle, ein Heiligthum des Zeus 'αρκαῖος, d. h. des Gottes der Bergspitzen und des Wetters, befand, alljährlich beim Beginn des heißesten Sommers, wenn der Hundsstern am Himmel erschien, eine ganze Prozession von ausgewählten Jünglingen, bekleidet mit zottigen Widderfellen, auf seinem Gipfel.[5]

In der Blüthezeit althellenischen Lebens aber gab es kaum einen Berg innerhalb des griechischen Gebiets, auf dem Festlande wie den Inseln, auf dessen Spitze oder wenigstens Abhängen nicht ein Tempel oder doch ein Altar und dergl. zu finden gewesen wäre. Beispielsweise hatte die Aphrodite ein Heiligthum auf dem Eryx, Zeus auf dem Olymp und auf dem Ida, Artemis fast auf allen arkadischen Höhen u. s. f.

Selbst die Mysterien zogen die Berge in den Bereich ihrer geheimnißvollen Bräuche. Namentlich gilt dies vom mächtigen

---

[1] Preller, a. a. O. I, 542.
[2] Euripid. Bacch., Theokr. Id. 26. Ovid. M. 3, 513 ff.
[3] Lykophr. 1237 c. Schol.
[4] Aesch. Eum. 24, Soph. Antig. 1126, Eur. Iph. T. 1243, Raus. 10, 4.
[5] Dikaearch, Beschreib. von Griechenl. fragm. Preller, a. a. O. I, 111 ff.

Gipfel der Insel Samothrake, zu dem zahlreiche Wallfahrten unternommen wurden.[1]

Daß ähnliche Verhältnisse uns auch bei den Römern wieder begegnen, die ja in so mancher Hinsicht auf den Schultern der Griechen standen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Selbstverständlich dehnte sich der Kultus unter diesem Volke aber auch auf die nichtgriechische Gebirgswelt, namentlich die Alpen aus, wo wenigstens an den Pässen Tempel aus dem Boden wuchsen, so auf dem dem Jupiter geheiligten mons Penninus, dem nachmaligen Großen St. Bernhard u. a.

Indeß auch bei den alten Naturvölkern Europas spielen die Berge im religiösen Dienst eine große Rolle, z. B. bei den Lappen, die mit Vorliebe auf Höhen ihre Opfer darbrachten, ferner ganz besonders bei den Slaven, deren Opferstätten sich bekanntlich noch heute auf Bergen wiederfinden lassen. Selbst ein uralter Lichtdienst auf hochgehobenen Punkten tritt uns auf unserem Erdtheil entgegen, beispielsweise im sächsischen Erzgebirge, wo noch jetzt in der Nacht zum 1. Mai brennende, pechgetränkte Reisigbesen in stundenlanger Reihe auf den Höhen geschwenkt werden. Aehnliches findet bekanntlich auch in vielen Theilen der Alpen statt.

Ganz besonders innige Beziehungen zu der Gebirgswelt pflegte aber das Christenthum und zwar aus den verschiedensten Gründen. Einmal war ja dasselbe zum größten Theil nicht eine neue Religion, sondern hatte nur das Erbe der jüdischen Nation angetreten. Die Berge, die dort schon eine religiöse Bedeutung gehabt hatten, mußten dieselbe also auch hier wiederfinden. Und deren waren ja eben nicht wenige. Fast alle bedeutenderen Begebenheiten des alten und noch des neuen Testamentes bewegen sich demgemäß auf dem Boden des Gebirges. Die Arche Noahs strandete auf einem Berge, Isaak sollte auf einem solchen geopfert werden, Jakob träumte ebenda, Moses erhielt auf einem Berge

---

[1] Preller, a. a. O. I, 662 ff.

die Gesetze und schaute von einem solchen in's verheißene Land; der Tempel stand auf einem Berge, desgleichen auch die Burg Davids; Jesus ward auf einem Berge versucht und ebenso verklärt u. s. w. Ja die Legende fügte diesen Höhen noch andere hinzu. Die Arche sollte, wie Breydenbach angiebt, zuerst auf dem Berg Silo gelandet sein, dort auch das Tabernakel sich befunden haben, auf einem Berge endlich die Wiederkunft Christi zum Gericht zu gewärtigen sein u. s. f.

Aber auch in anderer Weise noch knüpfte das Christenthum an das Alte an. Wo es Bergspitzen vorfand, die vordem heidnischen Gottheiten geweiht waren, nahm es dieselben für den wahren Gott in Beschlag.

Daneben mußten gerade für das Christenthum die Berge noch um deßwillen eine große Rolle spielen, weil es ja als eine in hohem Grade vergeistigte und zugleich auch zur Weltflucht hinneigende Religion erscheint. Für Contemplation wie Askese aber war natürlich kein Gebiet günstiger als eben das Gebirge. Endlich wohnte dem Christenthume auch ein starker universeller Zug inne. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden." Dies Wort des Stifters an seine Jünger gab den Anstoß zu zahlreichen Missionsreisen in die entferntesten Länder, wobei es natürlich ohne vielfaches Wandern über oder Eindringen in die Gebirge nicht abging.

Es genüge, aus dem reichen für dieses Kapitel zu Gebote stehenden Stoffe nur Einiges herauszuheben. So wallfahrteten nicht nur frühzeitig schon zahlreiche Pilger nach dem Sinai, sondern es siedelten sich viele derselben auch bereits in den ersten Jahrhunderten des Christenthums in den Schluchten dieses Berges als Eremiten an. Dies veranlaßte sodann die Anlegung des bekannten Klosters, das auch späteren wissenschaftlichen Reisenden zum willkommenen Standquartier wurde und ohne welches noch jetzt eine Sinai-Reise sehr erschwert sein würde. Desgleichen führte auch der Pilgerstrom bereits bald zur Anlegung eines

Weges auf den Dschebel Musa.[1] Wir müssen also, wenn wir das Sinai-Gebirge heutzutage, trotz seiner Abgelegenheit und schwierigen Zugänglichkeit, als eins der am meisten durchforschten und am besten bekannten bezeichnen dürfen, wohl sagen, daß das religiöse Moment dabei ein gar wesentliches Verdienst hat.

In ähnlicher wennschon nicht gleich intensiver Weise treten auch andere Berge frühzeitig bereits aus ihrem Dunkel heraus. Breydenbach erzählt von alten Einsiedlern auf dem Karmel; in dem schon von den Phöniziern so bevorzugten Libanon ließen sich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche neben den gnostischen Drusen die Maroniten nieder und die Namen der die heiligen Cedern dortselbst besuchenden Pilger reichen bis 1140 zurück.[2] Auf dem cyprischen Olymp, einer einst der heidnischen Liebesgöttin geweihten Höhe, die von da ab „Kreuzberg" hieß, wurde schon von der Kaiserin Helene eine Kapelle gebaut, in der das angebliche Kreuz des mit Christo gekreuzigten bußfertigen Schächers seine Statt fand. „Ist auch zu gewönlichen zeiten dahin eine grosse Wallfahrt."[3] Ebenso mußte auch der thessalische Olymp es sich gefallen lassen, daß innerhalb seines altklassischen Gebiets ein christliches Kloster errichtet wurde, von dem aus die Mönche, ähnlich den heidnischen Priestern vor ihnen, alljährlich einmal auf den Rücken des Zuges hinaufstiegen, um dort einen Gottesdienst abzuhalten.[4]

Aber auch Berge, an die sich keinerlei weder heidnische noch jüdisch-christliche Reminiscenzen knüpften, wurden von der Fluth der Mönche und Pilger, die von dem jungen Christenthum in's

---

[1] Vgl. über alles dies: Ebers, durch Gosen zum Sinai, Lpzg. 1879.

[2] Vgl. Dittmar, a. a. O. I, 263.

[3] S. die Reise des Johann Helffrich, „Bürgers in Leiptzig", nach Palästina 1565, im „Reisbuch" p. 375 seq.

[4] S. Heuzey, le Mont Olympe et l'Acarnanie, Paris 1860, bei Th. Schwarz, a. a. O. S. 283, und Barth, Reise durch die Balkanhalbinsel 2c. (Zeitschr. für allg. Erdk., Berlin 1864, Bd. 16), bei Th. Schwarz, a. a. O. S. 291.

Leben gerufen wurde, erreicht. Von da, wo Morgenland und Abendland im fernen Osten an einander stoßen, bis hin zur neuen Welt drüben im Westen, überall, auf Gipfeln wie in Gründen, in den unwegsamsten Wildnissen erhoben sich die Altäre der neuen Lehre, strömten Schaaren zusammen, die ohne dies sich wohl nie so weit aus der Niederung herausgewagt hätten. So finden wir christliche Einsiedler im Kaukasus [1] schon lange vor der Zeit, in der der russische Eroberer bis dahin vordrang. Das originelle und ausgedehnte Asketenleben auf dem Athos nahm bereits im 10. Jahrhundert seinen Anfang. Die sogenannten Meteoren-Klöster in Thessalien entstanden im 15. Jahrhundert. Ueberhaupt hat die griechisch-katholische Kirche besonders viel in derartiger religiöser Besiedelung auch der wildesten Gebirge ihres Gebietes geleistet, vom Butschetsch in den transsilvanischen Alpen, der das bekannte Korkkloster trägt, bis zu der vielgenannten geistlichen Veste hoch oben an der Felswand der Ostrog-Planina in Montenegro u. s. f. Wie manche dieser Erhebungsgebiete würden ohne solche fromme Niederlassungen noch heute wenig bekannt bezieh. zugänglich sein. Man lese zum Belege hierfür nur etwa Barth's Reise durch die Balkanhalbinsel u. a. m.

Indeß das lateinische Abendland blieb ebenfalls nicht zurück. Auch hier blinkten bald stolze Kirchthürme von steilen Höhen, lugten trauliche Asyle aus weltverlorenen Schluchten. Die Chartreuse erhob sich als vorgeschobener Posten der Kultur schon 1084 in den Felswüsten der Dauphiné. Und in ähnlicher Weise, wie die von dort ausgegangenen Karthäuser, erblickten auch noch andere Orden, z. B. der der Cisterzienser (1098), im Gebirge das Licht der Welt.

---

[1] Am Kasbek entdeckt man noch jetzt die Spuren menschlicher Wohnungen in einer Höhe von 11000 Fuß und ein weißes Porphyrkreuz unter den herumliegenden Trümmern. Nach der Tradition hausten hier Mönche. S. das Nähere bei Freshfield, a. a. O. S. 188—191.

Selbst die gefahrdrohendsten aller Erhebungen, die Vulkane, vermochten diese kirchlichen Pioniere der Gebirgserforschung nicht zurückzuschrecken. Wir finden alte Eremitenwohnungen am Vesuv wie am Aetna[1] und selbst am mexikanischen Popokatepetl und zwar hier schon in einer Zeit, wo selbst die Tollkühnheit goldgieriger spanischer Abenteurer sich dem Feuerheerd noch nicht zu nahen gewagt hatte.[2]

Charakteristisch ist es indeß für den ungleich praktischeren Zug, durch den sich das Abendland vor dem Morgenlande auszeichnete, daß daselbst vielfach die klösterlichen Gebirgsansiedelungen nicht nur dem Zwecke der thatenlosen Meditation sondern auch der thatkräftigen Charitas dienten. Dies geschah durch die zahlreichen Hospize, wie sie namentlich die römische Kirche in den mittel- und westeuropäischen Gebirgen, an Pässen und in Defiléen, wie hie und da selbst an heilkräftigen Quellen hervorgerufen hat.

Ein solches Haus erhielt z. B. der Paß des Mont Genèvre in den Kottischen Alpen schon 1340 durch die Stiftung eines Grafen von Briançon.[3] Auf dem großen St. Bernhard wurde nach dem Bericht der Annalen der Bischöfe von Lausanne gar schon im 9. Jahrh. ein Kloster zu ähnlichen milden Zwecken angelegt, dessen Gründung Karl dem Großen oder Ludwig dem Frommen zugeschrieben wird. Nachdem diese erste Schöpfung aber vom Kaiser Arnulf zerstört worden war, stiftete Bernhard von Menthon 962 bereits ein neues Hospiz. Auf den Namen Ludwig des Frommen wird auch das Asyl auf dem Mont Cenis, welches gleichfalls aus dem 9. Jahrh. stammt, zurückgeführt.[4] Das Hospiz auf dem Gotthard, wo schon im 12. Jahrhundert eine von Disentis aus gestiftete Kapelle gestanden hatte, stammt aus

---

[1] Spallanzani, Reise in beide Sizilien, Leipzig 1795, Bd. 1, vgl. Th. Schwarz, a. a. O. unter „Aetna", S. 312.

[2] Th. Schwarz, a. a. O. unter „Popokatepetl", S. 125.

[3] Daniel, a. a. O. III, 115.

[4] Ebenda S. 116.

dem 13. Jahrh., diente aber, wie Daniel bemerkt, vielleicht nur dem Verkehr über die Furka, da die Passage auf der verhältnißmäßig jungen Gotthard-Route, wenn sie auch jedenfalls schon früher möglich war, doch erst im 14. Jahrh. nach Entstehung der Eidgenossenschaft eine lebhaftere wurde.[1] Der Arlberg erhielt seine Zufluchtsstätte 1386, in welchem Jahre Heinrich der Findling die St. Christoph-Brüderschaft gründete aus Mitleid mit den armen Reisenden, welche „in dem Schnee verdarben und denen die Vögel die Augen aus- und die Kehlen abrissen", wie es in der interessanten Stiftungsurkunde heißt.[2] Für den Semmering endlich ward in gleicher Weise gesorgt durch Markgraf Ottokar V. von Steier, der schon im 12. Jahrhundert an der Stelle des heutigen „Spital" im damaligen übelberüchtigten „Zerwald" ein Hospiz mit Kirche anlegen ließ.

Von den Bädern erhielt beispielsweise Gastein 1496 ein mildes Stift und selbst in den allerdings quellenreichen Pyrenäen fehlte es nicht an derartigen Anstalten. So legte Raymund I. von Bigorre der berühmten, bereits von Karl d. Gr. begründeten aber nach der 843 erfolgten Zerstörung durch die Normannen rekonstruirten Abtei St. Savin bei Argelès die Verpflichtung auf, mit den Mitteln der verliehenen reichen Dotationen für den Unterhalt der damals schon bestehenden Bäder zu sorgen.

Auch sonst machte sich die Kirche um die Erhöhung der Zugänglichkeit des Gebirges wohl verdient, legte Wege an, baute Brücken — die alte Teufelsbrücke z. B., eins der interessantesten älteren Bauwerke der Alpen, wurde 1718 vom Abt Gerold von Einsiedeln errichtet[3] — und trug wenigstens durch Erbauung von Kapellen und Altären sammt damit verbundener Abhaltung von Messen und Prozessionen auf den höchsten Höhen dazu bei, dem

[1] Daniel, a. a. O. III, 133.
[2] Ebenda S. 151 f.
[3] Ebenda S. 133.

Gebirge seine Schrecken zu nehmen, wie sie positiv durch Aufpflanzung ihrer Symbole auf den landschaftlich bedeutenderen Punkten ohne Zweifel mit dahin wirkte, daß allmählich das Verständniß für die Schönheit des Gebirges im Herzen des Volkes geweckt wurde.

Was aber endlich die missionirende Thätigkeit der Kirche angeht, von der ebenfalls behauptet wurde, daß sie der Gebirgskunde genützt habe, so sei, um davon abzusehen, daß dieser Punkt theilweise schon im Vorstehenden — die Klöster hatten ja in früherer Zeit auch zumeist Missionszwecke — abgethan wurde, aus der Unmasse der hier aus allen Theilen der Erde und allen Jahrhunderten zu Gebote stehenden Exempel[1] nur eins herausgegriffen, das sich auf den neuerdings wieder viel behandelten Barilochi-Paß in den Cordilleren bezieht. Derselbe wurde Anfang des vorigen Jahrh. von Jesuiten entdeckt. Der Jesuiten-Pater, dem die kühne That gelang, hat sich aber, wovon später noch eingehender die Rede sein wird, auch sonst um die Erforschung jener mächtigen Hochgebirge der neuen Welt verdient gemacht.[2]

Selbst jene Massenwallfahrten, welche sich unter dem Namen der „Kreuzzüge" im Mittelalter nach Palästina, dieser Riesenreliquie des Christenthums, hin bewegten, waren hinsichtlich des von uns beregten Gegenstandes nicht ganz nutzlos, indem durch sie manche im Laufe der Zeit fast in Vergessenheit gerathenen Theile der Gebirge der Balkanhalbinsel oder Kleinasiens wieder etwas ins Licht gerückt wurden.

Nach alledem darf man wohl behaupten, daß das Christen-

---

[1] So wurden die Iberer im Kaukasus schon 30 n. Chr. bekehrt. Am Südfuß des Gebirges stand damals die 1. christliche Kirche. Ritter, Gesch. der Erdk. S. 146. Ebenso wurde frühe in Abessinien und am Ararat missionirt und die Nestorianer finden wir zu gleichem Zweck im Himalaya u. a. Bürck, a. a. O. S. 199.

[2] „Ausland" 1883, Nr. 27.

thum der Gebirgsforschung allerdings nicht wenig Vorschub geleistet hat, wie denn charakteristisch genug selbst zwei bereits der neueren Zeit angehörige montane Unternehmungen, nämlich die Bewältigung des Großglockner durch den Fürstbischof von Gurk und die des Ararat von Parrot, noch immer einen Hauch von religiösem, bezieh. kirchlichem, wallfahrtartigem Wesen tragen. —

Ueberblicken wir nun noch einmal die ganze Stellung der alten Zeit zum Gebirge, so wird es uns Angesichts der gefundenen immerhin regen montanen Thätigkeit nicht wundern, wenn wir dort auch schon einen guten Theil von der Bergsteige-Technik antreffen, die Uneingeweihte leicht für einen ausschließlichen Besitz der modernsten Zeit halten könnten. Einiges Wenige sei gleichfalls hier spezieller ausgeführt, zumal damit reciprok auch wieder der Beweis für ein gewisses Alter der Bergwanderung geliefert wird.

Sehr alt ist z. B. der Gebrauch verschiedener Schutzvorrichtungen gegen das Blenden des Schnees in den Hochregionen. So bedienten sich die Soldaten des Cyrus, ohne Zweifel doch nach dem belehrenden Vorgange der Eingeborenen, schwarzer Tücher, die sie sich vor die Augen hielten.[1] Die Tibetaner aber gebrauchten schon vor Jahrhunderten zu gleichem Zweck sogar „gewisse, aus subtilen Netzen verfertigte Augen-Vorhänge"[2], gewiß eine interessante Parallele zu den Gesichtsschleiern, womit die Tuareggs, und zwar bekanntlich auch die Männer, sich vor dem Brand der Wüstensonne wahren.

Ebenso reicht der Gebrauch des Gletscherseiles über Jahrhunderte zurück. „Damit man der gantzen Gesellschaft und dero glücklichen Durchkonst besichert sein könne, pflegt man mehrmalen je einen an den andern mit einem starken Seil in gewisser Weite

---

[1] Xenoph. Anabas. lib. IV.

[2] Nierenbergius, hist. nat. lib. XVI, cap. 69. Scheuchzer, Naturgesch. 2c. I, 101.

zu binden, damit, wenn je einer solte in einen Spalt fallen, die übrigen ihne wiederum retten können."[1] Gegen die Gletscherschründe bediente man sich auch der Springstangen und der Laufbretter.[2]

Desgleichen ist die Anwendung von Steigeisen und benagelten Sohlen sowie auch des Bergstockes nichts weniger als neu. Zu Scheuchzers Zeiten wenigstens war der Gebrauch dieser Utensilien bereits allgemein[3], und speziell betreffs des Alpstockes ersehen wir aus Geßner (1555), daß derselbe, ungefähr 11 Fuß lang und mit einer eisernen Spitze versehen, schon damals unter jenem Namen figurirt hat.[4] In den Pyrenäen fehlten selbst kunstvoll verfertigte Gamaschen nicht. Dieselben trugen den Namen des Aberca, ersten Königs von Arragonien, der in Cauterets vor Jahrhunderten schon das Bad gebrauchte. Sie wurden durch ein „Gewebe von Zwirn" gebildet, „welches man unten am Beine befestigt und dessen man sich als der bequemsten Fußbekleidung zum Bergsteigen bedient."[5]

Die eigentlichen Bergschuhe, die der erfinderische Menschengeist ebenfalls frühe schon in's Dasein gerufen hatte, waren nach der Art des betreffenden Gebirges und der Neigung der in Frage kommenden Nation ziemlich verschieden. Die Anwohner des Elburs beispielsweise umwanden für Hochtouren ihre Füße mit Ziegen-[6], die Isländer mit Robbenfellen[7], ähnlich wie viele sla-

---

[1] Scheuchzer ebenda u. Simler, de Alpib. pag. 111b.

[2] Ebenda, a. a. O.

[3] Ebenda.

[4] „Baculis nixi, quos alpinos cognominant et mucrone ferreo praepilare solent." Descript. Mont. Fract. Am Fusijama (Japan) ist selbst das scheinbar echt moderne Einbrennenlassen der Namen als testimonium praesentiae üblich. Rein a. a. O.

[5] Ramond, Reise pp. Anhang, S. 116, A. 1.

[6] Brugsch, Reise der K. Preuß. Gesandtsch. nach Persien 1860 und 61, Leipz. 1862, bei Schwarz, „Ueber Fels und Firn", S. 88.

[7] „Ausland", Jahrg. 40.

vische Bergvölker der Opanken, weicher Schuhe aus getrocknetem Rindleder mit der Haar-Seite nach außen, sich bedienten, bezieh. noch bedienen.

Verschiedene, mehr oder minder sinnreiche Vorrichtungen besaß man auch für das Ueberschreiten ausgedehnter Firnfelder. So banden die Griechen der Xenophontischen Expedition während des Zuges durch die armenischen Hochgebirge ihren Lastthieren Säcke unter die Füße, um ihr Einsinken zu verhindern. Andere hatten runde, eiserne Ringe an den Sohlen ihrer Schuhe.[1] Im Norden unseres Erdtheils befestigte man Flechtwerk aus Weiden oder Linden-Rinde unter den Pferdehufen.[2] Die Lappländer benützten auch Bretter, die sie sich an die Schuhe banden.[3] In den Alpen verwandte man zu demselben Zweck „runde, hölzerne Reiffen, gleich denen, so zu den Fässern gebraucht werden," zog kreuzweise Schnüre hindurch, auf deren Kreuzungspunkte man die Füße anband, und schritt dann „mit dieser seltsamen Machine auf eine beschwerliche Weise fort."[4]

Selbst das Führerwesen erscheint schon frühzeitig wenigstens an den Paßübergängen einigermaßen geregelt. Vielleicht darf man hierher selbst die bedeutsame Stelle aus dem Bericht des Polybius über den Zug des Hannibals beziehen: „er bediente sich einheimischer Führer."[5] Diese letzteren waren wohl Anwohner des betreffenden Joches, die aus dem Geleit über das Gebirge ein Gewerbe machten, etwa ähnlich, wie die Uxier an den Perserpässen einen Zoll für die freie Passage seit grauer Vorzeit eintrieben.[6] Der von Daniel[7] citirte alte Reisende, der 1599 den

---

[1] Κυκλόποδες, vgl. du Fresne, Glossar. Graecit.

[2] Bartholinus, de nivis usu p. 84. Olaus Mag., hist. gent. sept. lib. IV, cap. 13.

[3] Maupertuis bei Scheuchzer, a. a. O. I, 102.

[4] Ebenda.

[5] Lib. III, p. 280.

[6] Droysen, Geschichte Alex. 3. Aufl. S. 190.

[7] A. a. O. III, 137: quatuor viae ducibus, qui praeibant et palis ac rutris viam aperiebant.

„Splugerbergk“ überschritt, konnte sich dabei schon mit einer Art Eishaue ausgerüsteter Geleitsmänner bedienen. Und Scheuchzer richtet bereits an alle Reisenden die Mahnung, „sich niemalen auf hohe Gebirge ohne Begleit erfahrner Führer zu begeben.“ [1]

In gleicher Weise finden wir auch das Saumwesen schon sehr bald sich in festen Normen bewegen. So hören wir aus der Reise des Alexander, Pfalzgrafen bei Rhein, nach dem Morgenland [2] vom Arlberg, daß „eine grosse meyl wegs hinauff und eine wider hinab, und muß man von einem jeglichen Pferdt auf den Berg zu leyten geben zwen Kreutzer und hinab auch zwen.“ Damit stimmt, was Scheuchzer [3] vom Gotthard berichtet, nämlich daß am Fuß dieses wichtigen Ueberganges immer Pferde gesattelt stehen, „welche als nützliche Erdenläste des oft engen und sonderlich zur Winterszeit gefährlichen Bergweges gewohnet, insgemein allhier von den Reisenden um gewißen Preiß gedinget werden.“ An einer anderen Stelle [4], wo er beiläufig über den damals schon üblichen Namen „Saumrosse“ eine lange etymologische Untersuchung anstellt, gedenkt er sogar auch schon alter gesetzlicher Bestimmungen, nach denen dieses ganze Transportwesen, z. B. das Ausweichen u. dergl., geregelt war. Nicht einmal das scheinbar nur mit unserem verweichlichten Zeitalter verträgliche Institut der Berg- oder Sesselträger ist modern, vielmehr war es beispielsweise an der Gemmi Mode, daß die, „so dem Schwindel unterworfen“, und sich darum „über diesen gefährlichen Weg nicht zu gehen getrauten, sich durch besondere dieser Arbeit erfahrene Männer tragen ließen.“ [5]

Auch die Wegeangelegenheit unterlag schon sehr zeitig einer

---

[1] A. a. O. S. 111.
[2] Reisbuch S. 32.
[3] A. a. O. II, 90.
[4] Ebenda 132.
[5] Ebenda 192.

bestimmten Ordnung. So rühmt Scheuchzer[1] von den Alpenbewohnern seiner Zeit, daß sie „zur Sommer- und Winterszeit so enge und gefährliche Strassen mit grosser Mühe und Unköſten offen behalten, hohe Felsen mit gewölbten Brücken vereinigen, hie und da die harten Felsen selbst durchgraben, um die Wege dadurch zu leiten, auch überdiß die sonst lockern leicht einfallenden Strassen mit gewölbten Mauren, mit grossen in die Erde gesenkten Balken und mit Eisen verklammerten Steinen unterbauen." Ja anderwärts[2] sagt er geradezu, daß „die Obrigkeiten eines jeden Landes die Sach also angeordnet, daß die benachbarten Dörfer einer jeden Straß selbige öffnen und offen behalten." „Damit aber auch diese Dörffer des Schadens einkommen, ist ein Weg-Geld angesetzet worden, welches sie auch Rutten nennen, und von den Reisenden an statt eines Zolls fordern können." „Bei Einnehmung dieses Rutten-Geldes müssen sie sich verpflichten, alles schadhafte zu verbessern, ja auch den von ihrer Versäumniß her entstandenen Schaden zu ersetzen." „Auf diesen Fuß wird denen so genannten „„Fuhrleitern"" vor eine gewisse Summ das Amt der Oeffnung und Verbesserung der Wegen anvertraut, welche dann ihren Pflichten gemäß alle Tag hingehn, die Strassen in Augenschein zu nehmen, und das nöthige durch die „„Weger"" zu verbessern."

Bei dieser Gelegenheit begegnen wir auch schon einer Art Schneepflüge. Um nämlich verschneite Wege zu „öffnen", so trieb man zunächst Ochsen, die sogenannten „Rutter", durch dieselben, ließ dann aber durch diese Thiere auch noch lange Balken die Straße entlang schleifen. „Kan man durch dieses Mittel den Weg noch nicht aufthun, so werden gewisse Männer angestellet, welche mit Schaufeln und andern Instrumenten den Schnee wegnehmen."[3]

---

[1] Scheuchzer, a. a. O. II, 93.
[2] Ebenda I, 101.
[3] Ebenda I, 102.

Anderwärts brachte man zur Orientirung für die Reisenden wenigstens Steinmannli's oder Winterstangen an, und zwar finden wir diesen Gebrauch nicht nur in den Alpen, sondern unter Anderem[1] auch in Norwegen, wo z. B. auf dem Dovrefjeld von Staatswegen schon früh steinerne Wegzeichen aufgerichtet waren.[2] Uebrigens zeigt das Beispiel Hannibals, der bekanntlich die ihm bei seinem berühmten Alpenübergang hinderlichen Felsmassen durch Feuer glühte und dann mit Hilfe von Essig und eisernen Instrumenten hinwegräumte, wie früh bereits eine Art Sprengtechnik vorhanden war.[3]

Selbst den Wintertransport über Pässe scheute man nicht. So wurden zu Scheuchzers Zeit die Gotthard-Reisenden in diesem Falle „an Händen und Füssen auf einen Schlitten angebunden, mit Stroh bedecket, mit grobem Tuch umhüllet und also fortgeführt, oder vielmehr zu sagen, gleich dem Viehe, geschleppt." Kurios genug fügt der Autor dieser Schilderung[4] den Ausruf bei: „Was ersinnet nicht menschlicher Witz aus Veranlasung der nothwendigen Bequemlichkeit!" Einfacher noch war die unter Heinrich IV. gelegentlich seines Winterzuges über die Alpen angewandte Art und Weise, die Königin und „übriges Frauenzimmer" über das Gebirge zu bringen, indem man sie auf Ochsenhäute setzte und also von den „Wegweisern" die Höhen hinabziehen ließ.[5] Freilich erscheint selbst diese Transport-Methode noch komplizirt gegen jene der alten Cimbern, die bekanntlich zur Fahrt über die Schneefelder nur ihre Schilde benutzten.

Auch die Glocken zum Läuten auf den Paßhöhen müssen als eine sehr alte Einrichtung bezeichnet werden. So zeigte man

---

[1] Marco Polo sah auf der Pamir dergleichen Vorkehrungen. Bürck, a. a. O. S. 146.

[2] Olaus Magn. l. l. lib. II, cap. 15.

[3] Siehe hierüber das Nähere hinten bei Besprechung jenes Zuges selbst.

[4] Scheuchzer, a. a. O. I, 111.

[5] Lambertus Schnaffnaburgensis bei Scheuchzer, a. a. O. I, 111.

früher in Grindelwald eine solche mit der Jahreszahl 1044, welche in der Kapelle der heiligen Petronella an einem alten, späterhin angeblich vergletscherten Paße von Grindelwald nach Oberwallis gehangen hatte.[1] Der Hospize ist als einer gleichfalls aus dem Mittelalter, bezieh. sogar — man denke an den ähnlichen Zwecken dienenden römischen Tempel des Penninus auf dem gr. Bernhard — aus dem Alterthum stammenden Einrichtung bereits gedacht worden. Dem sei nur hinzugefügt, daß selbst private Gasthäuser verhältnißmäßig schon früh wenigstens in den Alpen auftauchen. Das älteste derähnliche Haus ist vielleicht das „Wirthshaus zum weißen Stein" am Albula-Paß, das schon von Scheuchzer[2] erwähnt wird.[3] —

Sollen wir nun, nach den verschiedenen Notizen, die wir über montane Leistungen früherer Zeiten im Einzelnen beigebracht haben, ein zusammenfassendes Endurtheil abgeben, so kann dasselbe nur dahin lauten, daß allerdings ansehnlichere Resultate zu konstatiren sind, als man erwarten möchte, daß aber im Grunde von einer umfassenderen und eingehenderen Durchdringung, einem eigentlichen Studium des Objekts durchaus keine Rede sein kann. Das Gebirge war bei keiner Reise Selbstzweck; wer nicht mußte, blieb der Gebirgswelt fern. Die Entdeckungen waren auf unserem Gebiete mehr zufällige, von Leuten gemacht, die sich aus den buntesten, oft aller Bildung baaren Elementen rekrutirten. Niemals fast haben wir es mit eigentlichen Forschern, mit wirklichen Berufsreisenden zu thun. Wo überhaupt Gebirgswanderungen in früheren Zeiten zu verzeichnen sind, da treten uns dieselben mehr in der Form von Karawanen- oder Heereszügen und Wallfahrten

---

[1] Ebel, Anleitung, die Schweiz zu bereisen, Art. Grindelw., und „Reise auf die Eisgebirge des Kanton Bern" ꝛc. Aarau 1813, S. 38.

[2] A. a. O. II, 273.

[3] Nachträglich sei zu diesem Kapitel noch bemerkt, daß wir selbst auf Teneriffa bei den alten Guanchen eine Bergsteigetechnik, namentlich Bergstöcke finden. „Allgem. Historie" ꝛc. S. 7. 32. 34.

denn als Exkursionen Einzelner entgegen. Forschergestalten, wie sie für die horizontal gelagerten Gebiete des Erdballs in einem Herodot, Strabo u. A. so frühe schon auftraten, suchen wir in der Geschichte der Erschließung vertikal angeordneter Landmassen in älterer Zeit vergeblich.

Aber selbst die Gelegenheitsgebirgsreisen von damals konnten um deßwillen nur wenig Nutzen bringen, weil den Unternehmern derselben, mochten sie auch im Sinne ihrer Zeit noch so hoch gebildet sein, doch auf alle Fälle jene Schulung abging, die allein zum Beobachten und Verstehen orophysischer Erscheinungen befähigen konnte, die naturwissenschaftliche, zu der im weitesten Sinne doch auch der Besitz und die Kunst der Anwendung der zur Anstellung von Beobachtungen nöthigen Instrumente gehört, die den Alten ebenfalls mehr oder minder völlig mangelten. Fehlte ihnen doch, wie Peschel sagt, schon zur einfachsten Bestimmung der senkrechten Gliederung im Innern der Festlande jedes Werkzeug.[1]

Von solchen Verhältnissen aus läßt sich aber leicht genug ein Schluß ziehen auf den Stand der Wissenschaft der Alten vom Gebirge. Wie bei allen naturhistorischen Disziplinen konnte ja auch hier eine rechte Theorie nur erwachsen, wenn ihr die Resultate praktischer Beobachtungen zur Disposition standen. Da nun das letztere nicht oder nur sehr ungenügend der Fall war, so mußte die Gebirgskunde der Alten einen höchst kläglichen Charakter annehmen. Schon ihre Orotopographie, die so einfache, aber freilich auch unentbehrliche Grundlage alles orologischen Studiums, erscheint überaus mangelhaft. Es haftet ihr etwas Verschwommenes, Schattenhaftes, Unklares an; es ist, als ob eine Art Dämmerung die Contouren und Dimensionen der Gebirgswelt vor den Augen der alten Zeit verwischt, verzerrt, verringert oder aber geisterhaft aufgebauscht habe. Wo keinerlei Erhebungen sind, werden ausgedehnte Höhenzüge eingetragen — man denke

---

[1] Geschichte der Erdkunde S. 59.

an die Rhipäen, die das nördliche Rußland und Sibirien latitudinal durchziehen sollten,[1] während gerade „der Norden der alten Welt, eine der wichtigsten Thatsachen in der Gestaltung des Trockenen, in Niederungen sich ausbreitet" —, wiederum, wo mächtige Rücken sich hinziehen, fehlen dieselben. Wir erinnern nur an den Ural, von dessen Existenz und wahrem Placement erst eine so späte Zeit Kunde erhalten sollte.[2] Andrerseits werden Kammgebirge, die meridional verlaufen, zu Breitengebirgen gemacht und umgekehrt. Ja vielfach denkt man sich überhaupt unter einem Gebirgsnamen kaum etwas Bestimmtes. „Was vom Hämus in alten Geographien vorkommt, sind bloße Namen, leerer Schall, denen keine Anschauungen entsprechen, die daher für die Betrachtung ganz unfruchtbar sind." Dies Wort Ritters in seinem „Europa" läßt sich aber auch auf viele andere Gebirgsbezeichnungen der Alten, z. B. auf den Hercynius mons, die Rhipäen u. s. w. anwenden. Die Collectivnamen, die wir die Alten so häufig in der Erdkunde verwenden sehen, sind auf orographischem Gebiete nicht glücklicher als auf ethnographischem. Wie dort, wir denken beispielsweise an den so schwimmenden Begriff der Skythen, so verbirgt sich auch hier hinter vielgebrauchten Worten nur Ignoranz und Verlegenheit.

Bei so außerordentlicher Unsicherheit schon in Betreff des rein Formellen der Gebirgskunde darf es uns nicht Wunder nehmen, daß es mit dem Materiellen in derselben, der Orophysik, ebenfalls äußerst übel bestellt ist. Zwar blitzen uns aus den Schriften einzelner scharfsinniger Autoren bereits einige großartige Gedanken entgegen — wir wollen nur an den Ausspruch Strabo's erinnern, daß die Schneebedeckung an den nördlichen Abhängen

---

[1] Ebenda S. 287.

[2] Dies geschah bekanntlich durch die epochemachende Reise des Freiherrn Sigism. v. Herberstein im 16. Jahrh. Vgl. dessen Reisewerk: Rerum Moscovitarum Commentarii, Wien, 1549, neu edirt v. Major, London 1851.

der Gebirge weiter herabhänge, als an den südlichen,[1] oder daß nördliche Länder, wenn sie tiefer liegen, wärmer sein können als südlichere Hochebenen, eine Ansicht, für die er sogar einen pflanzengeographischen Beweis, das Vorkommen der Olive, vorbringt,[2] —, indeß Derartiges steht eben vereinzelt da und im Allgemeinen herrschen betreffs der doch so mannigfaltigen und merkwürdigen Erscheinungen der Gebirgswelt entweder absolute Unkenntniß oder die verkehrtesten Ansichten.

Wie hierbei der Mangel an realem Beobachtungsmaterial zu abstrakten Urtheilen führen konnte, die allgemeine Annahme erfuhren, trotzdem daß sie den wirklichen Verhältnissen nicht selten direkt entgegenliefen, beweise aus tausenden von Beispielen, die hier angeführt werden könnten, vorläufig nur das eine, daß man im ganzen Alterthum bei großen Strömen auch immer hohe Gebirge als Quellenbildner voraussetzte.[3]

Nur ein allerdings eng umschriebenes Gebiet der Orographie, die Vulkanographie, macht eine rühmende Ausnahme. Hier treten uns Urtheile entgegen, die — um mit Peschel zu reden — in der That fast genau in die Sprache unserer modernen Vulkanisten gekleidet sind.[4] Beispielsweise vermag man bei kegelförmiger Berggestaltung schon auf Anschüttung um einen Krater zu schließen[5] u. dergl.

Hier fehlte es allerdings auch nicht an lokaler Beobachtung. Des Empedokles, der in dem Aetna-Krater sogar seinen Tod gefunden haben sollte, wurde bereits gedacht. Die Beziehungen des Plinius zum Vesuv sind gleichfalls bekannt. Und auch sonst

---

[1] Edit. Tauchnit. lib. XVI, cap. I, p. 432.

[2] Ibid. lib. II, cap. I, p. 116.

[3] Peschel, a. a. O. S. 64.

[4] Ebenda S. 59 u. 60.

[5] Philo Iud., Quod mundus sit incorruptibilis, Paris 1640, fol. 961 „in summum apicata (terrena substantia) fastigium acutum ad formam ignis attolit verticem."

finden wir Besteigungen von Vulkanen in Zeiten, wo kaum noch der Fuß eines Menschen sich auf einen anderen höheren Berg gewagt hatte. So wurden der Pick von Teneriffa und der Popokatepetl lange vor dem Beginn der eigentlichen Bergsteigeperiode bezwungen.[1]

Wenn man nun auch zur Erklärung dieses merkwürdigen Faktums auf die Meeresnähe und die dadurch bedingte größere Zugänglichkeit der feuerspeienden Berge hinweisen wird, so mußte doch dieser günstige Umstand durch die Schrecken, die mit Vulkanen verbunden sind, zumal bei der feigabergläubischen Art der Alten, wieder mehr als ausgeglichen werden. Man wird daher, um diese so frühe Entwicklung der Vulkanographie zu erklären, weiter zurückgreifen und zunächst an die Neugierde denken müssen, die Naturvölkern bezieh. überhaupt früheren Geschlechtern wie Kindern, denen sie ja so vielfach ähnelten, anhaftete. Diese Neugier mußte durch die großartigen Erscheinungen an vulkanischen Bergen allerdings nicht wenig entflammt werden, wie die Geschichte der ersten Ersteigung des Popokatepetl zeigt, während die nicht vulkanischen Hochgebirge in ihrer Oede und Leblosigkeit allerdings für die Menschen jener Periode noch nichts Reizendes hatten.

Aber auch diese Erklärung dürfte noch nicht ausreichen. Wir müssen vielmehr zurückgehen bis auf den dem träumerischen Morgenlande, von dem im Grunde doch auch des Geistesleben des allerdings in so mancher Hinsicht grundverschiedenen Abendlandes ausging, eigenen Zug zur Spekulation. Dieser letztere, der sich vielfach freilich auf das übersinnliche Gebiet verlor und hier als Theosophie sich in großartigen Theogonien erging, machte doch häufig genug als Naturphilosophie auch die sichtbare Welt zum Objekt seiner Thätigkeit und so entstanden jene zum Theil so tiefsinnigen Kosmogonien, die wir bei fast allen entwickelten Völkern des Alterthums finden. Selbstverständlich aber mußten die Er=

[1] Das Nähere siehe hinten im speziellen Theil.

Hebungsgebiete der Erdoberfläche innerhalb dieser Theorien die bedeutendste Rolle spielen, da ja dort, in der Gebirgswelt, das Naturleben am gewaltigsten, ursprünglichsten, thätigsten auftritt. In den Bergen, wo fortlaufend so mächtige Zerstörungswerke oder aber Neuschöpfungen unverkennbar sich geltend machen, spann sich ja gewissermaßen noch etwas von dem ungeheuren Prozesse weiter, der die ersten Entwicklungsphasen unseres Erdkörpers ausgefüllt hatte. So sind denn die alten Kosmogonien nicht selten und oft ziemlich intensiv Orogonien, in denen übrigens häufig in der That die großartigsten, schon an die moderne Geologie anklingenden Ideen zu Tage treten, wenngleich natürlich auch dieser metaphysischen Beschäftigung mit den Gebirgen ein vorhergehendes empirisches Studium seiner Lebensäußerungen einen ganz anderen Wert gegeben haben würde, wie wir das an unserer heutigen so großartig entwickelten Orogenesie zu erkennen vermögen.

Diese Philosophie über den Ursprung der Erhebungen des Erdballs aber mußte — und dies ist der eigentliche Grund der so frühen Beschäftigung mit den Vulkanen — zu den letzteren hinführen als denjenigen unter den Erhebungen, die mit ihrer aufbauenden Thätigkeit gewissermaßen selbst eine Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Berge waren. —

Hatte der Mangel an genügendem Naturbeobachtungsmaterial sich im Orogenetischen, das ohne Zweifel den Glanzpunkt der alten Orographie bildet, noch allenfalls ertragen lassen, so wird er nur um so fühlbarer auf einem anderen Gebiete der Gesammtgebirgskunde, der Orokartographie, die ja mit der Phantasie gar nichts auszurichten vermag, sondern am engsten an die realen Verhältnisse sich anlehnt. Sie ist daher auch der schwächste Punkt der alten Orographie, ihre Erzeugnisse das größte testimonium paupertatis, welches das Alterthum sich ausstellen konnte.

Die Gebirgszeichnung früherer Zeiten, die überhaupt schon verhältnißmäßig spät auftritt, um dann aber nahezu unverändert durch lange Jahrhunderte hindurch, die doch in so vielem Anderen

den größten Umschwung brachten, bis an die Gegenwart heran sich zu erhalten, macht nicht den geringsten Versuch, der besonderen Art des darzustellenden Gebirges gerecht zu werden. Mit ihren bekannten gleichförmigen Hügelreihen vermag sie nichts weiter, als im Allgemeinen anzudeuten, daß ungefähr an der beregten Stelle Bodenunebenheiten vorhanden seien; der Idee der Karte, ein Bild, eine möglichst richtige Vorstellung von den in Frage kommenden Terrainverhältnissen zu geben, entspricht jene erbärmliche Methode in keiner Weise. Sie zeichnet nicht, sie markirt nur. Es ist, als ob sie nicht, wie dies doch die Karte sollte, in das Gebirge einführen, sondern eher vor demselben warnen wollte, ähnlich wie wohl ein Militärkommando rothe Fahnen an jenen Stellen des weiten Exerzierplatzes aufsteckt, wo geschossen wird. Die Terrainzeichnung der vormodernen Zeit mit ihrer aller auch der geringsten Kunst baaren Manier, die entschieden an die Art erinnert, wie Kinder Berge auf ihrer Tafel wiedergeben, beweist mehr als irgend etwas, daß man ein gewisses Recht hat, die Anschauungen früherer Epochen vom Gebirge eben kindliche zu nennen. Es wäre wahrlich geradezu unbegreiflich, wie Jahrhunderte, die in ihren Statuen, Bauwerken u. dergl. so vollendet Kunstvolles geschaffen, derartig elende Gebirgskarten liefern konnten, wenn nicht der Mangel an Sinn sowie das Fehlen fast jeglichen Verständnisses für die Welt der Berge uns den Schlüssel zu diesem Räthsel lieferte.

So wird die Gebirgszeichnung des Alterthums zugleich reciprok wieder ein Beleg für das, was wir früher über die Anschauungen der Alten vom Gebirge vorgebracht haben. Ja schon die bloße Projektionsart, um uns so auszudrücken, die, beharrlich und ohne jemals einen anderen Versuch zu riskiren, die Gebirge immer nur aus der vorliegenden Ebene darstellt, die Ketten wie aus großer Ferne gesehen hinter einander aufsteigen läßt, ist in der nämlichen Hinsicht charakteristisch. Sie deutet am kürzesten und schlagendsten an, wie weit überhaupt die ganze Gebirgskunde der früheren Zeit

gekommen ist. Die Welt der Berge, das will sie uns sagen, blieb für das Alterthum eine ferngerückte, eine verschlossene, eine terra incognita. Unsere Vorfahren nahmen mehr oder minder den beschränkten Standpunkt ein, von dem aus auch heutzutage noch wohl philiströse Seelen behaupten, die Berge nähmen sich von unten am besten aus.

Doch stehen derartige Ansichten in unseren Tagen nur vereinzelt da. Die Neuzeit stellt sich vielmehr in ihrer Orographie der ganzen Vergangenheit diametral gegenüber. Keiner von all den zahlreichen Unterschieden zwischen einst und jetzt kann größer sein als dieser. Alles finden wir hier verändert, wo nicht gänzlich auf den Kopf gestellt.

An die Stelle der trägen Gleichgiltigkeit oder gar Abneigung gegen das Gebirge, die sonst höchstens der Gewinnsucht, dem Selbsterhaltungstrieb wich, trat die Liebe, das reine, ideale Interesse für die Berge. Die abergläubische, feige Scheu wurde durch eine unter der Einwirkung der neugeborenen Naturwissenschaften erwachsene verständnißfähige und thatkräftige Begeisterung verdrängt. Die fahrenden Händler, Pilger und Kriegsleute, die sich vordem allein dem Gebirge zu nahen wagten, machten Fachmännern Platz, hinter denen als kühnen Vorposten das Gros einer wahren Armee von gebirgslustigen Wanderern aus der Laienwelt einhermarschirte.

Die veränderten Motive schufen im Verein mit dem selbst bis auf das rein Mechanische sich erstreckenden Fortschritt auch vervollkommnete Hilfsmittel; es tritt jener so umfangreiche Apparat zur Ueberwältigung aller lokalen Schwierigkeiten und zur Durchführung der penibelsten Beobachtungen zu Tage, wie ihn eben die moderne Gebirgskunde in überraschendster Weise zur Disposition hat. Man denke nur an die mannigfachen Meßinstrumente, trigonometrische, barometrische und thermometrische, an Klinometer und Theodolite, an rotirende photographische Apparate zur Aufnahme ganzer cyklischer Gipfel-Panoramen und meteorologische

Höhenobservatorien u. a. m., sowie an jene fast bis zur Vollkommenheit ausgebildete und mit wahrem Raffinement unter Ausbeutung aller Mittel der Neuzeit ausgeübte Steigertechnik, die schon jetzt sichere Garantie giebt, daß die Erderforschung in vertikaler Richtung hinter der horizontalen, die in den beiden eisumgürteten Polen des Erdballs ihre letzten Ziele sieht, nicht zurückbleiben und schließlich auch die höchstgehobensten eisigen Punkte der Erdoberfläche erobern wird.

Basirend auf einem in dieser Weise in wenig Jahrzehnten gewonnenen Beobachtungsmaterial wurde denn nun auch unter Heranziehung aller naturwissenschaftlicher Disciplinen eine wirklich wissenschaftliche Gebirgskunde geschaffen, die, obwohl noch immer fortbildungsbedürftig, doch bereits heutzutage eine der stolzesten Geistesschöpfungen der Menschheit bildet.

Für diese Stellung der Neuzeit zum Gebirge ist aber wiederum nichts so charakteristisch als die orokartographische Leistung, die es, namentlich durch den jüngsten aller Versuche, die Unebenheiten der Erdoberfläche graphisch zum Ausdruck zu bringen, die Isohypsen-Methode, in Verbindung mit bereits älteren Schraffirungssystemen erreicht hat, daß der kundige Beschauer einer ihrer Karten in der That ein Bild der behandelten Landschaft erhält, das bis in's Kleinste hinein den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. —

Zweiter (spezieller) Theil.

I.

Die bedeutendsten Gebirgsreisen innerhalb des hellenischen Alterthums.

1. Der Marsch Xenophons und der „Zehntausend".

Obwohl, wie wir gesehen haben, die Gebirgswanderungen annähernd so alt sein mögen, als die Menschheit selbst, so gehört doch die erste derselben, die bedeutenderen Charakters sowie sicher und eingehender bezeugt ist[1], schon einer verhältnißmäßig späten Zeit an. Es ist dies der Zug der griechischen Söldner des jüngeren Cyrus, also eine von militärischen Interessen diktirte Expedition, die indeß auf alle Fälle einen der großartigsten Märsche darstellt, die je ausgeführt worden sind. Für unseren Zweck ist dieser Zug aber um deßwillen hochbedeutsam, weil er, wie er in horizontaler Linie weite Länderstrecken durchmaß, — schon der Marsch bis

[1] Allerdings fallen schon viel frühere Gebirgszüge noch in die geschichtliche Periode herein, so der Zug der Assyrer nach Indien, über den wir griechische Zeugnisse besitzen und der außerdem durch das Vorkommen von Elephanten und Rhinocerossen in den Monumenten assyrischer Könige bestätigt zu werden scheint (vgl. Kiepert, a. a. O. S. 2 u. 36), ferner der Zug der Semiramis und weiter des Cyrus ebendahin (vgl. Droysen, a. a. O. S. 324), allein nähere Nachrichten über diese Expeditionen fehlen uns und sicher dürften dieselben zum Bekanntwerden der Gebirge Asiens wenigstens bis hin zur altgriechischen Kulturwelt nicht viel beigetragen haben.

Kunaxa betrug ca. 359 geogr. Meilen[1], während die Rückreise fast 500 gemessen haben mag — so auch hinsichtlich vertikal angeordneter Landmassen ein ausgedehntes Terrain überwand. Bewegte sich doch diese merkwürdige Reise, von den Tiefländern des Euphrat und Tigris abgesehen, fast ununterbrochen innerhalb von Erhebungen, den mächtigen Gebirgen Kleinasiens sowie des nordwestlichen Vorderasiens.

Um aber die Bedeutung dieser Bergmärsche für die Gebirgskunde noch bestimmter zu definiren, so müssen wir an die Theilung denken, der die ganze große geschichtliche Thatsache naturgemäß unterliegt.

Die Anabasis, nach der in Folge die ganze Expedition benannt wurde, der Marsch von der Küste des ägäischen Meeres bis zur Wahlstatt am Euphrat, ist nicht gleichwerthig mit dem Rückmarsch von da bis zum Schwarzen Meere. Die erstere bewegt sich, wo sie, wie dies allerdings wiederholt der Fall ist, Gebirge passiren muß, auf einem Terain, das nicht nur uralte, vielbetretene asiatische Handels- und Kriegspfade aufwies, sondern das, weil noch im Ufer-Bereich des griechischen Meeres, auch den Griechen wohlbekannt sein mußte. Es konnte sonach dieser Aufmarsch nur befestigend und vertiefend auf in der damaligen Kulturwelt schon vorhandenen Kenntnisse wirken, was im Hinblick auf die große Masse der Theilnehmer — über 10000 — immerhin bedeutsam genug ist. Hat doch beispielsweise Alexander der Gr. für seine spätere in manchen Einzelheiten jenem Söldnerzuge so ähnliche große Asienfahrt von demselben mehrfache Anregung sich werden lassen.[2]

Ungleich wichtiger für die Wissenschaft aber war der zweite Theil der großen Heerfahrt. Er durchschnitt ein in noch viel eminenterem Sinne gebirgiges Land, das überdies, von den noch

---

[1] Halbkart, Xenoph. Anabas. S. 67, Anm. 1.
[2] Xenoph. Anab. ed. Rehdantz-Carnuth, 1882, S. 24.

dazu wenig zahlreichen und wenig kultivirten Eingeborenen abgesehen, selbst den nächsten Anwohnern theilweise wenigstens ein fast gänzlich unbekanntes war und selbst bis an unsere Tage heran in tiefer Nacht begraben blieb.

Wenn gleichwohl die dergestalt interessante Massenwanderung den Gewinn für die Gebirgskunde nicht brachte, den man davon hätte erwarten können, so lag dies, abgesehen von der schon früher gekennzeichneten allgemeinen Stellung der Alten zum Gebirge, ihrer Abneigung und Furcht vor demselben, speziell am Mangel an irgend einem graphischen oder sonst genauer orientirenden Hilfsmittel sowie den gedrückten Umständen überhaupt, unter welchen der höchst prekäre Zug bewerkstelligt wurde. In Folge aller dieser Verhältnisse mußte Beobachtung und Berichterstattung kümmerlich ausfallen.

An dieser beklagenswerthen Thatsache vermochte leider auch der günstige Umstand nichts zu ändern, daß die Hauptquelle für das hochbedeutsame Faktum ein Buch aus der Hand eines der gebildetsten Zeitgenossen ist, der überdies inmitten der Ereignisse und zwar an maßgebender Stelle stand. Xenophon hat unbestreitbar viel im historischen aber wenig im geographischen und hier wieder am allerwenigsten im orographischen Sinne geleistet. Nicht nur, daß die Topographie mannigfach bis zur Unentwirrbarkeit unklar ist, so wird auch über viele der wichtigsten Gebirgsmärsche, z. B. über den Zug über die ostamanische Kette, mit absolutem Stillschweigen oder doch lediglich mit einigen dürren Worten hinweggegangen, so daß wir uns nicht wenige der wichtigsten Mittelglieder nur mit Hilfe der heutigen Karten und Kenntnisse reconstruiren können.

Immerhin aber bleibt doch die ganze Sache bedeutend genug, um eine eingehendere Schilderung an dieser Stelle zu rechtfertigen.

Das erste größere Gebirge, das sich dem von Sardes her durch das Innere von Kleinasien auf dem geradesten Wege nach dem unteren Euphrat strebenden Heere entgegenstellte, war der

cilizische Taurus. Auf zwei Wegen wurde derselbe überschritten, einmal westlich von seinem Culminationspunkte, der fast 3500 m. hohen Metdesis, mittelst eines Joches, über das noch heute ein Pfad von Karaman am Gündere Su nach Tarsus führt. Dieser Weg aber war nichts als ein für größere Massen nicht gangbarer Saumpfad und daher ließ Cyrus denselben nur eine kleinere Abtheilung einschlagen, die seine Freundin, die cilizische Königin, in dieser Weise möglichst rasch wieder nach Hause bringen sollte. In der That gelangte die letztere auf solche Art auch 5 Tage eher nach Tarsus als das Gros der Armee, doch war die Passage eine schwierige. Hundert Hopliten gingen verloren, nach Einiger Behauptung, weil sie sich verirrten. Das Hauptheer zog an dem genannten Fluße parallel mit dem Taurus in nordöstlicher Richtung hin, bis es zu dem östlich vom Centralgipfel des ganzen Gebirges befindlichen Einschnitte kam, mittelst dessen der zuvor 2460 m. hohe Kamm auf 1480 m. herabsinkt. Dieser überaus wichtige, allein für größere Massen gangbare Paß, heutzutage der Paß von Gülek Boghaz, wird als nur für einen Wagen breit genug, außerordentlich steil, und, wenn er bewacht wurde, einem Heere unzugänglich geschildert. Zum Glück für die kühnen Abenteurer rückte indeß der cilizische König, der vorher die Höhen besetzt gehalten hatte, ab und „so zog Cyrus ohne Hinderniß auf die Berge, sah das Lager, wo die Cilizier Wache zu halten pflegten, und stieg nun in die Ebene herab".

Das ist leider Alles, was wir über den denkwürdigen Uebergang erfahren. Kein weiteres Wort betreffend die Art und Erscheinung des mächtigen Hochgebirgs, während dann doch — ein schlagender Beleg zu unseren früheren Ausführungen über den materiellen Zug der Alten — die cilizische Strandebene in beredter Weise geschildert wird. „Sie ist groß, schön, wasserreich."

Von hier ab folgen sich Gebirgsübergänge in kurzen Intervallen. Zunächst galt es, um den Golf von Iskanderun zu erreichen, den nordwestlichen Zweig des gabelförmig den genannten

Meerbusen umschließenden Amanus-Gebirges, den heutigen Durdun Dagh zu überschreiten. Wo und wie das geschehen, darüber schweigt der Bericht. Es heißt nur: „Von hier (vom Pyramus-Flusse) legte Cyrus in 2 Märschen 15 Parasangen zurück und kam nach Issi."

Etwas Genaueres erfahren wir über die Fortsetzung der Reise von dort aus durch den beschwerlichen Strandpaß nach dem in Luftlinie ziemlich nahen Myriandus. Das Defilé hatte „zwei Schanzen, die eine diesseits gegen Cilizien, die andre jenseits gegen Syrien. Mittendurch fließt der Kersus, ein Plethrum (100 Fuß) breit. Der ganze Zwischenraum zwischen diesen Schanzen betrug 3 Stadien. Mit Gewalt durchzudringen war nicht möglich, denn der Durchgang war enge und die Schanzen erstreckten sich bis ans Meer, oberhalb waren unersteigliche Felsen und dicht an den beiden Schanzen standen die Thore des Passes."[1] Glücklicherweise ließen es auch jetzt wieder die Feinde nicht auf einen Kampf ankommen.

Man sieht aber, warum wir hier eine etwas ausführlichere Schilderung erhalten. Nicht das geographische sondern das taktische Interesse hat sie dictirt. Deshalb wird denn auch der Uebergang über den südwestlichen Amanus gar nicht erwähnt und nur allgemein des Weitermarsches von Myriandus bis zum Chalos-Fluß (jetzt Kuweik) gedacht. Damit aber waren die Gebirgswanderungen des Aufmarsches überhaupt abgethan, das Heer in der Ebene angekommen.

Dem Rückmarsch, der am Tigris aufwärts nach dem Schwarzen Meere führen sollte, stellten sich erst oberhalb Ninive wieder Gebirge indeß dort in bedenklicher Weise entgegen. Während nämlich das rechte allerdings noch lange flach bleibende Tigris-Ufer durch die Feinde verlegt wurde, schoben sich auf dem linken Ufer Ausläufer der nördlichen Fortsetzung des hohen Westrandes von

---

[1] Lib. I, cap. IV, 4 seq.

Iran immer weiter gegen den Fluß vor, bis sie schließlich in dem heutigen Dschebel Dschudi (2000 Fuß hoch) die Passage wenigstens bei hohem Wasserstande ganz sperrten. Die Griechen sahen sich daher jetzt gezwungen, dieses hohe Randgebirge zu ersteigen, um dann weiter nach Armenien zu gelangen. Sie kommen auf solche Weise in das vom Oberlauf des großen Zab im S.-O., vom Tigris im S.-W. und vom Kentrites, dem östlichen Hauptquellfluß des Tigris, der gegenwärtig Bohtan Su heißt, im Norden umflossene Alpenland Bohtan. Dieses schon an sich schwer zugängliche Gebiet, wurde aber überdies von einer äußerst wilden und unbändigen Völkerschaft, den Karduchen,[1] bewohnt, die selbst dem weitgebietenden Perserkönig, dem Czar des Alterthums, gegenüber ihre Unabhängigkeit zu erhalten gewußt hatten. Charakteristisch ist es, daß die die Griechen bis dahin verfolgenden persischen Satrapen nunmehr umkehren, weil sie dieselben verloren wähnen. Diese Karduchen sind unzweifelhaft die heutigen Kurden (in jener Gegend auch Hartusch-Kurden genannt,) die sich selbst bis jetzt noch der Oberherrschaft aller umliegenden Mächte zu entziehen verstanden haben. Daher ist denn jener abgelegene Winkel von Alters her bis heute ein wenig gekanntes und deshalb doppelt interessantes Stück Erde, so daß die Beschreibung des Durchmarsches der Zehntausend durch dasselbe in der That die höchste Bedeutung für die Wissenschaft hat. Leider nur ist gerade in diesem Theile die Darstellung auch unklarer als anderwärts, obwohl im Ganzen etwas ausführlicher, als sonst. Xenophon mochte wohl selbst die Wichtigkeit seiner Mittheilungen angesichts des Dunkels, das über jenen Ländereien lag, empfinden.[2]

Interessant ist vor allem schon die Thatsache, daß Gefangene

---

[1] Die alten syr. Autoren nennen sie „Kardu", die armen. „Kordu", im Plural Kordukh, aus letzterem ist wohl die griech. Endung χοι hergenommen. Vgl. Hertlein, Anabas. 2 Aufl. S. 146, A. 15.

[2] So urtheilt auch Halbkart, a. a. O. S. 135, Anm. 1.

den Griechen auf ihre Frage nach dem weiteren Wege mittheilen, daß sie nach dem Marsche durch das Karduchenland in Armenien die Tigris-Quellen antreffen würden und daß nicht fern von den letzteren auch der Euphrat entspringe.[1] Daraus sowie aus der beigefügten Bemerkung: „und ihre Aussage bestätigte sich" — dürfen wir schließen, daß die Griechen bis dahin über den Ursprung der beiden so wichtigen Ströme noch nichts wußten. Die denkwürdige Heeresfahrt trug also in der That zur Erweiterung ihrer oro-hydrographischen Kenntnisse bei.

Weiter hören wir, daß auf der Höhe des Gebirgslandes die Gegend wohl bewohnt war und die Dörfer in Bergschlünden und Schluchten[2] eingebettet lagen, daß reichliche Vorräthe an Lebensmitteln, ein Zeichen des Wohlstandes, sowie überaus viele eherne Hausgeräthe[3] vorhanden waren. Diese letzteren lassen entweder einen alten Bergbau in dortiger Gegend vermuthen, was dadurch, daß später die Chalybäer als bergbautreibend angeführt werden,[4] nur an Wahrscheinlichkeit gewinnt, oder es stammt das Material jener Geschirre, jedenfalls Bronze, aus den relativ nahen uralten Kupferbergwerken des nördlichen Centralasiens.[5]

Interessant ist ferner, was über die nächtlichen Feuersignale der Karduchen auf den Bergspitzen und über die enge Beschaffenheit, der von steilen Höhen dominirten Defiléen, die von den grimmen Feinden herabgerollten Steine und die Sturmattaken der Griechen auf die besetzten Gipfel berichtet wird, eine kurze aber anschauliche Schilderung eines echten Guerilla-Krieges im Hochgebirge.

---

[1] Lib. IV, cap. 1, 3.

[2] ἐν τοῖς ἄγκεσί τε καὶ μυχοῖς τῶν ὀρέων, lib. IV, c. 1, 7.

[3] χαλκώμασιν παμπόλλοις, lib. IV, 1, 8.

[4] Lib. V, 5, 1: ἀπὸ σιδερείας. Vgl. hierzu die Bemerkung des Ammianus 22, 8: Chalybes, per quos erutum et domitum est primum ferrum.

[5] Siehe was wir im allgemeinen Theil über den dortigen alten Bergbau sagten.

Daneben kommen auch wieder liebliche Bilder. Als Quartiere finden die müden Streiter „viele und schöne Häuser," wo es „Lebensmittel im Ueberflusse" gab; Wein war z. B. in solcher Menge vorhanden, daß ihn die Einwohner in ausgetünchten Cisternen aufbewahrten.[1]

Aus Kurdistan gelangte die todesmuthige Schaar unter neuen Kämpfen nach Armenien. Leider nur ist die Schilderung hier noch flüchtiger und verschwommener als zuvor. Beispielsweise heißt es einmal: „Von hier (aus dem hügeligen Terrain jenseits des östlichen Tigrisquellflusses) rückten sie in zwei Märschen 10 Parasangen weiter, bis über die Quelle des Tigris hinaus. In den nächsten drei Märschen legten sie bis zum Teleboas fünfzehn Parasangen zurück."[2] Und doch hatte diese Reise, die aus dem ca. 2500 Fuß hohen Südarmenien, dem Plateau von Diarbekir, auf die fast noch einmal so hohe Terrasse von Mittelarmenien, das Plateau von Musch, führte, über das trennende, bis 10000 Fuß ansteigende Scheidegebirge des Ali Dagh gehen müssen.

Dagegen finden sich für die Klimatologie jener so eminent gebirgigen Landstrecken bedeutsame Bemerkungen. „In der Nacht aber, die sie auf freiem Felde zubrachten, fiel ein so unermeßlicher Schnee, daß die Waffen und die liegende Mannschaft bedeckt wurden und die Füße des Zugviehes in dem Schnee ganz eingezwängt waren."[3] Diese mißlichen Temperatur- und Witterungsverhältnisse verschärften sich noch, als sie über die Kette des Bingöl Dagh auf eine dritte und letzte Terrasse, das 600 Fuß hohe Plateau von Erzerum, hinaufstiegen. „Der Marsch war mühselig. Denn ein Nordwind, unter dessen Hauch alles erfror und erstarrte, wehte ihnen entgegen." „Der Schnee war eine Klafter tief, so daß auch vieles Zugvieh, mehrere Sklaven und

---

[1] Lib. IV, 2, 22.
[2] Lib. IV, 4. 3.
[3] Lib. IV, 4, 11.

an dreißig Soldaten umkamen." Beiläufig hatte man jene Höhe des Schnees in sehr einfacher Weise ermittelt. „Wo das Feuer brannte, entstanden durch den geschmolzenen Schnee tiefe Gruben bis an den Boden und so konnte man die Tiefe des Schnees messen."[1] Unter so bewandten Umständen kamen mehrere Soldaten ums Leben, andere blieben liegen, weil sie schneeblind geworden waren. „Wer aber beschuhet schlief, dem drückten sich die Riemen in den Fuß ein und die Schuhe waren wie angeschmiedet."[2] Das Schneewasser machte offenbar in Verbindung mit der Wärme des Lagerfeuers das Leder hart.

Ohne Zweifel mußte die so niedrige Temperatur in einem doch so südlichen Lande (39 Grad n. Br.) den Griechen, trotzdem daß es allerdings gerade Winter war, auffallen und ihnen die Thatsache, daß mit zunehmender Höhe die Wärme auch in heißen Landstrichen abnimmt, von der späterhin Strabo beispielsweise bereits hinlänglich überzeugt war, näher bringen.

Aus der Umgegend des Bingöl Dagh wird auch noch eine lokale Merkwürdigkeit, das Vorhandensein einer heißen Quelle, gemeldet, welche die Vorüberziehenden an dem Mangel des Schnees auf der betreffenden Stelle erkannt hatten.[3]

Ebenso erhalten wir aus der Hochebene von Erzerum eine ganze Reihe von interessanten Beobachtungen, die sich auf zum Theil noch heute vorliegende Thatsachen beziehen. So wird von einem Dorfe gesprochen, in welchem junge Pferde für den Perserkönig als Tributgabe gezogen wurden,[4] ferner von dem Vor-

---

[1] Lib. IV, 5, 4 seq.

[2] Ibid. IV, 5, 14.

[3] Ibid. 15, Diese Quelle scheint, wie Krüger bemerkt, Koch auf seiner botanischen Reise in Armenien (1843) an der Südseite des Bingöl Dagh wieder aufgefunden zu haben.

[4] Strabo bestätigt dies lib. 11, p. 530. Jetzt befindet sich die berühmteste Pferdezucht Armeniens im Hochthale von Chnus, an der Ostseite des Bingöl-Gebirges, also gerade etwa da, wo sich die Griechen befunden haben mögen. Hertlein, Xenoph. Anabas. p. 176, Anm. 34.

kommen von Hasen in jener Gegend und der Ausübung der Jagd auf dieselben. Sehr anziehend sind auch die Schilderungen der dort gebräuchlichen unterirdischen Wohnungen, die noch heute in gleicher Weise daselbst angetroffen werden, „am Eingange eng, gleich einer Brunnenmündung, unten aber weit; die Eingänge für das Vieh waren gegraben, die Menschen aber stiegen auf Leitern hinab." Begreiflicherweise mußte dabei den Griechen, die ja aus einer so warmen Heimath kamen, die Stallfütterung auffallen.[1] Aus dem ihnen jedenfalls auch nur wenig bekannten Heu winden sich die Soldaten sogar Kränze, mit denen sie sich beim Mahle schmücken.[2] Was aber von Allem, das sie fanden, am meisten Verwunderung einflößte, das war der „Gerstenwein",[3] den sie auf diesen des Weines ermangelnden Höhen antrafen. Ist diese letztere Entdeckung auch für die Gegenwart noch interessant, indem sie einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte des Bieres liefert, so dürfte dies nicht weniger von einer anderen Bemerkung gelten, daß nämlich damals die Hochebene von Erzerum wenigstens stellenweise sehr holzreich war[4], was heutzutage gar nicht mehr der Fall ist.

Der letzte Theil der Reise des Heeres, von Hocharmenien bis zum Schwarzen Meere, ist leider der allerunklarste, wiewohl man gerade das Gegentheil erwarten sollte. Unzweifelhaft bestanden ja von hier aus alte Verkehrswege, die in nordwestlicher Richtung, aus den oberen Thälern der Quellzuflüsse des westlichen Euphrat über mächtig hohe Rücken, namentlich über den heutigen Gök Dagh (östl.) oder den Kop Dagh (westlich) in das obere Tscharukthal und aus diesem über die letzte aber freilich auch noch hohe Kette, den Kolat Dagh (3400 m.) nach Trapezunt hinunter=

---

[1] Es wird ausdrücklich bemerkt: τὰ δὲ κτήνη πάντα χιλῷ ἔνδον ἐτρέφοντο. Lib. IV, 5, 26.

[2] Lib. IV, 5, 33.

[3] οἶνος κρίθινος, l. IV, 5, 26.

[4] Lib. IV, 5, 5.

führten. Es erhellt dies unter Anderem schon daraus, daß die Griechen späterhin eben im oberen Tscharukthal, das, wenn man den von ihnen beschriebenen großen Umweg abrechnet, vom oberen Euphrat gar nicht weit entfernt war, einen Führer erhalten, der sich anheischig machte, sie in 5 Tagen an eine Stelle zu bringen, wo sie das Meer sehen würden. Dies läßt doch in der That auf eine genaue Bekanntschaft der Eingeborenen mit diesem Uebergange und darum auch auf ein höheres Alter desselben schließen.

Merkwürdigerweise aber schlugen die Griechen nicht die Richtung nach Nordwesten ein, sondern verfolgten den Oberlauf des Araxes abwärts nach Nordwesten, überschritten dann die Gebirgsriegel zwischen diesem und dem Tscharuk, gingen an letzteren aufwärts und gelangten so erst nach weiter, mühseliger und unnützer Ausbiegung an den direkten Uebergangsweg von Erzerum nach Trapezunt. Was sie dazu bewogen, ob eine Verwechselung des im Oberlauf gleichfalls Phasis genannten Araxes, der in das Kaspische Meer mündet, mit dem bei Poti ins Schwarze Meer fließenden Phasis, dem heutigen Rion, wie Viele wollen, oder etwas Anderes, ist nicht mehr zu ermitteln. Doch erscheint es bedeutsam, daß, wie Xenophon selbst erzählt, der Führer ihnen entlaufen war.

Jedenfalls aber bleibt es bedauerlich, daß auch über die in dieser Weise durchmessenen Gebirgspartien nur flüchtig hinweggegangen wird. Es ist nur von einem mit einem Weg versehenen Berg die Rede, der im Sturm besetzt wird. Außerdem erhalten wir lediglich eine ethnographische Notiz, die interessant ist, nämlich die, daß die jenseitigen Völkerschaften Bergkastelle besaßen, in die sie sich in der Zeit der Gefahr mit Hab und Gut, Weib und Kind flüchteten,[1] und daß jene Gebirgsbewohner lieber einen freiwilligen Tod erlitten, als daß sie sich dem siegreichen Feind ergaben.[2]

---

[1] Lib. IV. 7 seq.
[2] Ibid. 13.

Bekantlich gelangten die Herumirrenden schließlich aber doch über den Berg Teches, von dem aus sie das lang entbehrte Meer erblickten, und an den jenseitigen Abhängen, wo sie vermeintlich giftigen Honig[1] aßen, hinab nach Trapezunt. —

2. Die Gebirgszüge Alexanders des Großen.

Ungleich wichtiger noch als die eben besprochene Expedition müssen die Gebirgsmärsche Alexanders des Großen genannt werden. Und zwar nicht etwa nur rücksichtlich ihrer ansehnlichen Zahl — der geniale Mazedonier überschritt in der kurzen Zeit seines Lebens mehrere Dutzende von Pässen, darunter manche mehrmals —, auch nicht allein wegen der bedeutenderen Höhe, Großartigkeit und allgemeinen Wichtigkeit der in Frage kommenden Erhebungen, obwohl allerdings in dieser Hinsicht, namentlich auch rein technisch, vom Gesichtspunkte der natürlichen Schwierigkeiten und der angewandten Energie und Geschicklichkeit aus betrachtet, jene Märsche des großen Mazedoniers Leistungen darstellen, die im Alterthum einzigartig und selbst noch heutzutage respektgebietend dastehen. Nein, die außerordentliche Bedeutung der Gebirgszüge Alexanders liegt darin, daß durch sie eine Welt von Gebirgen aufgeschlossen, so zu sagen entdeckt wurde, von der die alte Welt kaum eine dunkle Ahnung hatte. Es ist dies die Gebirgswelt des centralen Asiens, die ja überdies das mächtigste, compakteste, freilich auch complizirteste Erhebungssystem der Erde, auf alle Fälle aber für das Verständniß des eigenartigen Baues des riesenhaften Continents ein ganz unentbehrliches Moment darstellt.

Allerdings absolut unbekannt waren jene mächtigen Rand-

---

[1] Plinius weist auf den Rhododendron als Ursache hin, während Koch, „der Zug der Zehntausend", S. 110 meint, daß der Honig nur durch schlechte Aufbewahrung verdorben war und daß die späteren Schriftsteller, die davon berichten, dem Xenophon lediglich gedankenlos nachschrieben, ohne die Sache zu untersuchen.

gebirge damals lange nicht mehr. Wie wir bereits sahen, führten über sie uralte Verbindungspfade zwischen jenen ungeheuren Hochebenen, die die Tummelplätze für die ersten Völkerschaften waren, welche überhaupt aus dem Dunkel vorgeschichtlicher Zeitläufte auftauchen. Indeß diese Bekanntschaft erstreckte sich nur auf die Einwohner oder nächsten Anwohner jener Landschaften, reichte aber nicht bis nach Griechenland hinüber, kam daher der Wissenschaft nicht zu Gute.

Durch Alexander erfährt also auch der orographische Horizont der Welt eine ganz eminente Erweiterung; diese Seite seiner Thaten macht, bisher noch viel zu wenig gewürdigt, einen nicht unwesentlichen Theil seiner so vielseitigen Bedeutung überhaupt aus und wie man ihn bald den Ländereroberer bald den Weltbesieger hat nennen wollen, so wäre man wohl berechtigt, ihn, nach Analogie eines gewissen russischen Brauches in der Neuzeit[1], Alexander den „Bergbezwinger" zu taufen. Nie hat weder vor ihm noch nach ihm ein einziger Mensch, ein einziges noch dazu so kurzes Leben jemals so viel zur Erschließung der Hochregion beigetragen, wie es dort der Fall war.

Dazu mußte die Aufhellung dunkler Erdpartien, die von jenem nur zu flüchtigen Meteore ausging, eine um so nachhaltigere und weitreichendere sein, als vermöge des Strahlenglanzes romantischen Zaubers, der seine ganze Erscheinung umgab, seine Thaten unter Millionen von Menschen und durch Jahrhunderte hindurch Verbreitung fanden. Auf diese Weise gelangte die Kenntniß des asiatischen Gebirges bald in alle Welt.

Freilich konnte es in Folge desselben Umstandes nicht fehlen, daß die historischen Thatsachen sehr bald auch von dem sagenbildenden Mythus überwuchert wurden. Derselbe begann schon zu Lebzeiten des „Göttersohnes" sein Unwesen, um es bekanntlich durch das ganze Mittelalter hindurch, auch in unserer deutschen

[1] Man denke an Diebitsch „Balkanski" oder Schlagintweit „Sakünlünski".

Literatur, fortzusetzen. Die gebirgserforschende Thätigkeit Alexanders blieb davon ebenfalls nicht verschont. Von den zahlreichen Beispielen hierfür sei nur an Johann de Montevilla erinnert, der in seinem Buche über Palästina, Indien und Persien[1] wiederholt bei Erwähnung dortiger Gebirge des Alexander gedenkt und mit dessen Zügen die tollsten Mährchen verknüpft.[2]

Trotz solcher Entstellungen blieb aber doch der große Gewinn aus jenen kühnen Entdeckungsmärschen gewahrt, ein Glücksumstand, den wir nicht am wenigsten dem trefflichen kritisch-nüchternen Geschichtswerk des Arrian verdanken, der zwar nicht mehr Zeitgenosse Alexanders war, indeß aus den besten Quellen mit solchem Geschick schöpfte, daß seinem Buche in der That der Rang eines Quellenwerkes ersten Grades zukommt.[3]

Selbstverständlich dürfen wir nur auch hier, geradeso wie bei Xenophon, eine eingehendere oder gar wissenschaftliche Schilderung der in Frage kommenden Gebirgsgegenden nicht erwarten. Dazu war eben die Zeit immer noch nicht fähig. Das taktische Moment herrscht noch fast ausschließlich. Wie weiß sich beispielsweise dasselbe geltend zu machen bei dem Uebergang über den Balkan, während der letztere selbst mit wenigen dürren Worten abgethan wird.[4]

---

[1] Lateinisch und Französisch, deutsch durch Otto von Demeringen, Domherrn von Metz, 1322, „F. Reisbuch", S. 405 ff.

[2] So wird ebendort z. B. erzählt, daß das Paradies auf dem höchsten Berge sei, der in der Welt ist, und daß die Meinung gehe, es stoße bis an den Himmel, „an des Mondes Kreyß". Alexander sei nahe dahin gekommen, so daß er schon die Umfassungsmauern gesehen habe; doch ganz es zu erreichen sei ihm nicht möglich gewesen, deshalb habe er an dem Punkte, bis wohin er gekommen, wenigstens ein Zeichen gesetzt: Alexander Gades (wie Herkules Gades bei Gibraltar), hohe Säulen auf hohen Bergen rc.

[3] Vgl. hierüber die sorgfältigen Untersuchungen in Sintenis, Arr. Anab. 1849, p. VIII ff.

[4] Vgl. lib. 1, 5, wo es kurz heißt: ἀφίκετο ἐπὶ τὸ ὄρος τὸν Αἶμον — Punctum, oder I, 2, 1, wo wir nicht weniger bündig lesen: αὐτὸς δὲ τὸ ἄκρον ὑπερβαλὼν προῄει διὰ τοῦ Αἵμου καὶ ἀφικνεῖται ἐπὶ τὸν Λύγινον ποταμόν.

Trotz Alledem aber gewinnt mindestens die Topographie der betreffenden Gebirge in den meisten Fällen nicht wenig. Uebrigens ist zu beachten, daß die Züge Alexanders sich nicht bloß auf asiatische Gebirge erstreckten, sondern daß sie auch europäische Erhebungen umschlossen und die Kenntniß der letzteren, die allerdings bereits bekannter waren, wenigstens befestigen halfen. —

Schon das Debüt des jugendlichen Königs auf dem Gebiete der Gebirgswanderung war merkwürdig genug. Als er nämlich im Anfang seiner Regierung zuerst Griechenland sich unterwerfen und deshalb in Thessalien von Osten her einbrechen wollte, fand er den Hauptpaß Tempe sowie den Seitenpaß Kallipeuke stark besetzt. „Sie mit der Waffe in der Hand zu nehmen war schwierig, jeder Verzug gefahrbringend; Alexander schuf sich einen neuen Weg. Südwärts vom Hauptpaß erheben sich die Felsmassen des Ossa, weniger steil vom Meere her als neben dem Peneios emporsteigend; zu diesen minder steilen Stellen führte Alexander sein Heer, ließ, wo es nöthig war, Stufen in das Gestein sprengen und kam, so das Gebirge übersteigend, in die Ebene Thessaliens, im Rücken des thessalischen Postens." [1]

Dieser erste Gebirgsübergang des großen Mannes liefert zwei neue Momente zur Würdigung seiner Bedeutung für die Gebirgskunde. Wir finden einmal einen raschen Ueberblick über die in Frage kommenden Terrainverhältnisse, wie er nicht nur den geborenen Taktiker sondern ebenso auch den geborenen Geographen verräth, sodann aber auch das technische Geschick, das, alte, betretene Pfade verlassend, sich selbst neue Bahnen bricht und somit die Gelegenheitsreise zur Entdeckungsreise macht. Beides, das theoretische Erfassen der betreffenden Gebirgsverhältnisse und das praktische Verwerthen dieser Erkenntniß, werden wir noch wiederholt zu rühmen haben. Alexander, der Städtegründer, der

---

[1] Droysen, Geschichte Alexanders d. Großen, 3. Aufl., Gotha 1880, S. 63.

Schöpfer von Communikationen auf Flüssen und Meerestheilen, ist, charakteristisch genug, auch ein Schöpfer von Gebirgsstraßen.

Bereits im nächsten Jahre sehen wir den jugendlichen König wieder im Gebirge, und zwar diesmal schon in einem entlegeneren, an der Peripherie der damaligen Kulturwelt liegenden. Es ist das im Alterthum so wenig fixirte Hämusgebirge, welches betreten wird. Nach Ueberschreitung des Rhodoperückens langt das Heer an einem der centralen Balkanpässe — an welchem ist leider nicht zu ermitteln — und, nach hartem Kampfe mit den Eingeborenen, mittelst dieses Joches jenseits der mächtigen Scheidemauer etwa in der Gegend des heutigen Tirnowa[1] an.

So wenig es ist, was wir in dieser Weise über den schon an sich so flüchtigen Besuch des doch überaus wichtigen Gebirges hören, die Rückkehr, die, wie es scheint, durch den westlichen Balkan mit der Richtung auf Sofia angetreten wird, findet mit noch ungleich dürreren Worten ihre Erledigung.[2] Gleichwohl dürfte dieser Zug und namentlich die dadurch erreichte Einbeziehung des Hämus in das mazedonische Reich viel dazu beigetragen haben, daß wenigstens die zuvor so verschwommenen Contouren jener bedeutsamen Erhebung allmählich etwas bestimmtere wurden.

Unmittelbar an den Marsch über den Hämus schließt sich eine neue Gebirgsexpedition. Alexander eilt gegen die Feinde, die im Westen sein Erbe bedrohen. Auch dort hatte allerdings die Natur selbst eine Grenze gezogen. Es war dies die lange Gebirgskette, die, mit dem Schar Dagh im Norden beginnend und bis an den Busen von Korinth hinabstreichend, die schmale südliche Zunge der Balkanhalbinsel, das griechische Festland, so bedeutsam in eine östliche, dem Orient zugekehrte, und eine westliche,

---

[1] Wenn nämlich, wie zu vermuthen steht, der erwähnte Λύγινος die Jantra ist. Droysen, a. a. O. S. 69.

[2] In einem einzigen Satze wird Alles abgethan: αὐτὸς δὲ ἐπ' Ἀγριάνων καὶ Παιάνων προὐχώρει. Arrian, l. l. lib. I, 5, 1.

nach Italien hinüber gerichtete Parthie zerlegt. In dieser Scheidewand aber giebt es eine Lücke, fast zwei Meilen breit, südöstlich vom See von Ochrida, die eine relativ bequeme Communikation zwischen den sonst so getrennten Theilen, dem auch in der geschichtlichen Entwickelung unendlich hinter dem Osten, dem eigentlichen Griechenland, zurückgebliebenen Westen, dem epirischen Lande, mit der jenseitigen Hälfte der Halbinsel ermöglicht. Natürlich war diese Naturpforte auch von jeher viel benützt und der Vater unseres jungen Helden hatte die mazedonische Grenze in der That schon bis dahin vorgeschoben. Die Bergveste Pelion deckte die wichtige Passage. Die unruhigen Illyrier von jenseits aber hatten jetzt den günstigen Zeitpunkt, das Defilé wieder an sich zu bringen, für gekommen erachtet. In Folge dessen entbrennt denn nun zwischen ihnen und den Mazedonen ein Kampf, der wenigstens die lokalen Details genauer kennen lehrt, wenngleich das Terrain selbst kein neues mehr war.

Nach diesen kleineren Streifzügen in der Gebirgswelt sollte schon im nächsten Jahre, 334 v. Chr., der ewig denkwürdige Krieg in Asien beginnen, der das mächtigste Erhebungssystem der Erde der Welt zu entschleiern bestimmt war. Gewiß aber tritt hier erst eine Vorfrage an uns heran. Wie war es möglich, daß Alexander ohne Karten und ähnliche Hilfsmittel sowie bei dem tiefen Stande der Kunde von dem betreffenden Terrain jene Gegenden, namentlich aber wieder die mit Gebirgen besetzten, überhaupt zu passiren vermochte? Leider erfahren wir über dieses so wichtige Kapitel so gut wie gar nichts. Zwar wird uns berichtet, daß der König den Winter von 335 auf 334 zu Zurüstungen und namentlich auch Berathungen verwandte, daß er insonderheit „Erkundigungen über die Beschaffenheit der östlichen Länder, über die militärische Wichtigkeit der Stromthäler, der Bergzüge"[1] u. s. w. anstellen ließ. Aber wie und mit welchem

[1] Droysen, a. a. O. S. 80.

Erfolge dies geschehen, darüber wissen wir nichts. Doch können wir muthmaßen, daß man sich aus vorhandenen Werken, namentlich, wie schon früher erwähnt, der Anabasis des Xenophon, sodann jedenfalls auch der persischen Geschichte des Ktesias, ferner „von Hellenen, die in Asien in Sold gewesen, von persischen Gesandtschaften, von Artabazes und Memnon, die Jahre lang als Flüchtlinge am mazedonischen Hofe gelebt hatten", mancherlei Aufklärungen verschaffte. Ohne Zweifel legte man, vielleicht auf Grund von Kartenskizzen, die der persische Hof bei seinem bekannten ausgedehnten Staatskouriersystem und seinen vielen trefflichen Straßen doch sicher besaß, auch Itinerare an. Kaufleute, die schon damals ja Verbindungen durch den ganzen asiatischen Continent unterhielten, mögen wohl auch über manches orientirt haben. Zudem war der erste Theil der Reise, bis gegen den Euphrat hin, bekannt genug. Ueber die Länder ostwärts von da aber konnte man an Ort und Stelle die beste Auskunft erhalten. Auf alle Fälle jedoch beweist der Zug Alexanders überhaupt wieder nur, daß eine wenigstens interne Landes- bezieh. Gebirgskenntniß schon damals in ziemlich ausgedehnter Weise vorliegen mußte. Eine Armee kann nicht, wie der Einzelne, neue Pfade finden, sondern muß im Allgemeinen wenigstens schon betretene Straßen wandeln.

Wie erwähnt, gilt das Letztere namentlich von dem ersten Theile des großen Alexanderzuges. Es ist das ja überhaupt noch in der Peripherie der griechischen Meeresherrschaft liegende, überdies kaum ein halbes Jahrhundert vorher von den „unsterblichen" Zehntausend durchmessene Gebiet des kleinasiatischen Taurus, welches nach längerer Küstenwanderung zuerst betreten wird. Aber schon hier weicht Alexander von seinem Vorbilde mehrfach ab. Das westliche, seitwärts von der großen Ueberlandroute zwischen Phönizien und dem Schwarzen Meere liegende, und daher weniger gekannte Glied der mächtigen Küstenkette wählt er sich für seinen Zweck. Hochinteressante Fakta treten uns dabei entgegen.

Für den Marsch von Phaselis nach Perge, das heißt etwa vom heutigen Kap Chelidonia bis nach Adalia am gleichnamigen Golfe, gab es zwei Wege. Der eine führte hinter der dicht am Meere hinlaufenden Kette an dem weiter landeinwärts streichenden parallelen Hauptzuge hin. Er war verhältnißmäßig lang und sehr beschwerlich, jedenfalls auch nichts als ein wenig begangener Saumpfad, denn es heißt ausdrücklich, daß ihn Alexander erst von den Thraziern für die dahin detachirte Heeresabtheilung gangbar machen ließ.[1] Der andere Weg mußte kürzer, auch weniger beschwerlich, dafür aber viel prekärer genannt werden. Er führte nämlich an der Küste hin, war aber nur bei Nordwind gangbar[2], im anderen Falle reichten die Wogen direkt bis an den Fuß der himmelhohen, senkrecht abfallenden Gebirgsmauern, die man bezeichnend die „pamphylischen Leitern"[3] nannte. Diese gefährliche Route schlug der König selbst mit der Ritterschaft und einem Theil des schweren Fußvolkes ein, „in der That ein gewagtes Unternehmen, da jetzt in der Winterzeit der Weg überfluthet war; den ganzen Tag brauchte man, um das Wasser zu durchwaten, das stellenweise den Leuten bis an den Nabel reichte; aber das Beispiel und die Nähe des Königs, der das Wort „„unmöglich"" nicht kannte, ließ die Truppen wetteifern, alle Mühe mit Ausdauer und mit Freudigkeit zu überstehen; und als sie, endlich am Ziele angelangt, auf ihren Weg, auf die schäumende Brandung, die ihn bedeckte, zurücksahen, da war es ihnen wie ein Wunder, das sie unter ihres Heldenkönigs Führung vollbracht."

Das Risiko dieses Marsches erschien so groß, daß die rasch in Hellas verbreitete Kunde bald schon mit mährchenhaften Zusätzen geschmückt erschien. Der Südwind habe die Meeresgewässer

---

[1] Arrian, l. l. I, 26, 1. ὡδοπεποιήκεσαν αὐτῷ οἱ Θρᾷκες χαλεπὴν ἄλλως καὶ μακρὰν οὖσαν τὴν πάροδον.

[2] Ibid.

[3] Nach einem Briefe Alexanders, vgl. Droysen, a. a. O. S. 122.

bis in die Berge hinaufgepeitscht, aber als der König das Gestade betreten, seien durch einen plötzlichen Nordwind die Fluthen verscheucht worden, ja die letzteren sollten dem Helden zurückweichend sogar nach persischer Sitte „Verehrung durch Niederfallen“ [1] dargebracht haben. Für uns aber erscheint es bedeutsam, daß wir hier nicht allein überhaupt einmal eine etwas speziellere Gebirgsschilderung sondern namentlich auch einmal eine meteorologische Bemerkung erhalten, wenngleich dieselbe nicht um ihrer selbst willen sondern nur mit Bezug auf praktische bezieh. wieder taktische Verhältnisse gegeben wird.

In gleich mühseliger Weise, wie Alexander seinen Eintritt in die gesegnete, aber rings von Hochgebirgen umgrenzte Landschaft Pamphylien bewerkstelligt hatte, führte er auch seinen Abzug aus derselben aus, indem er die Hauptkette des lycischen Taurus in nordwestlicher Richtung gegen Phrygien hin überschritt. Er that dies vermittelst eines Einschnittes in jenem Kamm, der ein überaus schwieriges Defilé darstellte; „an einer steilen Bergwand zieht sich der Weg hinauf, der von einem ebenso steilen Berge auf der anderen Seite überragt wird.“ [2] Ein „Thor“ in des Wortes eigentlichstem Sinne wurde so gebildet.[3] Dazu war das ganze übrige Terrain jener Gegend überaus schroff und steil [4] sowie von einem wilden Stamme, den Pisidiern, bewohnt.

Nachdem alle Schwierigkeiten überwunden waren, gelangte das Heer auf die Hochfläche von Phrygien, und zog an dem askanischen See vorüber, wo die Mazedonen eine Natursaline kennen lernten, deren Produkt, abgesetztes Salz, die Eingeborenen sich zu Nutze machten [5], durch die von der Zwingburg des Xerxes, der

---

[1] So der bekannte Kallisthenes, s. Droysen, S. 122.

[2] Droysen S. 123.

[3] Καὶ ταῦτα τὰ ὄρη ὥσπερ πύλας ποιεῖ ἐπὶ τῇ ὁδῷ, Arrian, l. l. I, 27, 6.

[4] Χωρίον δὲ οἰκοῦσιν ὑπερύψηλον καὶ πάντη ἀπότομον, ibid. 5.

[5] Λίμνην, ἐν ᾗ ἅλες πήγνυνται αὐτόματοι καὶ τούτοις χρῶνται οἱ ἐπιχώριοι, ibid. 29, 1.

Stadt Kelainai, gehüteten Maiander-Pässe in das Thal des gleichnamigen Flusses.

Sehr bald aber schon, im Frühling des nächsten Jahres, 333, finden wir unseren Helden von Neuem im Hochgebirge, diesmal im cilizischen Taurus, den er in den Fußtapfen des Xenophontischen Heeres, wie Arrian ausdrücklich betont [1], mittelst des Passes von Gülek Bazar, der alten „cilizischen Thore", überschreitet. Indeß ging er selbst hier über sein Vorbild hinaus, indem er es nicht, wie jene griechische Söldnerschaar, bei einem einfachen Uebergang bewenden ließ, sondern, um für seine Verbindung mit dem Inneren von Kleinasien und der Heimath sich auch den westlichen Uebergang, den von der Freundin des Kyros, der cilizischen Königin, einst benützten Weg von Ikonium nach der Küste, zu sichern, einen siebentägigen Streifzug von Soloi, westlich von Tarsus, in das sogenannte „rauhe" Cilizien unternahm. Leider nur ist die Angabe der Zeit, die diese Expedition beanspruchte, das Einzige, was wir von derselben erfahren. [2]

Auch von Tarsus aus weiter ostwärts hält sich der jugendliche König noch in den Spuren des Kyros, nur daß er den früher beschriebenen Strandpaß zwischen Issus und Myriandros im ostamanischen Gebirge nicht weniger als dreimal durchmißt, da während seines Weitermarsches von Issus aus sein Gegner, der Perserkönig, dortselbst in seinem Rücken eingetroffen war. Der letztere hatte dabei das amanische Gebirge mittelst der sogenannten „amanischen Thore" [3], das heißt jenes beschwerlichen Weges passirt, welcher von Aleppo aus erst weit nordwärts führt, um dann die Kette des Amanus, da, wo die beiden Zweige derselben zu-

[1] L. l. II, 4, 3.

[2] 'Ε ξελαύνει ἐπὶ τοὺς τὰ ὄρη κατέχοντας Κιλίκας; καὶ ἐν ἑπτὰ ταῖς πάσαις ἡμέραις τοὺς μὲν βίᾳ ἐξελών, τοὺς δὲ ὁμολογίᾳ παραστησάμενος ἐπανῆκεν ἐς τοὺς Σόλους, Arr. l. l. II, 5, 6.

[3] Ὑπερβαλῶν τὸ ὄρος Δαρεῖος τὸ κατὰ τὰς πύλασ τὰς Ἀμανικὰς καλονμένας, ibid. II, 7, 1.

sammenstoßen, und unweit des Culminationspunktes des ganzen Systems, des Djaur-Dagh's, zu überschreiten und über Topra Kalessi, wiederum von Norden her, Issus und seine Bucht zu erreichen.

Nach der Schlacht von Issus ging Alexander, abermals in Myriandros angelangt, durch die „syrischen Thore", den heutigen Paß von Beilan, in das Thal des Orontes. Erst von hier ab verließ er die Fußtapfen der Anabasis des Xenophon. Doch finden wir ihn noch nicht sobald in dem Gewirr der innerasiatischen Gebirge, vielmehr führt uns sein berühmter phönizisch-ägyptischer Kriegszug zuvor noch in die mächtigen Erhebungen des Libanon und seiner Nachbarn. Es geschah während der langwierigen Belagerung von Tyrus, für welche übrigens bereits der nahe Libanon die nöthige Menge von Steinen und Holz geliefert hatte[1], daß Alexander einen zehntägigen Streifzug gegen die arabischen Stämme im Antilibanon unternahm[2], „deren Unterwerfung um so wichtiger war, da sie die Straßen, die vom Thale des Orontes nach der Küste führen, beherrschten, und die Karawanen aus Chalybon und Damaskos von ihren festen Bergschlössern aus überfallen konnten." „Von einigen Schwadronen der Ritterschaft, von den Hypaspisten, den Agrianern und Bogenschützen begleitet, durchzog der König die schönen Thäler der Libanonketten; mehrere Burgen der Araber wurden erstürmt, andere ergaben sich freiwillig."[3] Leider nur erfahren wir über die interessante Exkursion, namentlich auch über die Natur der in Frage kommenden Erhebungsgebiete abermals durchaus nichts Näheres. —

Nach seinem Zuge in das Land der Pharaonen im Frühjahr 331 in das Euphrat-Tigris-Gebiet gelangt, beschloß bekanntlich

---

[1] Nach dem Zeugniß des Curtius IV, 2, 18: materies ex Libano monte ratibus et turribus faciendis advehebatur.

[2] Εἰς τὸν Ἀντιλίβανον καλούμενον τὸ ὄρος, Arr. l. l. II, 20, 4.

[3] Droysen S. 154.

der niemals mit den errungenen Erfolgen zufriedene Held nach der Schlacht von Arbela und Gaugamela, dem geschlagenen Perserkönig auch noch in sein Stammland, die den eigentlichen Kern des unermeßlichen Reiches bildende Landschaft von Persis, das Hochplateau von Iran, nachzufolgen. Bekanntlich wird dasselbe von dem Tieflande Mesopotamiens durch einen langgezogenen Hochgebirgsrand mit beschwerlichen Paßeinschnitten abgeschieden. Diesen mächtigen Naturwall mußte Alexander passiren. Er that dies aber nicht vermittelst der nördlicheren Pässe, der Straße zwischen Babylon und Ekbatana, auf welcher der geschlagene Darius sich geflüchtet hatte, sondern er wählte, um zuvörderst nach Persepolis, der altehrwürdigsten der persischen Königsstädte zu gelangen, die Südpässe, die sogenannten „persischen Thore". Der Marsch durch dieselben erhält übrigens durch den Umstand noch ein besonderes Interesse, daß er im Winter ausgeführt wurde. Außerdem lieferte er in Folge besonderer Umstände ein ziemlich reiches[1], theils topographisches, theils ethnographisches Material, von der großen Wichtigkeit, die er für die Geschichte des „kleinen" Krieges, des Gebirgsfeldzuges, hat, hier ganz abgesehen. Es wohnten ja eben die schon früher genannten Uxier in der wilden Umgebung der Defiléen, welche als eine Art Vorpässe den Zugang zu den eigentlichen „persischen Thoren" vermittelten. Eine derartige Aufeinanderfolge von verschiedenen Pässen in ein- und derselben Erhebung wurde durch den auf seiner Außenseite in Terrassen sich vollziehenden Aufbau des gewaltigen Randgebirges bewirkt.

In jenen Uxiern nun lernen wir ein mit dem gleichnamigen Völkchen in dem anstoßenden Tieflande unten stammverwandtes Bergvolk[2] kennen, welches den Perserkönigen — ein neuer Be-

[1] Die alten Autoren geben fast insgesammt Ausführlicheres über den denkwürdigen Zug, so Curtius V, 14 seq. Diodor. 17, 38. Plutarch Alex. 37 u. A.

[1] Arrian III, 17, 1 unterscheidet ausdrücklich Οὔξιοι τῶν πεδίων und Οὔξιοι ὄρειοι.

weis von deren Schwäche — nicht nur nicht unterthan war, sondern sich dieselben auch noch in der schon früher angegebenen Weise tributär machte.[1] Auch von Alexander verlangten sie einen Zoll für freien Durchzug durch ihre „Engen". Allein sie hatten es diesmal nicht mit einem verweichlichten orientalischen Haremskönig zu thun. Alexander gab ihren Gesandten die lakonische Antwort, er werde ihnen in ihren Päſſen selbst zahlen. Auf einem Gebirgspfad, der so schwierig war, daß ihn die Feinde gar nicht besetzen zu müssen geglaubt hatten[2], drang er dann unverweilt in dunkler Nacht mit leichten Truppen in die Dörfer der trotzigen Bergbewohner, alles verwüstend, ein und gelangte schließlich den unterdeß auch von vorn angegriffenen Barbaren in den Rücken, so daß dieselben gänzlich geschlagen und zu einer jährlichen Contribution, bestehend in Vieh, namentlich Pferden, verurtheilt werden konnten.

Von den so forcirten Uxierpäßen aus sandte er nun den weniger leicht beweglichen Theil der Armee auf der weiteren aber bequemen Fahrstraße[3] nach den Hauptpässen vorwärts, während er selbst dorthin mit den für diesen Zwecke geeigneten Heeresabtheilungen einen näheren aber beschwerlichen Saumpfad einschlug. Auf diese Weise gelangte er schon am fünften Tage an den Eingang des wichtigen Joches. Er fand dasselbe durch eine mächtige Mauer gesperrt, hinter welcher der Satrap Ariobarzanes mit bedeutender Heeresmacht, zum äußersten Kampf entschlossen, Posto gefaßt hatte.[4] Am nächsten Morgen bereits wurde ein Sturm gewagt, aber von den Persern mit Pfeilen, Schleuder-

---

[1] Ibid. seq.

[2] Διελθὼν ὁδὸν τραχεῖαν καὶ δύσπορον, ibid. 17, 3.

[3] Τὴν ἁμαξιτὸν, ibid. 18, 1.

[4] Es ist die Stelle, wo heute das Fort Kalai Sefid auf steilem, das Thal völlig schließendem Felskegel steht, circa 15 Meilen nordwestl. von Schiras und etwa gleichweit in südöstlicher Richtung von dem 12000 Fuß hohen Schneegipfel Kuhi Dena, der zweithöchsten Spitze des ganzen Systems, der

steinen und von den Abhängen entsandten Felsmassen leicht zurückgeschlagen. Auch das tollkühne Unterfangen Einzelner, die steilen Felswände rechts und links zu erklimmen, mißlang. Die Position zeigte sich in Wirklichkeit unnahbar. Und doch mußte sie genommen werden, sollte nicht das ganze große Werk Alexanders eine überaus fatale Verzögerung, wo nicht gar den Todesstoß erleiden. So blieb denn nichts Anderes übrig, als auch hier wieder eine Umgehung der auf direktem Wege uneinnehmbaren Stellung zu versuchen. Ohne Zaudern entschloß sich in der That auch der kühne Feuergeist des königlichen Jünglings zu dieser Unternehmung, „vielleicht der gefährlichsten Expedition seines Lebens.“[1] Allerdings sollte es nach Aussage von Gefangenen einen Fußpfad geben, der in den Rücken der Feinde führte, doch wurde derselbe zugleich auch als äußerst beschwerlich geschildert. Die Wahrheit dieser Behauptung hatte die Heeresabtheilung, die, wiederum unter des Königs eigener Führung nach Zurücklassung der Hauptmasse der Armee vor den Befestigungen, zur tollkühnen Bergfahrt in dunkler Nacht abrückte, genügend zu erfahren.

Stundenlang gings auf halsbrecherischen Wegen aufwärts, über wilde Gießbäche und an ungeheuren Schluchten hin, durch dunkle Wälder und tiefen Schnee.[2] Zu allem Unglück wehte auch noch ein heftiger Eiswind. Dazu galt es, als man schließlich ermüdet und halb erfroren die Höhe überwunden hatte, in fahler

---

schon vom persischen Meere aus über die von der Küste aus hinter einander aufsteigenden acht oder neun vorgelagerten Berglinien hinweg sichtbar ist. Im Alterthum hieß der Paß, wie erwähnt, „persische Thore“, genauer „Thore zur Landschaft Persis“, πύλαι Περσίδαι, Arr. l. l. III, 18, 2, im Gegensatz zu den nördlicher gelegenen „Medischen Thoren“, die ja auch nach Persien führten. Das so wichtige Joch hieß auch „susische Felsen“, Diod. 17, 68, oder „sus. Pforten“, Polyaen. 4, 3, 27, Curt. 5, 2, 17, weil der Weg dahin von Susa und aus der Susiana heraufführte.

[1] Droysen, S. 192.

[2] Diodor. 17, 68: πολλὴν πατήσας χιόνα, πᾶσαν δὲ κρημνώδη χώραν περάσας χαράδραις βαθείαις καὶ πολλαῖς φάραγξι διειλημμένην. Vgl. Curtius V, 4, 18.

Morgendämmerung in der grausigen Wüstenei des Hochgebirges das Schwert zu ziehen, um die dreifache Vorpostenreihe zu sprengen, die der vorsichtige Feind hier aufgestellt hatte. Doch alles lief gut ab und schließlich sah sich das Gros der Barbaren, von zwei Seiten mit Ungestüm angegriffen, der Vernichtung anheimgefallen.

So war denn der erste der mächtigen Hochgebirgszweige Innerasiens überschritten, die hohe Schwelle des innersten Heiligthums des großen Continents passirt, die westlichste Barrière vor einer noch unentschleierten Welt bewältigt. In rascher Folge sollten nun auch die anderen überwunden werden. Allein wie schon früher begnügte sich auch hier der bei aller Raschheit des Handelns doch auch wieder so umsichtige Herrscher nicht damit, die schmale Verbindungslinie eines Passes in seine Hände gebracht zu haben, das ganze Gebirge in seinem Rücken mußte sicherer Besitz werden. Daher unternahm er während der vier Monate seines Aufenthaltes in Persepolis, statt in der üppigen Capitale sich dem Genusse des Errungenen hinzugeben, trotz des noch herrschenden Winters Streifzüge gegen die räuberischen Bewohner der nahen Berge, namentlich die Mardier in den südlichen Gebieten, die in ähnlicher Weise, wie die Uxier jenseits, bis dahin in größter Unabhängigkeit gelebt hatten.[1]

Von Persepolis begab sich Alexander nach dem Norden von Iran und hier finden wir ihn ebenfalls bald schon, im Frühjahr 330, wieder im Gebirge. Es ist der mächtige Zug des Elburs, mit dem er es jetzt zu thun hat. Durch die „Kaspischen Thore“[2] (Aiwan-i-Keif), 8 Meilen südöstlich hinter Ragai (Teheran), trat er in das Gebiet desselben ein. Nachdem er östlich, zur Rechten die große Salzsteppe, an der langen Kette hingezogen, überschritt

---

[1] Zwar geben dies nur die Quellen zweiten Ranges, indeß, wie auch Droysen S. 197 betont, dürfte an ihrer Glaubwürdigkeit in diesem Punkte nicht zu zweifeln sein.

[2] Arr. III, 20, 2.

er schließlich dieselbe, doch that er dies in einer Weise, die wiederum ein bedeutsames Licht auf seine ganze Art, namentlich seinen großen geographischen Scharfblick fallen läßt. Er erkannte nämlich sehr wohl die hohe Wichtigkeit der Pässe dieses Gebirges für den Verkehr zwischen Innerasien und dem Kaspischen Meere und wollte deshalb dieselben sämmtlich an sich bringen. Zu diesem Zweck theilte er sein Heer jetzt in drei Theile, ließ das eine Detachement unter Krateros durch den von den Tapuriern bewohnten Theil der Erhebung, das Gepäck und die Wagen aber auf dem längsten indeß bequemsten Wege ziehen, während er selbst mit den leichtesten Truppen den kürzesten jedoch schwierigsten Pfad einschlug.[1]

Aber auch als er drüben im alten Hyrkanien, dem heutigen Masenderan, glücklich angekommen war, gab er sich noch nicht zufrieden. Der schmale indeß wichtige, hafenreiche und fast tropisch fruchtbare Küstensaum mußte sein völliges Eigenthum werden. Zur Zeit aber hatten denselben zum größten Theile noch die wilden Mardier inne. Rasch fiel Alexander über sie her, und wenn auch der Zug bei der ungesunden Beschaffenheit des Terrains, den dichten Urwäldern und den steilen Gehängen kein leichter gewesen sein wird, so erlangte der junge Held, indem er den fliehenden Feinden bis in die höchsten Berge nachsetzte, doch auch hier den vollständigsten Sieg.[2]

Leider nur sind die Angaben der Quellen über Alles dies derart, daß sich nicht einmal das Topographische feststellen läßt. Auch sonst erfahren wir betreffs des so interessanten Gebirges, das bekanntlich bis weit über 5000 m. emporragt und manche Besonderheiten zeigt, so gut wie gar nichts. Des riesigen, weithin sichtbaren Demawends beispielsweise, der als Vulkan doch noch am meisten die Aufmerksamkeit erregen mußte, wird mit keiner

---

[1] Arr. l. l. III, 23, 1 seq.

[2] Ibid. III, 24, 1 seq.

Silbe gedacht. In der That, keine andere Parthie aus den Gebirgszügen Alexanders legt ein so beredtes Zeugniß dafür ab, daß im Alterthum selbst eingehendere Wanderungen innerhalb einer Hochregion der Wissenschaft wenig Förderung brachten. Die Pässe und immer wieder die Pässe sind das Einzige, was der materielle Sinn jener Zeit für beachtenswerth ansieht, und oft genug, wie es auch eben hier der Fall ist, erfahren nicht einmal diese eine individualisirende, die Identifikation in unserer Zeit ermöglichende Darstellung.[1]

Das nächste bedeutendere Hochgebirge, das wir den rastlosen Kämpen und zwar noch im nämlichen Jahre erreichen sehen, ist der Hindukusch. Aber zwischen diesem und dem Elburs lag eine ungeheure Strecke Landes, die zum größtentheil ebenfalls mit wenn auch bei weitem niedrigeren Erhebungen besetzt erscheint. Daher war auch hier sein Marsch zumeist Gebirgsmarsch.

Er überschritt zuerst die Wasserscheide zwischen dem Kaspischen See und dem Heri-Rud, dem alten Areios, an welchem er das heutige Herat gründete. Von hier stieg er über eine mehr als 5000 Fuß hohe Erhebung in das Gebiet der zum Hamun-Sumpf, auf der Grenze des heutigen Afghanistan, Belutschistan und Persien, fließenden Gewässer nieder, um von da am Hilmend und Argangab wieder aufwärts bis zu einem Punkte zu dringen, wo südöstlich die Pässe nach dem unteren Indus-Land abgehen.

Die Versuchung, jetzt schon in das nahe Wunderland Indien

---

[1] Es läßt sich bezüglich der allgemeinen Richtung, den die 3 Uebergangskolonnen des Alexander nahmen, nur muthmaßen, daß Krateros am weitesten westlich, durch die heutige Landschaft Taberistan gezogen sei, während der Train den allerdings relativ niedrigen Uebergang nach Asterabad gemacht haben wird. —

Die generelle Physiognomie Masenderan's wird übrigens bei aller Kürze ganz treffend gezeichnet: κεῖται δὲ ἡ Ὑρκανία χώρα ἐν ἀριστερᾷ τῆς ὁδοῦ τῆς ἐπὶ Βάκτρα φερούσης, καὶ τῇ μὲν ὄρεσιν ἀπείργεται δασέσι καὶ ὑψηλοῖς, τό πεδίον δὲ αὐτῆς καθήκει ἔστε ἐπὶ τὴν μεγάλην τὴν ταύτῃ θάλασσαν, Arr. l. l. III, 23, 1.

hinabzusteigen war groß. Aber Alexander durfte ihr nicht nachgeben, ehe er nicht auch noch den bis dahin intakt gebliebenen Nordostttheil des großen Perserreichs, das alte Bactrien, sich unterworfen. Dahin aber führte der direkte Weg über den mächtigen Querriegel des Hindukusch. So begnügte sich denn Alexander damit, an der wichtigen Stelle, auf der er angekommen war, eine Stadt seines Namens anzulegen, die in ihrer heutigen Benennung Kandahar noch immer an ihren Gründer erinnert.

Bei dieser Gelegenheit können wir es uns nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß die Schaffung einer regelrechten Ansiedlung an den Eingängen wichtiger Pässe, wie sie der umsichtige König auch anderwärts, z. B. am Hindukusch, wieder beliebte, ebenfalls ein Moment in der Beurtheilung seiner Beziehungen zur Gebirgskunde darstellen dürfte.

Obwohl die Jahreszeit bereits sehr vorgerückt war, eilte Alexander doch gar bald wieder weiter. Weder Schnee und Eis noch die immer mehr wachsenden Schwierigkeiten der Proviantbeschaffung[1] vermochten ihn aufzuhalten. Immer höher gelangte er, bis endlich die etwa 7000 Fuß hohe Wasserscheide zwischen dem kaum 1500 Fuß hoch gelegenen Hamun-Sumpfe und dem oberen Kabulflusse überstiegen war und er in dem allerdings immer noch über 6000 Fuß hohen Thale des letzteren die Winterquartiere beziehen konnte.

Er stand jetzt an dem erstrebten Hindukusch, gewiß eine bedeutsame Thatsache. Ist doch dieses Gebirge als ein integrirender Bestandtheil der großen Mittelrippe, die sich durch den eigentlichen Rumpf Asiens hindurchzieht und zu der auch Himalaya und Karakorum gehören, so zu sagen eines der fundamentalsten Gebirge des großen Continents überhaupt und auch an sich betrachtet eine der mächtigsten Erhebungen der Erde. Noch nie

---

[1] Arr. III, 28, 1: διὰ χιόνος τε πολλῆς καὶ ξὺν ἀπορίᾳ τῶν ἐπιτηδείων καὶ τῶν στρατιωτῶν ταλαιπωρίᾳ.

hatte der kühne Eroberer aus dem Abendlande sich einer so himmelhohen Naturmauer gegenüber befunden, so viel Berge er auch bis dahin schon bewältigt hatte. Dazu kam, daß dieses so großartige Gebirge zugleich das unbekannteste von allen war, die sich ihm bis dahin entgegengestellt hatten. Trotz des Umstandes, daß es schon in grauer Vorzeit überquert worden, war doch kaum noch eine schwache Kunde von ihm bis in die griechische Kulturwelt gedrungen. Selbst sein Name war unsicher und schwankend.[1] Daher mußte denn auch Alexanders Angriff auf diesen mächtigen Naturwall für die Wissenschaft, verdienstlicher heißen als sämmtlichen seine Bergfahrten zuvor.

Und als ob sie etwas von All dem empfunden hätten, so haben denn auch diesmal die Quellen die tagebuchartige Trockenheit und Kürze, die wir noch bei den Berichten über die Uebersteigung des Elburs zu beklagen hatten, aufgegeben und referiren ausführlicher und sachlicher denn sonst. Es fehlen selbst etymologische Untersuchungen über den Namen, Vergleiche mit anderen asiatischen Gebirgen, und sogar botanische Bemerkungen nicht.[2]

Hat in dieser Weise die Hindukusch-Episode aus dem großen Alexanderzug schon überhaupt die Bedeutung einer wahrhaft epochemachenden Thatsache, so gewinnt dieselbe durch die näheren Umstände, unter denen sie sich abwickelte, noch besonderes Interesse. Kühneres, als dort geschehen, hat weder das gesammte Leben des genialen Heldenjünglings noch überhaupt die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen. Mit Recht sagt Droysen, daß sich diesem Gebirgsübergang nur die ähnlichen Wagnisse Hannibals an die Seite stellen lassen.

Es war noch im ersten Frühjahre des Jahres 329, als es den rastlosen Mazedonier schon nicht mehr im bequemen Winterquartiere litt. Aber nicht den leichteren Uebergang im Westen,

---

[1] Vgl. Arr. III, 28, 5.

[2] Ibid. seq.

sondern einen der seinem Lager jedenfalls näher gelegenen Ostpässe wählte er, um von den südlichen Gehängen des Gebirgszuges, auf denen er sich befand, auf die Nordseite zu kommen. Infolge dessen mußte er über 12000 Fuß emporsteigen und fand selbstverständlich bei der frühen Jahreszeit noch ungeheure Schneemassen; die Luft wehte eisig, das Fortkommen war äußerst erschwert. Dazu die Noth mit der Verpflegung solcher Menschenmengen. Man fand zwar zahlreiche Dörfer, aber die Bewohner, so guten Willen sie auch zeigten, waren arm; sie hatten nichts als ihre Heerden. Fürchterlich gestalteten sich ferner die zahlreichen Bivouaks, denn der Marsch dauerte zwei volle Wochen. Die Berge waren kahl, nur hie und da mit Terpentinbüschen bestanden, Feuerungsmaterial bot sich nirgends; natürlich konnte man so auch weder Brod backen noch die Speisen kochen. Roh mußte das Fleisch genossen werden, kaum daß die zwischen den Felsen wachsende Pflanze, die den im Alterthum als Arzenei und Gewürz beliebten ὀπὸσ Μηδικὸσ, unser asa foetida, den „Teufelsdreck" lieferte, die kümmerliche Atzung etwas genießbarer machte.[1] Als man sich den nördlichen Abhängen näherte, ward die Sache noch schlimmer, denn der Königsmörder Bessus hatte, um dem Alexander das Vordringen unmöglich zu machen, die ganze Gegend verwüstet. Man mußte zu den Wurzeln des Bodens und zu dem Zugvieh der Bagage seine Zuflucht nehmen. In der elendesten Verfassung erreichte auf diese Weise das vorher so glänzende Heer die erste bactrische Stadt, die indeß noch immer hoch im Gebirge lag. Nach entsprechender Rast wurden dann auch die Vorpässe durchschritten und endlich mit dem kaum noch einige hundert Fuß hohen Tiefland das Oxusthales wieder ebeneres Terrain erreicht.

Doch unweit jenseits schon winkten neue Berge. Sie waren nicht zu umgehen, sollte das Land bis zum Jaxartes, wie es in Alexanders Plan lag, gesicherter Besitz werden. Vor Allem galt

---

[1] Strabo 15, 2, p. 725. Aelian, var. hist. 12, 37.

es, von Nautaka, dem heutigen Karschi in der Bucharei, aus den Samarkandtau, die Wasserscheide zwischen dem Oxus und dem Sogdflusse, dem modernen Saraffchan zu übersteigen, um nach Samarkand, dem alten Marakanda, zu gelangen. Es geschah dies vermittelst des etwa 3000 Fuß hohen Passes von Karatübe.[1]

Ungleich schwieriger war der Uebergang aus dem Thale von Samarkand in das des Jaxartes. Mußten doch hierbei die westlichen Fortsetzungen des Thianschan, namentlich der Karatschetau, bewältigt werden. Zudem waren diese „oxischen Berge" von wilden räuberischen Stämmen bewohnt. In der That wurden dortselbst auch einige Abtheilungen Mazedonen, die sich beim Fouragiren verirrt hatten, von den Barbaren überfallen und niedergemetzelt. Aber Alexander war nicht der Mann, der sich Solches bieten ließ. Ohne Verweilen eilte er mit den leichtesten Truppen den fliehenden Feinden bis in ihre höchsten und wildesten Bergverstecke nach und überwältigte sie gänzlich. Hierbei stürzten sich viele der unbändigen Gebirgsmenschen von den Felsen hinab, nur um nicht in die Hände der verhaßten Eindringlinge zu fallen, und zerschellten in den Abgründen.[2]

In der gleichen Weise, wie er gekommen, ging Alexander, nachdem er sein Ziel erreicht, wieder in die Tieflande des Oxus zurück, nur daß er den beschwerlichen Weg zwischen Jaxartes und Sogdfluß diesmal, um das von Aufrührern bedrohte Samarkand zu entsetzen, in nicht ganz 4 Tagen zurücklegte. Es beträgt diese Entfernung aber schon in Luftlinie nicht weniger als 30 Meilen.[3]

Aber ehe Alexander die ganze Gegend verließ, unternahm er noch, nach seiner Art, Vorstöße in die dortigen Gebirge, um auch den letzten und verborgensten Widerstand gegen seine Herr-

---

[1] Droysen S. 238 u. 239. Arrian in seiner Kürze sagt allerdings nur: ἐπὶ Μαράκανδα ἦγε, ohne eines Gebirges zu gedenken, lib. III, 30. 6.

[2] Arrian III, 30, 10 seq. Aus der wenn auch noch so kurzen Schilderung klingt doch die Schwierigkeit dieses Ueberganges heraus.

[3] Ebenda IV, 6, 4.

schaft zu vernichten. Es waren die mächtigen Bergmassen zwischen dem Sogdfluß und dem oberen Oxus, der nordöstlichste Winkel der Bucharei, in den er sich von Karschi (Nautaka) aus hineinwagte. Dort standen noch Trutzburgen von hartnäckigen Gegnern. Aber er, der nie eine Schlacht verloren, siegte auch hier. Noch im halben Winter drang er in jene weltverlorenen Hochwüsten ein und legte Proben von seiner außerordentlichen Kunst in der Bewältigung auch der größten Terrainschwierigkeiten ab, die noch heute die Bewunderung der Strategen herausfordern. Glücklicherweise geben die Quellen diese hochinteressanten Bergfahrten auch ausführlicher, als sie sonst zu thun pflegen.[1]

„In den unwegsamen waldigen Bergschluchten, die man durchziehen mußte, lag noch der tiefe Schnee; häufige Regenschauer, Glatteis, furchtbare Gewitter machten die Märsche noch beschwerlicher. Das Heer litt an dem Nothwendigsten Mangel, Viele blieben erstarrt liegen; des Königs Beispiel, der Mangel und Mühsal mit den Seinen theilte, hielt allein noch den Muth der Truppen aufrecht.“[2] Die erste der erwähnten Burgen, die auf dem „sogdianischen Felsen“ lag, konnte nur dadurch gewonnen werden, daß auf den Aufruf des Königs sich 300 Freiwillige meldeten, die die fast senkrechte, überdies noch vielfach eisgepanzerte Felsstirn, welche das Kastell dominirte, erstiegen. Es waren im Bergklettern geübte Leute. Sie versahen sich für ihre gefährliche Tour mit Eisenpflöcken, wie sie zum Aufschlagen der Zelte gebraucht werden, und mit starken Stricken.[3] „Um Mitternacht nahten sie der Stelle des Felsens, die am steilsten und deshalb unbewacht war. Anfangs stiegen sie mühsam, bald begannen jäh abstürzende Felswände, glatte Eislagen, lose Schneedecken; mit jedem Schritt wuchs die Mühe und die Gefahr. Dreißig dieser

---

[1] Arr. IV, 18, 4 seq. Curt. 7, 11. Strabo XI, 11, p. 517.
[2] Droysen S. 255.
[3] Arr., l. l. 19, 1.

Kühnen stürzten in den Abgrund, endlich mit Tagesanbruch hatten die Anderen den Gipfel erreicht, und ließen ihre weißen Binden im Winde flattern." [1] Die Belagerten aber, die vorher auf die Aufforderung zur Uebergabe geantwortet, ihre Veste könne nur von geflügelten Soldaten genommen werden, verzichteten nunmehr erschrocken auf allen Widerstand.

Kaum weniger schwierig war die Einnahme der noch höher im Gebirge gelegenen Burg des Chorienes im Lande der Paraitakenen. Dieselbe erhob sich „auf einem hohen und schroffen Felsen, an dem nur ein schmaler und schwieriger Pfad hinaufführte; überdies strömte auf dieser allein zugänglichen Seite in einer sehr tiefen Schlucht ein reißender Bergstrom vorüber. Alexander, gewohnt, keine Schwierigkeit für unüberwindlich zu halten, befahl sofort, in den Tannenwäldern, die ringsumher die Berge bedeckten, Bäume zu fällen und Leitern zu bauen, um vorerst die Schlucht zu gewinnen. Tag und Nacht wurde gearbeitet, mit unsäglicher Mühe gelangte man endlich in die Tiefe hinab; nun wurde der Strom mit einem Pfahlwerk überbaut, Erde aufgeschüttet, die Schlucht ausgefüllt; bald arbeiteten die Maschinen und schleuderten Geschosse in die Burg hinauf." [2] —

Wenig später nur sehen wir Alexander wiederum im Hochgebirge. Er befand sich auf seinem denkwürdigen Zuge gen Indien, und da das heilige Land der Brahminen nordwärts allenthalben durch Naturmauern von der übrigen profanen Welt abgeschieden wird, so mußte er sich eben von Neuem mit den Bergen zu schaffen machen. Zum zweiten Male ging er dem gewaltigen Hindukusch zu Leibe, allein er that es diesmal auf einem ungleich kürzeren und weniger beschwerlichen Wege, als das erstemal. Er benutzte nämlich den Westpaß, den breiten und tiefen Einschnitt

---

[1] Droysen S. 254.

[2] Droysen S. 255. Arr. IV, 21, 1 seq. Sintenis (l. l. S. 41, A. 5) will übrigens von einem Bergstrom nichts wissen.

zwischen dem eigentlichen Hindukusch und seiner westlichen Fortsetzung, dem Kuhi Baba, ein uraltes Völkerthor, das überdies noch den Vortheil hat, daß sich jenseits in dem Thale des allerdings vielfach zur Riesenschlucht verengten Kabulflußes ein Naturweg durch das rechts und links massig aufgethürmte Gebirgsland des nordwestlichen Indiens zum Indus hinab bietet.

In zehn Tagen, die so wenig Gefährliches oder überhaupt Absonderliches hatten, daß die Quellen ganz kurz über sie hinweggehen[1] zu dürfen glaubten, nachdem sie doch den früheren Uebergang so ausführlich geschildert, gelangte das Heer in das Thal des Kabul, des alten Kophen, und stand somit innerhalb der hohen Barrièren des alten Wunderlandes. Aber noch rückte Alexander nicht in das lockende tropische Tiefland hinab. Er war ja nicht nur ein tollkühn vorwärts drängender Sturmgeist, sondern ein ebenso auch bedachtsam den Rücken deckender Mann der Vorsicht. Und die letztere war jetzt am Platze. Rechts und links vom Kophen bargen die wilden Gebirge kräftige Bergstämme, die, auf feste Felsenburgen gestützt, leicht seine Rückzugslinie bedrohen konnten. Daher sandte er den Hephästion in die Hochwüsten des rechten Ufers, während er selbst in die verschiedenen Parallelthäler eindrang, die, von Nordost herabsteigend, dort in den Hauptstrom münden. Namentlich erschien es wichtig, die Pässe zu nehmen, die über die hohen Querriegel hinweg diese Thalmulden mit einander in Verbindung setzen.

Wieder ist es ein Winterfeldzug, der die unerschrockenen Eindringlinge in diese unbekannte Gebirgswildniß hineinführt, wieder geschehen Thaten, so kühn, so verwegen, wie sie nur in den bactrischen Gebirgskriegen und da kaum ihres Gleichen haben. Besonders bewunderungswürdig muß die Bezwingung der unweit des Zusammenflusses des Kophen und des Indus im rauhen Ge-

---

[1] Arr. sagt nur: ὑπερβαλὼν τὸν Καύκασον ἐν δέκα ἡμέραις ἀφίκετο ἐς Ἀλεξάνδρειαν, IV, 22, 4.

birge gelegenen Veste Aornos heißen. Treffend nennt Droysen diese letztere einen zweiten „Königstein." Erhob sie sich doch auf einem gänzlich isolirten, 5000 Fuß hohen aber zugleich 4 Meilen im Umfang haltenden Riesenfelsblock, auf dessen geräumiger Plattform Gärten, Quellen und selbst Waldungen sich befanden, so daß sich Tausende von Menschen dort jahrelang halten konnten. Eine solche Position durfte der Eroberer nicht unbezwungen hinter sich lassen. Aber freilich auch nur sein eiserner Wille, sie zu nehmen, konnte einige Hoffnung geben.

Und wirklich das Unglaubliche geschah. Alexander gelangte auf schwierigen Bergpfaden, von Eingeborenen geführt, auf die der Festung zunächst gelegenen Höhen, füllte die riesige Schlucht zwischen beiden durch einen aus Bäumen, Felsblöcken und Erde gebildeten Damm, rückte bis an die Mauern der alten Trutzburg und setzte derselben bald so zu, daß die anfangs übermüthig sicheren Insassen verzweifelnd Unterhandlungen einleiteten. Der junge König gab damit den Beweis, daß „Menschenwille und Menschenkraft auch die letzte Scheidewand, welche die Natur in ihren Riesengestaltungen aufgethürmt, zu überwinden und zu einem Mittel ihrer Zwecke umzuschaffen im Stande sei." [1]

Freilich nicht immer lief die Sache so glücklich ab. So brach bei dem Sturm auf eine andere Felsenfestung, Massaga genannt, die Fallbrücke, die von dem Angriffsthurm aus nach den Mauern der belagerten Stadt gerichtet wurde, unter der Last der in Kampfesmuth sich drängenden Mazedonen und die Tapferen stürzten zerschmettert in die Tiefe. Dafür aber boten sich dem Heere bei seinen Zügen kreuz und quer durch dieses Alpenland auch wieder freundliche Bilder. Nach beschwerlichen Märschen auf jähen Hängen, durch dichte Urwälder, in denen sie sich selbst erst Bahn machen mußten, nach kalten Nächten auf rauhen Höhen gelangten sie wiederholt in lachende und reiche Thalgründe; „rings

---

[1] Droysen S. 275; Arrian IV. 28, 1 seq.

Weingelände, Haine von Mandelbäumen und Lorbeeren, friedliche Dörfchen an den Bergen hinaufgebaut, unzählige Heerden auf den Alpen weidend.“ [1]

Bei dieser Gelegenheit lernen wir den vielseitigen Königsjüngling auch als einen Menschen kennen, der die Gaben des Gebirges zu schätzen, die alpine Viehzucht zu beurtheilen und zu benützen verstand. Denn es wird uns berichtet, daß er aus den in der gedachten Bergregion erbeuteten Rindern die schönsten und stärksten aussuchte, um sie nach Mazedonien zur Zucht zu senden.[2]

Aber nicht nur im Hindukusch-Gebiete zeigte sich Alexander thätig. Bereits war er ja dem Himalaya so nahe. Und in der That sollte er, wie um seinen großartigen Leistungen in der Bergwelt die Krone aufzusetzen, auch noch mit diesem höchsten Gebirge der Erde in Berührung kommen. Die Feindseligkeit oder doch das zweideutige Benehmen des Herrschers von Kaschmir, der auf seine bis zu dem am Indus lagernden Mazedonenheere hinab leuchtenden Schneeberge[3] pochen mochte, gab die Veranlassung dazu. Von den Ufern des Hydaspes aus brach Alexander dahin auf. Zunächst galt es, die waldreichen Vorberge, in denen die Glausen wohnten, zu besetzen. Dadurch wurde der Gebirgsweg nach jenem Himalaya-Ländchen geöffnet. Daneben fand man hier auch in den dichten Urwäldern Hölzer für den Bau der Schiffsflotte.[4]

Weiter aber sollte Alexander selbst nicht kommen, da jetzt der Fürst, dem der Zug galt, durch Gesandte seine Unterwerfung erklären ließ. Indeß gelangten späterhin doch wenigstens einige der Mazedonier in der Eigenschaft als Abgeordnete Alexanders in der That bis nach Kaschmir[5], und ihre Berichte über das, was sie gesehen, wie auch die Erkundigungen, die Alexander vor

---

[1] Droysen S. 270.
[2] Arr. IV, 25, 4.
[3] Droysen S. 277.
[4] Ebenda S. 288.
[5] Ebenda S. 299. Arr. V, 29, 4.

Antritt seines Himalaya-Zuges einzuziehen nicht unterlassen haben wird, die Berichte von Eingeborenen u. s. w. werden manches zur Kenntniß dieses bis dahin im Abendlande kaum genannten wichtigen Erhebungsgebietes beigetragen haben. Ueberdies bot sich bald noch eine zweite Gelegenheit, in Beziehungen zu letzterem zu treten. Der Fürst Sopeithes, dessen Herrschaft die ersten Ketten des alten „Imaos" und das Quellgebiet des Hyphasis umfaßte, ergab sich dem seiner Residenz nahenden Heere unter Darbringung verschiedener Geschenke, die auf das ihm unterworfene Gebirge mancherlei Streiflichter fallen ließen. Unter Anderem wurde eine ganze Meute Tigerhunde, ferner Edelsteine u. dergl. übermittelt. Auch etwas für das geologische Element Bemerkenswerthes, das Vorhandensein von Steinsalzlagern in den Bergen, gelangte zur Kenntniß der Eindringlinge.[1] —

Indeß selbst dann, als Alexander endlich Kehrt macht, um nach Vorderasien zurückzugehen, sind seine Verdienste um die Gebirgskunde noch nicht zu Ende. Er zog ja nicht wieder den gleichen Weg, den er gekommen, sondern nahm eine ganz neue Route, die ein noch heutzutage wenig bekanntes Gebiet durchschnitt. Und wiederum war sein Marsch zum nicht geringen Theil Gebirgswanderung.

Zunächst überschritt er etwa vom heutigen Haidarabad aus die mächtige Scheidewand, die sich ununterbrochen vom Kophen bis zum Meere hinab, wo sie immer noch 1800 Fuß emporragt, am rechten Indus-Ufer hinzieht und die hohe Steppe Arianas vom Lande Sindh abtrennt. Nur wenige Pässe gestatten hier einen Verkehr. Einen derselben, weiter oben am Indus, vielleicht den sogenannten Mula-Paß, hatte bereits Krateros mit den Veteranen zum Uebergang gewählt. Südlicher folgte darauf Alexander selbst. Nach kurzer Zeit schon galt es abermals Berge, die der alten Oreiten[2], zu übersteigen, um aus dem Flußthale von Bela, das

---

[1] Droysen S. 292.

[2] Arr. 22, 1.

sich für lange Zeit als letzte wasser- und fruchtreiche Niederung darstellte, in das von nackten Klippenzügen und bald reißend anschwellenden, bald vertrockneten Gießbächen durchsetzte, nur mit kümmerlichen Mimosen und Tamarisken bestandene, menschenleere, allein von Wölfen, Schakalen und Mückenschwärmen aufgesuchte Wüstengebiet von Gedrosien[1] zu gelangen.

Aber obwohl der Marsch durch diese entsetzlichen Einöden das stolze Heer fast vernichtet hätte, konnte es sich der unermüdliche König doch nicht versagen, wenigstens mit einem Theile der Truppen schließlich, statt an der flachen Küste des persischen Golfs hinzuziehen, wo die übrige Armee marschirte, mitten im Winter auch noch durch die wilden karamanischen Gebirge nach Persepolis zu eilen.[2]

Von hier sehen wir ihn dann auf dem uns schon bekannten Wege durch die „persischen Pforten" wieder in's Tiefland von Mesopotamien hinabsteigen.

Doch auch dort, wo er im Herzen seines neuerworbenen Reiches angelangt war, giebt er sich keine Ruhe, sondern wendet seine Aufmerksamkeit alsbald dem Gebirge wieder zu. Er hatte ja bisher nur die eine, ebenerwähnte südliche Verbindungslinie zwischen dem Plateau von Iran und den Euphrat-Tieflanden durch die westlichen Randgebirge hindurch begangen, beziehentlich gesichert. Die weiter nördlich belegenen „medischen Thore" waren unbesucht geblieben. Allerdings stellten auch sie eine alte und längst gut gangbar gemachte, von den persischen Königen, wie noch das Beispiel des Darius nach der Schlacht von Arbela und Gaugamela zeigt, viel benützte Uebergangsroute dar. Gleichwohl konnte diese große Heerstraße selbst noch jetzt, zu Alexander's Zeit,

---

[1] Charakteristisch ist es für dies Terrain, eins der wüstesten auf der ganzen Erde, daß der Koran, der doch sonst seinen Anhängern die Eroberung aller Länderstrecken zur Pflicht macht, den Gläubigen verbietet, dorthin ihren Fuß zu setzen.

[2] Arr. VI, 29, 1.

für dessen Regierung sie natürlich eher eine noch erhöhte Bedeutung hatte, keineswegs entsprechend sicher genannt werden. „Unter der Reihe der Bergvölker von Armenien bis zur karmanischen Küste waren immer noch die Kossaier, die räuberischen Bewohner des Zagrosgebirges, nicht gedemüthigt, und jeder Transport, der nicht mit bedeutender Bedeckung den Weg der medischen Pässe einschlug, ihren Ueberfällen ausgesetzt.“ [1] Dies gab für Alexander Grund genug, noch einmal nach dem hohen Iran sich aufzumachen.

Von Opis am Tigris zog er im Sommer 324 durch die nysäischen Felder mit den ungeheuren Roßheerden der persischen Könige nach Ekbatana und von dort, wieder einmal mitten im Winter, in die Berge der gedachten Stämme. Er hatte diese Jahreszeit absichtlich gewählt, damit die Feinde sich nicht höher hinauf in die Gebirge flüchten könnten. Nach harten Kämpfen sind sie überwältigt und werden — charakteristisch genug — zur festen Ansiedlung und zum Ackerbau gezwungen. [2]

Dies war der letzte der kühnen Gebirgszüge Alexanders, sein letzter Feldzug überhaupt. Wenige Monate später ruhte der Fuß für immer, der so viele Höhen überstiegen, von den Bergen Albaniens bis zum Himalaya, und der vielleicht noch weitere Erhebungsgebiete durchmessen und bekannt gemacht hätte — hatten doch seine eigenen Leute in Indien ihm von fernerweiten Zügen zum Pontus und nach den Atlasländern gesprochen [3] —, wenn nicht durch ein so frühes Ende dem Allen ein Ziel gesetzt worden wäre. Seine Verdienste um die Gebirgskunde aber, die er übrigens selbst erkannt und betont hat, wenn er in der Aufzählung seiner Thaten vor dem meuternden Heere in Opis auch der Ueberschreitung des Hindukusch gedenkt [4], sind mit ihm nicht hinfällig

---

[1] Droysen S. 372.
[2] Ebenda S. 376. Arr. VII, 15, 1.
[3] Arr. II, 27, 7 seq.
[4] Arr. VII, 10, 6.

geworden, sondern werden nur immer mehr gebührende Anerkennung finden, je mehr mit dem sich Herausbilden einer eigentlichen Gebirgskunde auch die Geschichte dieses Theiles der Erdkunde Gestalt gewinnt.

Zu dem gleichen Zwecke glauben wir übrigens hier zum Schluß noch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die orographischen Verdienste des großen Mazedoniers nicht bloß so zu sagen direkter, sondern auch indirekter Natur waren, indem seine Gebirgsmärsche den Anstoß zu zahllosen gleichen Thaten nach ihm gaben, durch welche die von ihm angebahnte Kenntniß noch erweitert und vertieft wurde. Man denke beispielsweise nur daran, wie oft hinter ihm her zum Zweck der Unterhaltung der Verbindungen mit den eroberten Provinzen die betreffenden Päſſe schon bei seinen Lebzeiten mögen immer und immer wieder überschritten worden sein, wie Gleiches aber auch nach seinem Tode durch die Kämpfe und Züge seiner Feldherrn und Nachfolger bedingt wurde.[1]

Indeß die Wirkungen der Märsche Alexanders gingen noch weiter; sie reichten in Folge der außerordentlichen Popularität, die sein Lebensbild sich auch noch im Mittelalter zu erhalten wußte, selbst bis dahin, und Reisende, wie Ibn Batuta, Marco Polo u. A., haben bewußt von seinen Fußtapfen profitirt, in ähnlicher Weise wie für ihn selbst Xenophon und seine Zehntausend ein anreizendes und belehrendes Vorbild gewesen sind. —

[1] Wir erinnern unter Anderem an die von Seleukus I. und Ptolomäus nach Indien abgeschickten Gesandtschaften (Kiepert, a. a. O. S. 4) oder an den Zug Antiochus des Großen ebendahin, den Zug des Antiochus Epiphanes nach Persien ꝛc., Mommsen, a. a. O. I, S. 699 ff.

II.

Die hauptsächlichsten Gebirgswanderungen des römischen Alterthums.

1. Hannibals Ueberschreitung der Alpen.

Kaum 100 Jahre nach Alexander haben wir in dem Zuge des Hannibal eine Leistung, die eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem aufweist, was der mazedonische Heros hinsichtlich des Gebirges vollbracht. Scheinbar allerdings gehen die Thaten beider Männer weit auseinander. Dort handelte es sich um die mächtigen und fernen Erhebungen Asiens, hier kommen die so viel niedrigeren, dem Kulturcentrum der alten Welt unmittelbar im Rücken liegenden Alpen unseres Erdtheils in Betracht; der geniale Grieche hatte es mit einer ganzen Anzahl von verschiedenen Gebirgssystemen zu thun und seine Züge umfaßten mehr als zwölf Jahre, während der punische Kollege, wenn wir von den Pyrenäen und Apenninen aus später anzuführenden Gründen absehen, in Wahrheit nur ein Gebirge und zwar lediglich während weniger Tage betrat.

Gleichwohl legt sich bei näherer Betrachtung eine Parallele zwischen den montanen Verdiensten Beider nahe, nicht nur ob des Umstandes, daß der Alpenübergang Hannibals an Schwierigkeit den kühnsten Gebirgsmärschen Alexanders nicht nachsteht, auch nicht deshalb nur, weil der karthagische Feldherr genau so, wie sein mazedonisches Gegenstück, in genialer Weise theilweise sich selbst Wege im Gebirge schuf — ein Verdienst, das uns noch

öfter bei großen Heerführern, namentlich auch bei dem größten Schlachtenheros der Neuzeit, Napoleon I., entgegentritt —, sondern vor Allem um deßwillen, weil es eben auch dem Hannibal, geradeso wie seinem gewaltigen Vorgänger, beschieden war, eine bis dahin verschlossene Gebirgswelt zu eröffnen.

Allerdings waren die Alpen damals ebensowenig absolut unbekannt, wie die betreffenden asiatischen Gebirgszüge zu Alexanders Zeit. Wir haben oben gesehen, daß sie schon in alter Zeit überschritten wurden und daß sie namentlich durch die celtischen Invasionen sich sogar in das Gebiet eines regelmäßigen Verkehrs verwandelten. Aber doch blieb die Kenntniß ihres Terrains trotz Alledem eben auch so zu sagen eine interne, auf die Einheimischen oder wenigstens die Anwohner beschränkte, bis auf die Kulturwelt sich nicht erstreckende. Man weiß ja, daß das eigentliche Rom in der alten Zeit am Apennin seine Grenze fand. Dort hörte Italien auf, jenseits war schon Gallien. Ja nach des Livius Bericht[1] erschien noch zu Hannibals Zeit selbst das letztgenannte Gebirge als ein höchst unsicheres Gebiet. Ohne vorherige genaue Erkundigungen dort zu marschiren, mußte als gänzlich prekär bezeichnet werden, wie dies der Prätor Manlius erfuhr, und trotz der vorhandenen alten Uebergangsrouten galten mindestens die jenseitigen, nach dem Po hinführenden Theile der doch der römischen Kapitale noch so nahen Erhebung als „unwegsames und unzugängliches Urwaldgebirg“.[2]

Wenn nun auch trotzdem damals bereits das römische Reich weiter reichte und die Alpen mehr und mehr die faktische Nordgrenze wurden, so waren sie doch bis auf Hannibal den Römern nichts weiter als dies, ein geographischer oder politischer Begriff ohne Realität, die Bretter, mit denen nordwärts die Welt verschlagen erschien, die aber nur in dieser ihrer Wirkung, nicht an

---

[1] Histor. lib. XXI, 8 seq.
[2] „Saltus invius atque impeditus.“

sich Interesse hatten. An ihrem Fuß hörte die stolze Respublica auf. Ein Weitervordringen galt von vornherein als unmöglich. Daher verdienten sie auch selbst und das Gebiet hinter ihnen keine Beachtung. Die sichere Zuversicht, mit welcher die Römer das Gerücht von dem Plane des karthagischen Erzfeindes vor seiner Durchführung wie von einem wahnwitzigen Unterfangen hinnahmen, ihre felsenfeste Ueberzeugung, „daß eine solche Idee gar nicht ernst gemeint sein könne, oder daß sie doch, wenn dies der Fall sei, ihrem Urheber sicheres Verderben bringen werde," ebenso wie ihre grenzenlose Bestürzung nach dem wirklich durchgesetzten Uebergang sind unwiderlegliche Beweise für jene unsere Behauptungen.[1]

Auch die Anschauungen, die bezüglich einer Ueberschreitung der Alpenmauer unter den Spaniern herrschten[2], sowie das fast komische Entsetzen, das schon der bloße Anblick der Schneeberge und der gesammten alpinen Szenerie, der „ursprünglichen" Hütten zwischen den Felsen, der halbwilden Bergmenschen u. dergl. den unerschrockenen Kriegern des Hannibal einflößte[3], dürften beweisen, mit was für Augen damals wenigstens nichtceltische Menschenkinder die mächtige Wirbelsäule unseres Continents betrachteten.

Durch die That des karthagischen Heerführers erlitten alle diese Verhältnisse eine vollständige Umwandlung. Die Culturwelt erkannte, daß die Alpenketten nicht nur für wilde Barbarenhorden, sondern auch für sie selbst überwindbar sei, Rom sah ein, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnten, die transalpine Welt that sich den Herren vom Tiberstrande auf, die Alpen wurden

---

[1] Vgl. Polybius, ἱστορίων Γ, 61, 10.

[2] Livius, lib. XXI, 23, 4: „inexsuperabilis Alpium transitus".

[3] „Ex propinquo visa montium altitudo nivesque caelo prope immixtae, tecta informia imposita rupibus, pecora jumentaque torrida frigore, homines intonsi et inculti, animalia inanimaque omnia rigentia gelu, cetera visu quam dictu foediora". Vgl. auch Hannibals Rede an seine Soldaten cap. 30.

aus einer Scheidewand zu einer Brücke, auf der die Nachkommen des Romulus zur Weltherrschaft fortschritten, zu einer Brücke, die ob dieser großen Bedeutung auch geschätzt, gehütet, gepflegt, erforscht sowie wegbar gemacht und erhalten werden mußte.[1] So wurde denn Hannibal, wenngleich ohne es zu wollen, zum Vermittler der transalpinen Herrschaft Roms und seine That zum Anfang der alpinen Kunde und Forschung überhaupt. So oft und auf verschiedenen Wegen auch später römische Feldherrn die Alpen überschritten, sie sind doch alle, von Marius und Cäsar bis zu Kaiser Valens, nur in die Fußtapfen des genialen Karthagers getreten.

Mit diesem allerdings großartigen Verdienst ist aber auch die Bedeutung der That Hannibals bereits erschöpft. Im Einzelnen, für die Detailkenntniß des so wichtigen Hochgebirges, für die alpine Togopraphie, hatte sie, direkt wenigstens, so gut wie keinen Nutzen. Es lag dies an den Verhältnissen, dem Dunkel, in das die Alpen damals überhaupt noch gehüllt waren, vor Allem jedoch an dem Umstande, daß ja die Karthager als Feinde in's Land kamen, mithin eine direkte Mittheilung, wie solche nachgewiesenermaßen durch Kriegsgefangene allerdings stattfand[2], mindestens doch sehr erschwert war. Wie man sie sich aber auch erklären mag, die bedauerliche Thatsache, daß der kühne Zug die Kenntniß der Alpen vorläufig wenig förderte, steht fest und wird durch nichts besser bewiesen, als durch den Umstand, daß sich gleich von Anfang an ein schier undurchdringliches Dunkel gerade über die topographische Seite der kühnen Expedition legte.

Schon die ältesten Schriftsteller, die über den epochemachenden Heereszug schrieben — und es sind ihrer, ein Beweis für das

---

[1] Mommsen, a. a. O. I, S. 641.

[2] So befand sich z. B. L. Cincius Alimentus als Gefangener bei Hannibal und benützte die Gelegenheit, um über den denkwürdigen Zug authentische Nachrichten einzuziehen, vgl. Livius, l. l. cap. 38, 3.

große Interesse, das man der Sache entgegen brachte, nicht wenige — sind in jener Beziehung unter einander uneins, wie Livius ausdrücklich betont.[1] Viel verbreitet war die Ansicht, daß der große St. Bernhard die Uebergangsstelle gewesen sei.[2] Doch stützte sich dieselbe auf keinerlei reale Unterlagen, sondern war vielmehr eine constructio a posteriori in scholastisch-gekünstelter Manier. Bekanntlich lautete der alte Name jenes Joches „mons Penninus", eine Bezeichnung, die man wohl als vorrömischen, d. h. jedenfalls celtischen Ursprungs ansehen muß.[3] Die Römer nun, die in Unkenntniß dieses Umstandes die richtige Etymologie nicht fanden, benützten die Gelegenheit und brachten das mysteriöse „Penninus" mit Poenus zusammen, so daß der St. Bernhard „Berg der Karthager" geheißen haben würde.[4] Dieser Irrthum erhielt sich lange und hatte wiederum zur Folge, daß die Anwohner jenes Joches dort, ähnlich wie auf dem kleinen Bernhard, einen „Cirkus des Hannibal" zeigten, wo der General Kriegsrath mit seinen Stabsoffizieren gehalten haben sollte.[5] Es bedarf aber kaum der Erwähnung, daß, selbst von den gänzlich mangelnden Quellenbelegen abgesehen, doch diese Richtung des karthagischen Zuges durchaus unwahrscheinlich ist, schon wegen des ungeheuren Umweges, der dadurch bedingt worden wäre. Auch wurde jener Paß erst von Kaiser Augustus ab Heerstraße.[6]

---

[1] L. l. c. 58, 1 seq. Vgl. namentlich §. 6: „id cum inter omnes constet, eo magis miror ambigi, quanam Alpes transierit" etc.

[2] Ibid. — Auch Pompejus theilte diese Ansicht, wenn er in einem Briefe an den Senat sagt, daß er mit seinem Zug über den Genèvre einen bequemeren Weg als Hannibal eröffnet habe, Sallust., hist. Fragm. III, 11: „per eas (Alpes) iter aliud atque Hannibal, nobis opportunius, patefeci".

[3] Zum Beweise denke man an die Penninen-Kette (gälisch) in England, deren Benennung übrigens in ähnlich verdrehter Weise früher von den in Britannien Zinn holenden Phöniziern hergeleitet wurde, ferner an Ben Nevis, Apennin u. s. w.

[4] Livius l. l.

[5] Meyer, Schweiz S. 726.

[6] Ebenda S. 766.

Daneben sprach man im Alterthum noch vom kleinen St. Bernhard [1] und vom Mont Genèvre. [2]

Ebenso aber wie schon unter den Zeitgenossen herrschte auch späterhin betreffs der wichtigen Angelegenheit die größte Unsicherheit und trotz der gelehrtesten Abhandlungen, die bereits ganze Bände füllen könnten [3], und wiederholter Untersuchungen an Ort und Stelle [4] sind die Meinungen darüber noch in unseren Tagen getheilt.

Natürlich kann es hier, wo es uns nur darauf ankam, die allgemeine Bedeutung der That Hannibals für die Gebirgskunde klarzulegen, nicht unsere Aufgabe sein, jenem mit einem großen historischen und philologischen Apparate geführten Kampfe in seinen einzelnen Entwicklungsphasen weiter nachzugehen. Doch darf an dieser Stelle wenigstens ein Ueberblick über den Stand der ganzen Sache nicht fehlen, zumal wir glauben, durch Beibringung einiger bis jetzt noch nicht beachteter Momente die große Streitfrage wenigstens einer halbwegs befriedigenden Lösung um einen Schritt weiter führen zu können.

Zunächst ist zu beachten, daß viel bereits von der Stellung zu den Quellen abhängt. Dieselben sind, wie schon erwähnt, ziemlich zahlreich [5], doch kommen von ihnen vorzugsweise zwei in Betracht, Polybius und Livius. Der Erstere scheint der gewich-

---

[1] Wenigstens kann nur dieser unter dem noch nicht genügend aufgeklärten „Cremonis jugum“ bei Liv. l. l. gemeint sein. Der Hinweis auf den Grammont, den bekannten Aussichtsberg bei Courmajeur, will nichts bedeuten, da dieser moderne, wohl aus grand mont entstandene Name auch anderwärts vorkommt. Vgl. Liv. edid. Weißenborn-Müller, lib. IV, 1. Heft S. 91, Anm. 7. —

[2] Liv. l. l.

[3] Die ältere Literatur ist ziemlich vollständig angegeben bei Uckert, Geogr. der Griech. u. Römer II, 2, S. 559—606.

[4] Solche stellten beispielsweise Melville, de Luc und namentlich die Engländer Wickham und Cramer an.

[5] Es sind besonders Appian., Zon., Cornel. Nep., Ammian. Marc., Silius Italic. und die beiden obengenannten Hauptautoren.

tigere Gewährsmann, weil er kaum fünfzig Jahre nach Hannibal lebte, also fast ein Zeitgenosse zu nennen ist, dazu aber auch, seiner eigenen Angabe zufolge, Studien an Ort und Stelle machte.[1] Allein seine Zuverlässigkeit erscheint aus verschiedenen Gründen zweifelhaft[2] und seine Lokaluntersuchungen müssen als eine leere Aufschneiderei bezeichnet werden, da gerade seine topographischen Angaben das Flüchtigste und Vageste in seiner ganzen Darstellung sind, auch wenn die behauptete Reise bei den damaligen Verhältnissen, namentlich bei der wilden Natur der Bergvölker, nicht schon an sich höchst unwahrscheinlich erscheinen müßte. Vielleicht ist er nur nach Oberitalien vorgedrungen und hat dort seine Recherchen angestellt.

In ganz anderem Lichte erscheint Livius, der zwar 100 Jahre nach Polybius und ca. 150 Jahre nach Hannibal lebte, der aber aus Oberitalien stammte und dort erzogen war in einer Zeit, wo die von Cäsar und Pompejus geöffneten Alpenwege bereits von Tausenden benützt wurden, und der — was die Hauptsache ist — ohne Zweifel ein kritischer Geist, ein wahrer Historiker genannt werden muß. Wo also beide Hauptquellen, wie es der Fall zu sein scheint, differiren, da werden wir dem letztgenannten Autor den Vorzug zu geben haben.

Livius nun aber berichtet[3] in der Hauptsache über den Alpenübergang des Puniers topographisch bestimmt. Nach ihm zog Hannibal, nachdem er den Rhone in seinem Unterlaufe überschritten, auf dessen linkem Ufer aufwärts bis an die Einmündung der Isère und von dort in das Thal der Durance (Druentia), um von da aus über das „Alpenjoch" in das Flußgebiet des Po

---

[1] L. l. III, 48, 12: „τοὺς δὲ τόπους κατωπτευκέναι καὶ τῇ διὰ τῶν Ἄλπεων αὐτοὶ κεχρῆσθαι πορείᾳ γνώσεως ἕνεκα καὶ θέας".

[2] Vgl. hierüber die treffliche, wie es scheint, s. Z. zu wenig beachtete Abhandlung von Rauchenstein, „der Zug Hannibals über die Alpen", im Programm der Aargauischen Kantonsschule.

[3] Lib. XXI, 31—38.

(campos Circumpadanos) hinabzusteigen. Sonach ist es klar, daß nach des Livius Darstellung nur der Col de Genèvre von Hannibal benutzt worden sein kann.

Es liegt aber auch kein Grund vor, diese Angabe nicht als historische Wahrheit zu nehmen. Denn der Mont Genèvre ist unzweifelhaft wie einer der bequemsten und durch alle späteren Jahrhunderte bis auf die Neuzeit frequentirtesten so auch einer der ältesten Alpenpässe, der bereits von den Kelten unter Bellovesus benützt worden war.[1]

Außerdem legten nun noch verschiedene Umstände, auf die wir mehr, als es bisher geschehen, die Aufmerksamkeit lenken möchten, die Wahl gerade dieses Passes dem Hannibal nahe. Es ist bekannt, daß zu dem Letzteren schon, als er nach Frankreich eingetreten war, Gesandte der keltischen Boier aus Oberitalien kamen.[2] Dieselben werden selbstverständlich zur Reise dahin den nächsten Weg gewählt haben, und das war eben der Uebergang mittelst des Genèvre-Joches in das direkt an den unteren Rhone führende Durance-Thal. Eine scheinbar unbedeutende Bemerkung bei Livius[3], daß nämlich diese Oberitaliener, „die in Sprache und Sitten nicht sehr verschieden waren", auf dem Rückweg mit den Bewohnern des Durance-Thales anknüpfen, macht dies auch sehr wahrscheinlich.

Eine solche Wegrichtung der keltischen Abgesandten aber mußte für den Zug Hannibals um deßwillen maßgebend sein, als er nach des Livius[4] wie des Polybius[5] Zeugniß sich ihrer als Führer bediente. War jener Weg doch auch der allernächst liegende und ohne Zweifel überschritt Hannibal den Rhone bei Avignon, weil er damit eben gerade in das Thal der Durance hineinlief. Frei-

---

[1] Ibid. V, 34 ff.
[2] Ibid. 29, 6.
[3] Cap. 32, 10.
[4] Ibid. 29, 6. l. l. III, 48, 15.
[5] L. l. 47, 1 seq.

lich benützte er, drüben angekommen, diesen bequemen Naturweg in's Herz der Alpen nicht, jedenfalls aber nur, weil unterdeß ein römisches Heer sich gegen ihn aufgemacht und eine Verfolgung und Einholung durch dasselbe bei einem direkten Zug durch jene Thalmulde leicht möglich schien. Das untere Durance-Thal lag dem Feinde zu nahe, daher umging er es und gelangte auf Umwegen gleich in das obere Thal jenes Stromes.

Auf diese Weise allein gewinnt die höchst bemerkenswerthe, auch bei Polybius[1] zu findende Notiz, daß er nach dem Uebergang über den Rhone „stromaufwärts in das Innere Galliens marschirte, nicht weil dies der geradeste Weg nach den Alpen war[2], sondern weil er glaubte, je weiter er sich vom Meere entferne, desto weniger würde er den Römern begegnen", Sinn und Verstand.

Jedenfalls waren auch hier die erfahrenen Boier die Rathgeber. Sie werden gewußt haben, wie man die untere Durance durch Benützung des Drac umgehen könne, da die Kelten, wenn sie nach dem Uebergang über den Genèvre nicht in's südliche, sondern in das mittlere Gallien wollten, zweifellos längst schon diesen Seitenweg kannten.

Es fragt sich nun, warum, wo die Sache so einfach zu liegen scheint, wo ein so glaubwürdiges und an Wahrscheinlichkeit reiches Zeugniß zur Hand ist, der alte Streit noch immer anhält[3] und

---

[1] Ibid.

[2] Liv. l. l. c. 31, 1 ff.: „non quia rectior ad Alpes via esset". Die via rectissima wäre eben das untere Durance-Thal gewesen. Vielleicht hatten über Alles dies auch jene Boten schon Erkundigungen eingezogen, die er nach Liv. XXI, 23, 1 zur Recognoscirung („qui Alpium transitus specularentur") bereits von Spanien aus vorausgesandt hatte. —

[3] Für den Genèvre haben sich vor Allem Herzog in den Excursen zu Caesars bellum gallic., Letronne (gegen de Luc) im Journal des Savans, 1819, I und — der gewichtigste Zeuge — Rauchenstein a. a. O. ausgesprochen, Letzterer allerdings mit einem viel größeren Kraftaufwand und auf weniger

neuerdings die Mehrzahl der Gelehrten sich sogar für einen anderen Paß, den kleinen St. Bernhard, zu entscheiden geneigt scheint.

Der Grund ist allein in dem Umstand zu finden, daß man sich bei der Beurtheilung der Angelegenheit mehr an Polybius als an Livius zu halten beliebt. Wäre dies aber auch vom kritischen Gesichtspunkte aus berechtigt, so ist doch zu beachten, daß der Erstere im Grunde von dem Letzteren gar nicht abweicht. Der Bericht des Polybius ist unverkennbar sehr allgemein und topographisch unbestimmt gehalten; er paßt mehr oder minder auf jeden Alpenpaß. Namentlich läßt sich der von ihm erwähnte „weiße Stein"[1], in welchem man eine noch jetzt so benannte Lokalität („roche blanche“) erkennen will, in nackten Kalk- oder Gypsfelsen auch anderwärts nachweisen.[2]

Ueberhaupt wird man den Beweis nicht mit derartigen aus der Gesammtdarstellung herausgegriffenen Einzelheiten führen dürfen. Bei der früher erwähnten Sachlage — der zu jener Zeit noch herrschenden Unkenntniß des Alpengebiets und namentlich dem erschwerten Gedankenaustausche zwischen Karthagern und Römern — konnten die Details der Ueberlieferung keinen großen Werth haben. Es gilt dies natürlich auch für den Bericht des Livius, in welchem selbst bei unserer obigen Entscheidung gewiß noch manche nicht zu beseitigende Schwierigkeiten verbleiben werden. Mit Recht wird neuerdings namentlich auch betont, daß dem von

---

einfachem Wege, als es uns oben möglich war. Einer seiner schwerwiegendsten Gründe ist der, daß weder Polybius noch Livius einen Isère-Uebergang erwähnt, der kaum weniger schwierig gewesen sein würde, als die Ueberschreitung des Rhone u. s. w.

[1] L. l. III, 53, 5: λευκόπετρον ὀχυρόν . . .

[2] So giebt es einen weißen Gypsfelsen im Mont-Cenisthale, den die Anwohner rocher blanc nennen, vgl. Laranza, histoire critique du passage des Alpes par Annibal, Paris 1826. Desgl. am Genèvre, siehe Weißenborn-Müller, a. a. O. S. 81, A. 6. Ebenso besagt der „cirque d' Annibal“ auf dem kl. Bernhard nichts, da am Genèvre eine ähnliche Reminiscenz „passage du Hannibal“ (ebenda S. 87, Anm. 2), existirt (ähnlich wie in den Ostpyrenäen).

beiden Autoren berichteten Faktum, daß Hannibal seinen ermüdeten und verzagten Soldaten von der Höhe des Passes aus die sonnigen Gefilde der italienischen Tieflande gezeigt, für die Bestimmung des Ueberganges eine Bedeutung nicht beizulegen sei, da wir es hier vielleicht nur mit einer dichterischen Ausschmückung zu thun haben.[1]

Statt das Einzelne zu pressen, wird es richtig sein, sich hier nur an das Ganze zu halten. Wenn man aber das thut, wird man nicht, wie Kiepert[2], der den kl. Bernhard einfach „den von Hannibal benützten Weg" nennt, oder gar wie Mommsen[3], der bereits ein in allen topographischen Details ausgearbeitetes Itinerar bringt, die Sache als zu Gunsten dieses Passes entschieden ansehen, so gewiß derselbe gleichfalls einen alten keltischen Uebergangsweg darstellt, sondern wird auf alle Fälle mehr dem Genèvre zuneigen, ohne doch dabei zu verkennen, daß eine endgiltige Entscheidung nach Lage der Sache überhaupt niemals erreicht werden wird.[4]

So wenig übrigens die uns berichteten Einzelheiten aus dem großen Zuge für die topographische Fixirung der Route Werth haben, so sind sie doch gleichwohl für die Geschichte der Gebirgserforschung nicht bedeutungslos. Namentlich ergiebt die Darstellung des Livius, der, mehr als der fast nur das Militärische im Auge habende Polybius, das Geographische zur Geltung kommen läßt,

---

[1] Weißenborn-Müller S. 83, 8. Es wird dort darauf hingewiesen, wie auch Petronius 122, 153 von der Alpis Graja das Heer des Cäsar die italischen Gefilde überschauen läßt.

[2] A. a. O. 372.

[3] Röm. Gesch. Bd. I, S. 555. 2. Ausg.

[4] Zu welchen Unwahrscheinlichkeiten ja Thorheiten eine pedantische Betonung der Einzelheiten führen kann, beweist der Umstand, daß man nicht allein den M. Cenis, der indeß in alter Zeit noch nicht gangbar war, sondern — der Aussicht in's Po-Thal wegen — selbst die hohen und schwierigen Päße am Monte Viso (so Lipsius, St. Simon und Zeerleder) und endlich sogar die Grimsel (als Cremonis jugum, Pauly in der Real-Encyclopädie) aufstellen konnte.

übrigens auch in allen Hauptsachen mit Diesem übereinstimmt, ein interessantes Bild.

Zunächst ist es schon bemerkenswerth, daß Hannibal vor dem Uebergang von den Allobrogen, denen er einen Liebesdienst erwiesen, „mit Mundvorrath und allem Möglichen, besonders aber mit Kleidern reichlich versehen wird, für welche die wegen der Kälte berüchtigten Alpen Vorsorge zu treffen nöthigten."[1] Höchst anziehend und zutreffend erscheint sodann die Schilderung, die wir von der Durance, bekanntlich einem echten Alpenstrome, erhalten.[2] „Obschon er eine große Wassermasse führt, trägt er doch keine Schiffe, weil er, in kein Flußbett eingeengt, in mehreren und nicht immer denselben Rinnsalen fließend, stets neue Untiefen und neue Strudel bildet. Eben deßwegen bietet sich selbst für einen Fußgänger kein sicherer Pfad. Zudem bewirken die Felsstücke und die Kiesel, die der Strom fortwälzt, daß der, welcher in den Fluß geht, nirgends sicheren Stand hat."

Des ungeheuren Eindrucks, den späterhin die zum Vorschein kommende Centralkette der Alpen auf die Armee machte, haben wir bereits Erwähnung gethan. Als man dann näher kam, fand man die Höhen über den zu passirenden Defiléen von Kelten besetzt. Dieselben thaten ihren Wachdienst in völlig geregelter Weise, sie hielten sich über Tags in befestigten Positionen (stationes, arces), die sie nur des Nachts verließen, um sich in ihre nahen Privatwohnungen zurückzuziehen. Von da pflegten sie am Morgen auf ein Signal hin wieder ihre Posten zu beziehen. Dieser zeitweiligen Unterbrechung der Alpensperre verdankte es Hannibal, daß er überhaupt durch die schlimme Passage hindurch gelangte. Doch geschah dies nicht ohne schwere Bedrängniß. Denn als die Gallier bei Tagesanbruch zu ihrer Ueberraschung das Heer vorgerückt sahen, rennen sie, „an das Unwegsame und Unzugängliche

[1] Liv., l. l. XXI, 31, 8.
[2] Ibid. 9 seq.

gewöhnt", von den Felsen herunter. Natürlich entstand nun ein heilloses Kampfgewühl. „Am meisten gefährdeten die Rosse den Zug, da sie, durch das verworrene Geschrei, welches die Wälder und der Wiederhall in den Thälern noch vermehrten, geschreckt, in unruhige Bewegung geriethen und, etwa von einem Steine getroffen oder verwundet, so scheu wurden, daß sie eine große Zerstörung unter den Menschen wie unter den verschiedenen Arten von Gepäck anrichteten." Viele Saumthiere sammt ihren Lasten und ihren Treibern, ja selbst Soldaten wurden in die Abgründe gedrängt, die „in unermeßlicher Tiefe" zu beiden Seiten des Pfades gähnten.

Nachdem dieser erste Anstoß glücklich überwunden war, erstürmte Hannibal die Bergveste, die das Centrum jenes Bezirks bildete [1] sammt den umliegenden Weilern und erfreute sich sodann einiger ruhigerer Marschtage. Aber seine wahren Leiden sollten erst noch kommen. Der demnächst angetroffene sehr zahlreiche Volksstamm trat nämlich den Karthagern sehr freundlich entgegen, offerirte ihnen Führer, Proviant und zur Beglaubigung aller gegebener Versprechungen selbst Geißeln, doch nur, um dann mit um so größerem Erfolge über die sicher gemachten Fremdlinge herzufallen. Indeß Hannibal, bekanntlich selbst ein Meister in allerlei List, war nicht so leicht zu bethören. Er kehrte mit gutem Bedacht die Zugsordnung für den Weitermarsch um, indem er die Elephanten und die Reiterei vorangehen ließ und selbst mit dem Kern des Fußvolkes unter steter sorgfältiger Ueberwachung der nächsten Umgebung folgte.

„Als man zu einem engen Wege gekommen war, über welchem sich auf der einen Seite eine hohe Bergwand erhob, da brachen die Barbaren von allen Seiten aus dem Hinterhalte hervor und griffen von vorne, im Rücken, aus der Nähe wie aus der Ferne

---

[1] Die Bernhardiner verstehen darunter das heutige Chambéry, die Genèvrianer das auf einer steilen Höhe gelegene Eburodunum (Embrun).

an, indem sie zugleich ungeheure Felsstücke auf den Zug herabwälzten. Besonders drängte die Menschenmasse von hinten. Gegen diese rückte in Schlachtordnung das Fußvolk, und ließ es nicht zweifelhaft, daß, wenn nicht der Nachzug gesichert gewesen wäre, man in diesem Gebirge eine große Niederlage würde erlitten haben. Auch so kam es zur äußersten Gefahr, und beinahe ereilte sie das Verderben. Denn während Hannibal zögert, mit dem Zuge in die Engpässe [1] hinabzusteigen, weil er nicht, wie er selber die Reiterei deckte, so für das Fußvolk irgend eine Unterstützung im Rücken gelassen hatte, so rannten die Bergbewohner quer über den Weg, durchbrachen den Zug in der Mitte, und besetzten die Straße, so daß Hannibal eine Nacht ohne Reiterei und ohne Gepäck zubringen mußte."

Nachdem am nächsten Tage die Verbindung zwischen den beiden getrennten Heeressäulen wiederhergestellt war, wurde der Weg unter steter weiterer Bedrängung durch die Bergbewohner fortgesetzt. Doch ließ dieselbe allmählich, je höher man aufstieg, an Intensität nach, wozu die Elephanten ihr gut Theil beitrugen. Denn „der Feind, des Anblicks ungewohnt, fürchtete sich, näher hinzugehen." Freilich hielt dafür der Transport der ungeschlachten Thiere „auf den schmalen und abschüssigen Wegen" auch wieder nicht wenig auf.

So kam es, daß man erst am neunten Tage [2] auf die Höhe des Gebirges gelangte, „meistens durch unwegsame Gegenden und Irrwege, welche entweder der Betrug der Wegweiser oder, wenn man diesen nicht getraut hatte, das leichtsinnige Eindringen in die Thäler von Solchen, die den Weg suchten, verursacht hatten."

---

[1] Nach Weißenborn-Müller, a. a. O. S. 81 Anm. 6 führt der Weg zum Mont Genèvre zwischen Briançon und dem Passe etwa eine Stunde lang durch ein enges Felsenthal, welches hier gemeint sein könnte.

[2] Die Zeitangabe stimmt mit der des Polybius, a. a. O. 3, 53, 9.

Hannibal rastete jetzt zwei Tage[1], so daß sich auch einige Saumthiere, die unterwegs zu Fall gekommen waren, wieder herzufinden konnten. Trotzdem nahm die Entmuthigung der Soldaten eher zu als ab, wozu der für die Söhne des heißen Afrika's so ungewohnte Schnee, der in dieser Höhe bei der bereits weit vorgerückten Jahreszeit[2] reichlich fiel, das Seine beitrug. Damals soll es geschehen sein, daß Hannibal, um den Verdrossenen neue Freudigkeit einzuhauchen, von einer Anhöhe am Wege aus ihnen die lachenden Gefilde Italiens zeigte, mit der Bemerkung, daß sie im selben Augenblicke nicht allein die Mauern Italiens sondern auch Roms überstiegen. Alles Uebrige werde leicht sich abwickeln.

Indeß schon betreffs des Abstiegs sollte er sich in dieser Hoffnung getäuscht haben. Derselbe zeigte sich bald als erheblich schwieriger denn der noch verhältnißmäßig gut überwundene Aufstieg. „Fast alle Wege waren abschüssig, schmal, schlüpfrig, daß die Leute sich weder vor dem Fallen bewahren, noch, wenn sie nur ein wenig gewankt hatten, auf ihren Füßen feststehen konnten, und daß Einer über den Anderen und die Saumthiere auf die Menschen stürzten."

„Später kam man zu einem viel schmaleren Felsen mit so gerade aufsteigenden Wänden, daß mit Mühe ein Soldat, ohne Gepäck herumtappend und mit den Händen sich an dem ringsum hervorragenden Gestrüpp und Baumstämmen haltend, sich herunter lassen konnte. Die schon vorher abschüssige Stelle war durch einen frischen Erdrutsch jäh und schroff geworden, bis zu einer

---

[1] An Platz dazu fehlte es weder auf dem kleinen St. Bernhard noch auf dem Mont Genèvre, da auf beiden sich eine ziemlich weite Ebene findet; auf der des letztgenannten wird noch Hafer und Roggen gebaut, auch mangelt es dort nicht an Holz, wie auf der des erstgenannten Joches. Vgl. Weißenborn-Müller, a. a. O. S. 82, Anm. 5.

[2] Auch in der Zeitangabe sind beide Quellen wenig genau: „gegen den Untergang der Pleiaden". Man entscheidet sich neuerdings für September, ebenda S. 83, A. 6.

Tiefe von etwa 1000 Fuß.[1] Da an dieser Stelle, wo der Weg, so zu sagen, aufhörte, die Reiter Halt machten, so erfährt Hannibal, der sich wundert, warum der Zug sich nicht weiter bewege, daß der Fels ungangbar sei. Darauf ging er selber, die Stelle zu besichtigen." Er mußte erkennen, daß er eine Umgehung, die allerdings weite und zwar durch pfadlose und vorher noch nie betretene Gebirgspartien führende Umwege erforderte, vorzunehmen habe.

Der in Folge dessen angetretene Marsch bot indeß gleichfalls Schwierigkeiten, die nicht zu überwinden waren. Auf alten, noch nicht abgeschmolzenen Schnee hatte sich nämlich Neuschnee von mäßiger Höhe gelegt.[2] In dieser Weise hatten die Mannschaften in der weichen und nicht sehr tiefen Masse von vornherein allerdings einen sicheren Tritt. Als aber unter den Füßen so vieler Menschen und Saumthiere die obere Schneelage geschmolzen war, mußte man über das bloße Eis und das darüberfließende Schmelzwasser gehen. „Das war ein gräßliches Kämpfen und Ringen auf dem schlüpfrigen Eise, wo man keinen festen Tritt hatte und zumal bei der abschüssigen Beschaffenheit des Terrains der Fuß derartig ausglitt, daß wenn die Leute gestürzt waren und sich dann wenigstens auf allen Vieren halten wollten, selbst diese Stützen versagten und sie von Neuem zu Falle kamen; leider waren jetzt

---

[1] Auch bei Polybius (3, 54, 7) finden wir diesen unwillkommenen Bergrutsch, der eins der hervorragendsten Momente in dem ganzen Uebergange bildet, nur ist dort nicht der ganze Weg abgebrochen, sondern nur an der Seite des schmalen Pfades die Erde auf eine Länge von 937 röm. Fuß abgestürzt (τρία ἡμιστάδια), wodurch die Passage für eine Armee allerdings auch ungangbar wurde.

[2] Mommsen denkt an eine Stelle, auf welche von den steil darüber hängenden Felsen des Cramont beständig Lawinen hinabstürzen und wo in kalten Sommern der Schnee das ganze Jahr liegt (a. a. O. I, 559). Mit mehr Wahrscheinlichkeit räth Weißenborn-Müller, a. a. O. S. 85 A. 5, auf einen Gletscher, „denn daß Hannibal bis in die Schneeregion gekommen sei, soll schwerlich in den Worten liegen". Es wäre dies dann die erste auf uns gekommene Gletscherreise.

auch weder Baumstämme noch Wurzeln da, an denen Einer sich mit Hand oder Fuß hätte festhalten können. So wälzte sich denn die Menge auf der glatten Eisfläche und in dem geschmolzenen Schnee. Die Lastthiere machten überdies manchmal, auch wo sie auf der untersten Schneelage gingen, noch Einschnitte oder sie durchbrachen gar, wenn sie stürzten und bei dem Versuche, sich wieder aufzuraffen, mit den Hufen heftiger um sich schlugen, die Eisdecke völlig, so daß die meisten wie in Fußeisen gefangen in dem gehärteten und bis tief hinein gefrorenen Eise stecken blieben."[1]

Hannibal sah bald die Unmöglichkeit, unter solchen Verhältnissen vorwärts zu kommen, ein und ließ darum zunächst ein Lager schlagen, was jedoch auch Mühe genug machte, da man zuerst enorme Schneemassen zu entfernen hatte. Hierauf ging es an die Herstellung des Weges. Der Fels mußte gesprengt werden. Es wurden dazu ringsum ungeheure Baumstämme gefällt, Aeste und Zweige abgehauen und ein großer Scheiterhaufen errichtet. Derselbe wird dann, da sich unterdeß, sehr passend, um das Feuer anzufachen, ein starker Wind erhoben hatte, in Brand gesteckt und zuletzt die Auflösung des glühenden Gesteins durch übergegossenen Essig bewirkt. Unter Anwendung des Eisens wird der in dieser Weise mürbe gemachte Fels darauf gangbar gemacht; außerdem begegnet man seinem schroffen Abfall noch durch Anlage von mäßigen Krümmungen, so daß nicht nur die Saumthiere sondern auch die Elephanten hinübergeführt werden konnten.[2] Ungefähr

---

[1] Auch Polybius schildert die interessante Katastrophe (3, 55, 1), und zwar fast mit denselben Worten. Den Karthagern mochten die durchlebten Schrecknisse wohl auch lebhaft genug sich eingeprägt haben, so daß wir es hier sicher nicht mit Ausschmückungen der Reproduzenten zu thun haben.

[2] App. Hann. 4: „ὁδὸν ποιῶν, ἣ καὶ νῦν καλεῖται δίοδος Ἀννίβου", und noch im 16. Jahrh. wurde ein in den Felsen gehauener Weg am Mont Genèvre „der Weg Hannibals" genannt. Weißenborn-Müller, a. a. O. XXI, 37, 3.

vier Tage hatte man zur Bewältigung des Felsens gebraucht und das Vieh wäre beinahe vor Hunger gestorben."[1]

Indeß waren nunmehr auch die schlimmsten Leiden vorüber. Wenig tiefer gelangte das Heer zu sonnigen Hügeln und in wasserdurchrauschte Thalgründe, wo man die Saumthiere auf die Weide führen konnte, während die durch den Straßenbau vollends erschöpften Krieger ausruhen durften. „Darauf stieg man in drei Tagen in die Ebene hinab, wo die Landschaft und die Sinnesart der Einwohner milder waren."

So war denn der denkwürdige Uebergang bewerkstelligt, freilich mit nicht geringen Opfern. Sollten sich doch dieselben nach dem Bericht des schon erwähnten, in der Gefangenschaft Hannibals gewesenen L. Cincius Alimentus auf nicht weniger als 36000 Mann Soldaten und noch vielmehr Lastthiere belaufen.[2]

2. Apennin und Pyrenäen im punischen Kriege. Die Alpenreise des Polybius.

Selbstverständlich werden durch die alpine Leistung des Hannibal die beiden anderen von ihm ausgeführten Uebergänge weit in den Schatten gestellt, da es hier sich im Allgemeinen um Ueber-

---

[1] Die Episode vom Straßenbau hat auch Polybius, doch fehlt die Sprengung. Dies berechtigt aber deshalb keinesfalls zu der Ansicht, daß die berichtete Manipulation „eins von den Märchen sei, welche von einem verständigen Manne erzählen zu hören man bedauern müsse" (Niebuhr, Vorlesungen üb. Röm. Gesch. I, 221). Polybius berichtet nur eben über Alles, was nicht das Kriegshistorische angeht, kürzer. Dafür erwähnen Andere die fragliche Geschichte, so App., Juv., Amm. Marc. (der letztere verlegt das Ereigniß in den Aufstieg) u. A. vgl. auch Plin. 23, 57; 33, 71, 33, 96. In der That war auch das Verfahren eine alte, in Spanien von Eingeborenen und Puniern geübte Bergwerks-Sprengtechnik (s. Weißenborn-Müller, a. a. O. 86, A. 2), die auch noch in neuerer Zeit, wo Pulver fehlte, angewandt wurde (s. Ukert, Geogr. d. Griech. u. Röm. S. 602). Auf alle Fälle aber ist der aus so alter Zeit stammende Gebirgsstraßenbau-Bericht, namentlich auch was die Serpentinen betrifft, von hohem Interesse.

[2] Liv. l. l. XXI, 38, 5.

windung von Höhen handelte, die kaum so viel Fuß betragen als die dort in Frage kommenden Alpenpässe Meter. Dazu kommt, daß, was die Apenninen angeht, das Gebirge in der Hauptsache, d. h. was die Hauptübergangsstellen anbetrifft, damals bereits in römischem Besitz, also nicht mehr in dem Sinne, wie die Alpen, terra incognita war. Hatte doch der übrigens ja auch uralte Weg über den Furlo-Paß zwischen Spoletium und der Adriaküste schon vor Hannibals Erscheinen in Italien, im Jahre 220[1] einen regelrechten Ausbau als via militaris (via Flaminia) erfahren.

Trotzdem ist selbst die Ueberschreitung dieses Erhebungsgebietes durch den kühnen Karthager nicht ohne Bedeutung für unser Thema, und zwar schon deshalb, weil dieselbe durch besondere Umstände, einen so furchtbaren Sturm, „daß die Schrecken der Alpen fast noch überboten wurden"[2], gleichfalls zu einem schwierigen Unternehmen wurde. Der Wind trieb den Mannschaften den Regen mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß ihnen der Athem benommen und sie schließlich genöthigt wurden, der Richtung, woher der tolle Orkan raste, den Rücken zuzukehren und Halt zu machen. „Der Himmel brauste von mächtigem Getöse und unter dem furchtbarsten Krachen leuchteten Blitze, so daß Die, welche die Kälte bereits gelähmt hatte, auch noch halb blind und taub wurden." Da der Regen schließlich in wahren Strömen niederging, beschloß man, an Ort und Stelle ein Lager aufzuschlagen. Dabei ergaben sich indeß nur neue Verlegenheiten. Nicht der geringste Gegenstand ließ sich irgendwo befestigen. Der tolle Wind zerzauste Alles und riß es mit sich fort. Da ferner der vom Sturm in die Lüfte verwehte Regen oben in den kalten Bergregionen gefroren war[3], so fiel schließlich eine so intensive

---

[1] Mommsen, a. a. O. I, 533 und Kiepert, a. a. O. 374.

[2] Liv. XXI, 58, 3.

[3] Die interessante orometeorolog. Bemerkung findet sich Liv. l. l. 58, 8: „et mox aqua levata vento cum super gelida montium juga concreta esset, tantum nivosae grandinis dejecit" etc.

Masse Hagel mit Schnee vermischt nieder, daß die Leute Alles stehen und liegen ließen und sich unter ihre Decken begruben. Unmittelbar darauf trat, um das Maß der Leiden voll zu machen, eine so grimmige Kälte ein, daß wenn Einer aus der am Boden liegenden Menge sich erheben wollte, er vor Erstarrung nicht dazu fähig war. Zwei Tage mußte man an dem nämlichen Orte wie belagert aushalten. Viele Menschen und viele Thiere, darunter auch sieben Elephanten, kamen um. Nach Livius hätte Hannibal sogar damals den Rückweg antreten müssen, um erst bei einem zweiten Versuche das halsstarrige Gebirge zu besiegen.[1] Doch ist dies aus verschiedenen Gründen wohl wenig wahrscheinlich[2] und das berichtete Abenteuer dürfte, wenn es überhaupt sich ereignet hat, gelegentlich des ersten und einzigen, auch wirklich geglückten Ueberganges stattgefunden haben.

Viel wichtiger aber als durch dieses noch dazu unsichere Beiwerk wird der Apenninenübergang des Puniers durch den Umstand, daß er nicht auf den gewöhnlicheren Routen im Osten oder im Centrum, die von den römischen Heeren gehütet wurden, sondern im unbekannteren Westen, „möglichst weit vom Feinde"[3] bewerkstelligt ward, während die eine der gegnerischen Armeen wenig später ebenfalls auf ungewöhnlicherem Wege im Osten, vielleicht über Pisaurum, Urbinum und Tifernum[4], den Gebirgswall überschreitet.

Da bald darauf Hannibal von Neuem über den Apennin, diesmal von Umbrien aus in der Richtung des Adriatischen Meeres, zieht, da er im weiteren Verlauf des denkwürdigen, langjährigen Krieges auch öfter noch den Gebirgsriegel kreuzt oder doch in seinem Bereich marschirt und schlägt — man denke an

---

[1] Vgl. lib. XXI, 59, 4 und XXII, 1, 1.
[2] Siehe Weißenborn-Müller, a. a. O. S. 139, A. 2.
[3] Mommsen, a. a. O. 570.
[4] Weißenborn-Müller, a. a. O. S. 152, A. 15.

seinen Zug aus Apulien über den Kamm nach Benevent und später zurück nach Apulien u. s. w. —, da endlich durch all' dies auch die Römer auf's Nachdrücklichste auf das Gebiet jenes ihres alten Grenzwalles hingelenkt wurden, so darf man wohl behaupten, daß mit Hannibal selbst eine eingehendere Kenntniß und taktische wie intellektuelle Beherrschung des Gebirgszuges der italienischen Halbinsel sich Bahn gebrochen hat. Vielleicht gab auch der so viel im Bereiche der Apenninen sich bewegende Hannibalische Krieg wenigstens mit den Anstoß zum Bau einer zweiten „Heerstraße" über jenes Gebirge, nämlich der Fortsetzung der von Rom in ziemlich direkt nördlicher Richtung nach Florenz führenden und zu Hannibals Zeit erst bis Arretium vollendeten via Cassia.[1] Mindestens fällt die Anlage jener zweiten, von Florenz nach Bologna führenden Apenninenstraße bereits in das Jahr 187 v. Chr.[2]

Eine noch ungleich höhere Bedeutung kommt dem Pyrenäen-Uebergange des großen Karthagers zu. Allerdings Abenteuer irgend welcher Art suchen wir hier vergebens. Die Quellen konstatiren einfach das Faktum ohne weitere Beigabe.[3] Wir würden nicht einmal wissen, welcher von den zahlreichen Pässen jenes Gebirges benützt wurde, wenn wir nicht aus den gesammten Umständen, unter denen der denkwürdige Zug vor sich ging, einen bestimmten Schluß ziehen könnten.[4] Darnach wurde der niedrige,

---

[1] Mommsen I, 645. Ebenda siehe auch die weiteren Maßnahmen, die die Römer zur Bewältigung des Apennin trafen. Vgl. auch unsere Ausführung hinten am Anfang des Kapitels über die Bezwingung der Alpen.

[2] Siehe die Karte bei Mommsen, a. a. O. I.

[3] Liv.: Pyrenaeum transgreditur, XXI, 24, 1. Vgl. Polyb. III, 40, 1.

[4] Hannibal stand im nordöstl. Spanien und hier gab es keinen so bequemen Uebergang wie den, der, jedenfalls seit undenklichen Zeiten schon benützt, später bei den Römern und noch bis zur Vollendung der östl. Küstenbahn über Banyuls sur Mer und durch Cap Cerbère (s. mein „Algerien", Leipz. 1881, S. 11 ff.) die Hauptverbindungsroute zwischen dem südöstlichen Frankreich und dem nordöstl. Spanien bildete.

bequeme, über den Ostflügel der ganzen Kette, die sogenannten Monts Albères (ca. 1200 m.) führende Col de Perthus (290 m.) benützt.[1] Weit wesentlicher als dergleichen Einzelheiten aber überhaupt sein können, ist der allgemeine Werth der That Hannibals.

Die Pyrenäen waren, wennschon ebenfalls in vorgeschichtlichen Zeiten bereits gekreuzt und, wie erwähnt, durch das Medium Massilia (Marseille) ohne Zweifel selbst in den Handelsverkehr der Römer einbezogen, doch direkt und so zu sagen offiziell noch nicht in den Gesichtskreis der damaligen Herren der Welt getreten. Rom hatte ja bekanntlich in der Zeit vor der feindseligen Berührung mit Karthago fast noch gar kein Interesse für die spanische Halbinsel. Erst als die Punier sich hier festsetzten, lernten sie ebenfalls das so wichtige Land besser schätzen. Sie schlossen, wie man weiß, um 226 v. Chr. mit den beiden griechischen Ansiedlungen auf der Ostküste, Sagunt und Emporiae (heute Ampurias im Golf de Rosas), ein Bündniß und machten es zugleich dem karthagischen Feldherrn Hasdrubal zur Pflicht, mit seinen Eroberungen nicht nordwärts über den Ebro hinauszugehen. Dabei hatten sie aber noch durchaus nicht etwa eine Sicherung des Pyrenäen-Walles im Auge[2], so günstig dafür auch die zweitgenannte Stadt lag. Sie dachten vielmehr noch gar nicht an die Möglichkeit, daß jenes Gebirge überschritten werden könne. Dasselbe schloß für sie in Spanien ebenso gut die Welt ab, wie es in Italien die Alpen vor Hannibal gethan hatten. Es gab in den Köpfen der alten Römer keinen Landweg von der westlichen Halbinsel des Mittelmeers nach der ihrigen, sondern nur den von ihnen damals sicher beherrschten Seeweg. Mit Rücksicht auf diesen,

---

[1] Dies bezeugt auch die Bemerkung bei Livius, daß Hannibal nach dem Uebergang bei Iliberri, dem heut. Elne, sich lagerte (l. l.), und die Notiz bei Pomp. Mela 2, 6, 89, daß bei Iuncaria, dem heutigen Junquera, an jenem Passe, die „scalae Hannibalis“ zu finden seien.

[2] Siehe Mommsen, a. a. O. I, 543.

auf eine etwa nöthig werdende Landung in Spanien, hatten sie mit jenen griechischen Städten gemeinsame Sache gemacht.

Dies wurde anders durch Hannibals Ueberschreitung der Pyrenäen. Jetzt verlor dies Gebirge in ihren Augen den Charakter einer absoluten Scheidemauer und entpuppte sich ihnen vielmehr als ein gefährliches Ausfallsthor, das man hüten müsse. Daher sehen wir, daß sie nunmehr, in ähnlicher Weise wie der umsichtige Hannibal, der dem Hanno seinerzeit die Hütung der Pyrenäenpässe anbefohlen[1], diese letzteren wahrzunehmen wissen. Im Jahre 218 schon, also bald nach Hannibals Ueberschreitung, was ohne Zweifel auf einen Causalnexus zwischen beiden Thatsachen deutet, sehen wir den Cnej. Scipio südlich von den Pyrenäen landen[2] und theils durch Milde theils mit dem Schwert die wilden Völkerschaften in den Vorbergen derart gewinnen, daß bald darauf die östlichen Pyrenäenpässe sich in römischer Hand befinden.[3]

Auf diese Weise war also das bis dahin so wenig bekannte und geachtete Gebirge mit einem Male in den Umkreis des Gebietes der Weltgeschichte getreten, um dortselbst nun auch durch das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch bis auf die Neuzeit eine Rolle zu spielen, wie sie dem Charakter des mächtigen Höhenzuges als des Mittelgliedes zwischen zwei wichtigen Theilen Europas entsprach. Wenn nun aber auch Hannibal es war, der zu Alledem im Grunde den Anstoß gegeben, so vermag gleichwohl das Verdienst, das er sich damit erworben, mit seiner Alpenthat sich nicht entfernt zu messen. Die Pyrenäen als eine seitwärts vom Centrum unseres Erdtheils gelegene Erhebung können ja eben in keiner Weise sich neben die durch das Herz des euro-

---

[1] Liv. XXI, 23, 2: „orae huic omni praefecit Hannonem, ut fauces, quae Hispanias Galliis jungunt, in potestate essent“.

[2] Liv., l. l. 60 seq.

[3] Mommsen, a. a. O. I, 582.

päischen Kontinents laufenden Alpen stellen. Darum ist und bleibt die Bewältigung der letzteren die eigentliche Hauptthat des karthagischen Feldmarschalls, wie denn auch die Folgen, die dieselbe nach sich zog, ganz außerordentliche waren.

Unter denselben würde Etwas eine besondere Bedeutung beanspruchen können, dessen wir schon oben bei der Besprechung des Hannibalzuges kurz Erwähnung gethan haben, nämlich die Alpenreise des Polybius. In der That, wenn der Alpenmarsch des unerschrockenen Karthagers keine anderen Konsequenzen nach sich gezogen hätte, als dies, so wäre es schon viel. Wir besäßen ja da die erste Reise, die ein Privatmann in das Gebirge und zwar um des Gebirges selbst willen, aus wissenschaftlichem, wenn auch nicht — wozu die Zeit noch nicht fähig war — aus naturwissenschaftlichem als vielmehr aus historisch-topographischem Interesse unternommen hätte. Allein es ist gleichfalls bereits angedeutet worden, daß aus einem doppelten Grunde die ganze Sache wenig glaubhaft erscheint.

Auf viel sichererem Boden stehen wir hinsichtlich der anregenden Wirkung, die Hannibals Marsch nach anderer Richtung hin, vor allem im Schoße des eigenen Volks, ja der eigenen Familie ausübte. Hasdrubal, an That- wenn auch nicht an Geisteskraft dem Bruder ebenbürtig, war es, der 207 v. Chr. das Wagstück Hannibals wiederholte und über die Alpen in Italien einbrach, wohl zu merken, schon unter ungleich geringeren Schwierigkeiten als sein großes Vorbild. Denn „die Gallier, der Durchmärsche jetzt gewohnt, öffneten für gutes Geld willig ihre Pässe und lieferten, was das Heer bedurfte.“ [1] Dieser Zug ist auch noch dadurch interessant, daß der Pyrenäenübergang, der auch bei ihm den Anfang machte, nicht über die Ost- sondern — zum ersten Male — über

---

[1] Mommsen I, 624. cf. Livius, l. l. XXVII, 39, 1 seq.

die, beiläufig wie es scheint, nicht besetzt gewesenen Westpyrenäen unternommen wird.[1]

Außerdem blieb der Zug des Hasdrubal nicht bloß eine Nachahmung des Marsches seines großen Bruders, sondern ward in ähnlichem ja fast noch stärkerem Maße wie jener zu einem folgeschweren Ereigniß. War nämlich auch durch den Zug Hannibals den Römern klar bewiesen worden, daß sie bezüglich des absoluten Schutzes, den ihnen die Alpen nach ihrer Ansicht gewährten, im Irrthum seien, so hatten sie doch vorläufig diese Erkenntniß noch nicht praktisch verwerthet. Es war bei dem guten Willen, die Alpenpässe zu besetzen, geblieben. So gelangte auch der zweite Karthager von ihnen unangefochten in ihre Heimath. Diese abermalige bittere Erfahrung half endlich. Von nun an sehen wir eine Art planmäßigen Eindringens in das Alpengebiet sich geltend machen, das, immer umfassender und mächtiger werdend, in einem Zeitraum von etwa 200 Jahren es bis zur völligen Durchdringung und Occupation der so ausgedehnten, so schwer zugänglichen und vorher so unbekannten Erhebung bringt, dies freilich nur verstanden von dem beschränkten, materiellen Standpunkte der alten Welt aus, nach welchem lediglich die Pässe und allenfalls die noch von Bergvölkern bewohnten Gebirgsdistricte von Interesse waren, während die übrigen Parthien einer Zeit zur Erforschung verbleiben mußten, die aus selbstloseren Gründen den Bergen zu Leibe gehen konnte.

Die bedeutendsten Momente dieser großartigen, für die Wissenschaft so wichtigen Annexion, die der Hauptsache nach schon mit Caesar durchgeführt war, unter August aber völlig zum Abschluß gelangte und die in einem planvoll angelegten und technisch trefflich ausgeführten umfassenden Gebirgsstraßennetze sich ein schöneres und bleibenderes Denkmal setzte, als mit den bekannten Triumphbogen des großen Imperators, mögen im Nachfolgenden kurz an=

---

[1] Mommsen I, 611. Kiepert, a. a. O. 495.

gegeben sein, da es selbstverständlich unmöglich ist, all die einzelnen Razzias zu nennen, die zur Züchtigung der unruhigen, zu steten Raubzügen in die anstoßenden Niederungen bereiten Alpenvölker von Rom unternommen wurden.[1] —

3. Die systematische Bezwingung der Alpenkette durch die Römer.

Gleich das erste Faktum, dessen wir hier zu erwähnen haben, redet von einer direkten Einwirkung der That Hannibals. Aufgemuntert durch dieses große Vorbild, das ja auch noch anderen Feinden des Tiberstaates, wie z. B. dem König Mithridates, anreizend vor Augen schwebte, hatte Philipp von Mazedonien den Plan gefaßt, von Osten her über die Gebirge in Italien einzufallen. Dagegen sicherten sich die Römer, indem sie 183—181 v. Chr. unweit des heutigen Görz die Festung Aquileja anlegten, die die alte Passage über die Ostalpen ebenso deckte, wie sie das Meer jener Gegenden beherrschte.

In ähnlicher, mehr friedlicher Weise handelten sie um dieselbe Zeit auch tiefer im eigentlichen Alpengebiete. Sie sandten Abgeordnete an mehrere der bedeutendsten Bergvölker, so an die Karner oder Taurisker in Kärnthen und Steiermark, ja selbst bis jenseits des Gebirges an die Helvetier (vom Genfersee ab nordostwärts wohnend), die über die Versuche einzelner keltischer Haufen, sich diesseits der Alpen anzusiedeln, Beschwerde führen sollten. Beiläufig nahmen die Barbaren diese Remonstrationen höchst demüthig und zuvorkommend auf; so hatte sich seit der endlichen Niederlage Hannibals die Stimmung in den Alpen geändert. Bezeichnend ist es ebenso auch, daß die immigrirten Schaaren auf

---

[1] Diente doch, wie Mommsen I, 646 sagt, z. B. das gebirgige Land der westlichen Ligurer mit seinen unwegsamen Thälern und seinen Felsennestern, seinen armen aber verschlagenen Bewohnern den Römern hauptsächlich als Kriegsschule zur Uebung und Abhärtung der Soldaten wie der Offiziere.

Roms Geheiß unverzüglich wieder über die Alpen zurückgehen und ihre unweit Aquileja angelegte Stadt wieder zerstören. Rom, durch Schaden gewitzigt, stellte sich eben jetzt fest auf den Grundsatz, daß die Alpenthore für jenseitige Stämme geschlossen bleiben müßten und belegte diejenigen seiner Bürger mit strengen Strafen, die solche Uebersiedlungsversuche veranlaßten. Diese denkwürdigen Fakta fallen in die Jahre 188—179.[1]

Daneben finden wir frühzeitig auch schon offensive Vorstöße bedeutender Art. Dieselben galten zunächst dem fernen Westen. Dort lag die befreundete Griechenstadt Massilia, mit Italien in alten Handelsverbindungen stehend, für Rom aber auch noch deshalb wichtig, weil sie einen Theil der Alpen und im gewissen Sinne selbst noch die Ostpyrenäen, die ja für den Tiberstaat sich ebenfalls schon so verhängnißvoll gezeigt hatten, beherrschten. Dorthin galt es also zunächst den Weg frei zu machen. Zu diesem Zwecke mußte indeß vor Allem der nordwestliche Apennin, der die Brücke nach den Alpen hin schlägt, und Hannibal noch ungestörten Uebergang verstattet hatte, occupirt werden. Es wurden daher im Jahre 180 zunächst die Apuaner überwältigt, die in dem unwirthlichen Gebiete zwischen dem Arno und der Magra, dem heutigen Massa e Carrara, wohnten. Ein gleiches Schicksal ereilte die in der Nähe zwischen Po und Arno wohnenden Ligurer. Zur Behauptung des eroberten Gebietes legte man dann 177 in der Nähe des jetzigen Spezia die Festung Luna an, die, ähnlich wie das einem gleich praktischen Blicke seine Gründung verdankende Aquileja, eine doppelte Bestimmung hatte, nämlich die, Seeweg und Landweg nach Massilia und Spanien, für welche beide die neue Stadt der eigentliche fernere Ausgangspunkt wurde, zu decken. Damit war zu dem östlichen und centralen Nord-Apennin, der bereits früher durch die beiden großen Heerstraßen Rom-Spoleto-Adria (228) und Rom-Arrezzo-Florenz-Bologna (187) gesichert

[1] Vgl. Mommsen I, 643.

worden war, auch der Westflügel des mächtigen Scheidegebirges gefügt und die Grenze Italiens, die vordem der Apennin gebildet hatte, weiter nordwärts den Alpen entgegengerückt worden.[1] So konnte man denn nun den letzteren selbst energischer zu Leibe gehen. Es geschah im Jahre 154, daß man in die Gebirge hinter Nizza und Antibes, den für die Verbindung mit Massilia so wichtigen, der letzteren Stadt gehörigen Etappen, einbrach, um die ligurischen Stämme der Oxybier und Dekieten niederzuwerfen, was indeß erst nach heftigen und mehrfach selbst verlustreichen Gefechten möglich wurde.[2]

Elf Jahre später, 143 v. Chr., finden wir die Herren vom Tiberstrande schon nicht mehr nur an der Peripherie der weiten Alpenwelt, sondern bereits in deren Herzen. Einen annehmbaren Vorwand hatte ihr in dieser Hinsicht so erfindungsreicher Scharfsinn auch hier bald gefunden. Die Goldwäschereien der Salasser in dem Thal der Dora Baltea nahmen ja bei ihrer immer wachsenden Ausdehnung den Bewohnern der Niederungen drunten das Wasser für ihre Aecker weg. Ein Vermittlungsversuch verlief natürlich resultatlos und so mußte das Schwert eingreifen, das indeß auch hier erst nach einer Niederlage zu Gunsten der Kulturwelt entschied. Auf diese Weise kam die reiche Goldquelle und, was noch werthvoller war, der Zugang zu zwei uralten wichtigen Pässen, dem großen und dem kleinen St. Bernhard, in die Hände Roms.[3]

Damit war auch der Weg[4] nach jenseits gewiesen und die

---

[1] Vgl. Mommsen I, 645 ff. Bei dieser Gelegenheit sei der Vollständigkeit halber gleich erwähnt, daß die ganze Apennin-Angelegenheit ihren endgiltigen Abschluß mit der Anlage der Straße über den Bocchetapaß (Genua-Tortona-Cremona), der „via Posthumia", im J. 148, sowie mit dem Ausbau des noch fehlenden letzten Stückes der Verbindung zwischen Genua und Rom, der Strecke Luna-Genua, i. J. 109, fand. Vgl. Mommsen II, 388.

[2] Ebenda II, 159.

[3] Ebenda.

[4] Zur Sicherung desselben wurde außerdem noch — ein neuer Beweis,

bisherigen Expeditionen in die Alpen wurden nun zu Zügen über die Alpen hinüber. Es beginnt die zweite wichtige Phase in der Geschichte der Entschleierung der Alpenwelt, die Periode der transalpinen Eroberungen. Der Konsul Marcus Fulvius Flaccus war es, der 125 v. Chr. zum ersten Male den wichtigen Schritt mit einem römischen Heere that — immerhin rund 100 Jahre nach Hannibal. Indeß scheint er dabei noch nicht des oben genannten neueröffneten Weges durch das Thal von Aosta sich bedient zu haben, sondern noch auf dem alten Küstenwege vorgegangen zu sein. Denn wir finden ihn zunächst in der Gegend von Aix wieder[1], wo er gegen das für das nahe Massilia so wichtige und gleichfalls werthvolle Pässe nach Italien umschließende Durance-Thal vordrang. Sein Werk setzte von 123—122 sein Nachfolger Cajus Sextius Calvinus fort, indem er bei Aix die den Salyern zu Hilfe gekommenen Allobroger schlug.[2]

Nachdem in dieser Weise die Grundlagen zur Beherrschung des Westens des Gebirges, auf den ja zunächst die Aufmerksamkeit sich gelenkt hatte, gelegt waren, schritt die Occupation naturgemäß auch gegen das Centrum vorwärts. So ward 118 ein Triumph über die Stoener gefeiert, die in den Bergen nordwärts hinter Verona hausten.[3]

Wenige Jahre später, 115, finden wir die römischen Adler selbst schon in den Ostalpen. Dieselben überstieg damals als der erste von seinen Landsleuten der Konsul Marcus Aemilius Scaurus mit einem Heere, indem er die karstige Erhebung zwischen Triest und Laibach passirte, um sich auf friedlichem Wege mit den

---

wie sehr man die Bedeutung des Dora Baltea-Thales als Schlüssel zweier wesentlicher Alpenpforten erkannte — i. J. 100 die Kolonie Eporedia (Ivrea) an dem Punkte, wo der Fluß aus dem Gebirge tritt, angelegt. Mommsen II, 159.

[1] Ebenda S. 160.

[2] Mommsen II, S. 162.

[3] Ebenda S. 167.

Tauriskern im heutigen Kärnten auseinander zu setzen und den alten lebhaften Handelsverkehr der Gegend noch weiter zu sichern, als es schon durch die Anlage von Aquileja geschehen war.[1]

Aehnliche Expeditionen wurden oft unternommen, aber nicht immer liefen sie so glatt ab, vielmehr arteten sie häufig zu fürchterlichen Metzeleien aus, die zwar in Anbetracht der dann immer vorausgegangenen Grausamkeiten der Alpenbewohner bei Gelegenheit ihrer zahlreichen Ausfälle nur als eine gerechte Revanche erschienen, in Wahrheit aber doch höchst undiplomatisch waren, da sich in dieser Weise ein endloser Cirkel von gegenseitigen Repressalien bildete. Einer der verheerendsten dieser alpinen Vorstöße ist der 95 vom Konsul Lucius unternommene, wobei die Alpenthäler weit und breit durchstöbert und die Eingeborenen niedergemacht wurden.[2]

Trotzdem daß in dieser Weise von einer Pazifikation der Alpenvölker und einer umfassenden Beherrschung des ausgedehnten Terrains nicht im Entferntesten die Rede sein kann, müssen wir aber doch, wenn wir das Facit des ersten Jahrhunderts der Angriffe auf die Alpenkette ziehen, sagen, daß im Laufe desselben die Grundlagen wenigstens für eine allmähliche Occupation und zwar verhältnißmäßig leicht gelegt wurden. Aber gerade gegen das Ende dieser ersten Entwickelungsphase schien Alles wieder in Frage gestellt, das wichtige Gebirge auf der ganzen Linie der Kultur wieder entrissen werden zu sollen. Es waren aber jetzt nicht mehr die keltischen oder keltoligurischen Stämme, nicht eigentliche Bergvölker überhaupt, von denen diese Gefahren ausgingen, sondern es treten nunmehr die Deutschen, die Cimbern, im Alpengebiete auf.

Zunächst bedrohen diese wilden Horden die eben erst und zwar so mühelos gewonnenen Ostalpen. 113 brechen sie in das

---

[1] Mommsen II, S. 169.
[2] Ebenda S. 167 ff.

Tauriskerland (Steyermark) ein und nähern sich den Krainer Pässen, zu deren Deckung der Konsul Cn. Papirius Carbo jenseits auf den Höhen hinter Aquileja sich aufgestellt hatte. Bekanntlich bekam diesem Letzteren der Verrath, durch den er die Feinde damals in einen Hinterhalt lockte, schlecht genug. Doch drangen die Sieger nicht weiter südlich vor, sondern wandten sich bekanntlich nach dem Westen, um für einige Jahre eine später noch zu erwähnende Diversion nach der pyrenäischen Halbinsel zu unternehmen. Erst im Jahre 103 stehen sie wieder vor den Thoren der Alpenmauer, jetzt ernstlich zu einem Durchbruch entschlossen. Wie man weiß, suchten sie diese ihre Absicht in zwei getrennten Kolonnen auszuführen.

Die eine sollte die schon 113 erkundeten Ostalpenpässe benützen, die andere aber über die Westalpen gehen. Diese Disposition beweist beiläufig, wie verhältnißmäßig orientirt in der Topographie der Alpenkette die Barbaren waren, ohne Zweifel wohl eine Folge ihrer vielfachen Berührungen mit den Kelten. Die Ausführung blieb freilich theilweise wenigstens hinter dem Projekte zurück. Der westlich marschirende Heerhaufen fand nämlich die Pässe jener Gegend verlegt und zwar durch keinen Geringeren als Marius, und wurde überdies dann bei dem Bestreben, den südlichen Weg an der Küste entlang einzuschlagen, von demselben großen Strategen bei Aquä Sextiä (Aix) eingeholt und vernichtet.

Glücklicher war die andere Abtheilung. Dieselbe fand sogar noch einen näheren als den ursprünglich beabsichtigten Weg, indem sie 102 den Brennerpaß, der jetzt zum ersten Male in der Geschichte auftritt, überschritt und von dort durch das Thal der Eisack und Etsch in die oberitalienische Ebene gelangte. Zwar hatte diese wichtige Uebergangsroute der Konsul Quintus Lutatius Catulus decken sollen, allein jener Alpentheil war zur Zeit noch so unbekannt und unsicher, daß sich der römische Heerführer nicht dahinein vorzurücken getraute, sondern bei Trient stehen blieb,

von wo er sich beim Ankommen der deutschen Einwanderer mit fluchtartiger Behendigkeit zurückzog, bis Marius auch hier wieder Rath schaffte.

So blieben denn die Alpen, zu was sie seit Hannibal gemacht worden waren, Grenze und Besitz Roms, und die folgenden Zeiten verfehlten nicht, diesen ihren Charakter noch zu verstärken. Berühmte Namen sind es, die uns hier entgegentreten. Zunächst war es Pompejus, der mit einer einzigen That eine neue Periode in der Geschichte der Entschleierung der Alpenwelt heraufführte. Gelegentlich seines Feldzuges in Spanien, welch letzteres er — so weit war die Zeit schon vorgeschritten — auf dem Landwege erreichte, erhob er nämlich im Jahre 77 den alten Saumpfad über den „cottischen Berg", den Mont Genèvre, zur Heerstraße, wodurch er nicht allein eine kürzere Verbindung zwischen Oberitalien und Südgallien bezieh. Spanien anbahnte und somit auch der Zugänglichkeit der Pyrenäen indirekt diente, sondern überhaupt der Erschließung jenes westlichen, bis dahin etwas vernachlässigten Theiles der Alpen den größten Vorschub leistete, wenngleich, wie wir bereits sahen, sein etwas prahlerisches Wort über diese seine Leistung nicht ganz am Platze war.[1]

Von nun an schreitet, entsprechend der wachsenden Bedeutung, die die Lande rein nördlich der Alpen, die germanischen Gebiete, allmählich gewannen, die Alpenoccupation immer weiter östlich, nach dem eigentlichen Mittelstück des Gebirges vor. So kam bereits 57 v. Chr. durch den großen Bezwinger Galliens, Cäsar, zu den beiden westlichen bezieh. nordwestlichen Alpenstraßen die erste nördliche, die über den Mons Poeninus, den heutigen großen St. Bernhard, auf der Grundlage des alten Saumpfades, den der römische Händler, um in's Wallis und an den Genfersee zu kommen, längst benützt hatte.[2] Es war im Herbst des gedachten

[1] Sallust., hist. fragm. III, 11. Mommsen III, 37.

[2] Dies betont auch Mommsen III, 250 ausdrücklich.

Jahres, als der Unterfeldherr Servius Galba die wichtige Ansiedlung Octodurum, das heutige Martigny, auf Cäsars Befehl hin besetzte und die tapferen Bergvölker des Wallis wenngleich erst nach harten Kämpfen überwältigte.[1] Damit war auch der großartigste Theil der ganzen Erhebung unter die Augen der alten Kulturwelt gerückt worden.

Uebrigens legte Cäsar sogar in eigner Person mit Hand an das große Werk der Alpenoccupation, indem er das mächtige Gebirgsvolk der Helvetier im Nordwesten der Schweiz überwältigte. Bei dieser Gelegenheit bewies er sich zugleich als ein Meister auch im Gebirgskrieg, indem er mit einem das Terrain überaus vortheilhaft ausnützenden Geschick in dem Rhonedurchbruch südlich von Genf dem heranziehenden feindlichen Haufen den Weg verlegte. Zur Stärkung der erlangten Machtstellung in jener Gegend wurde dann die alte, so günstig gelegene Keltenstadt Noviodunum (das heutige Nyon) am Leman in eine römische Grenzfestung, „Julia equestris“ („julische Reiterkolonie“), verwandelt.[2]

Auch wird uns berichtet, daß der große Stratege selbst in's eigentliche Herz der Alpen eingedrungen sei. Es erscheint dies äußerst glaubhaft, wenn wir berücksichtigen, daß als Lokalität dafür die östlichen Gegenden des Schweizer Hochgebirges genannt werden. Der obgleich hohe (2287 m.) so doch sehr bequeme Julierpaß dortselbst stellte ja nach der Sage schon eine alte keltische und angeblich selbst nach dem keltischen Gotte Jul benannte Uebergangsstelle dar, die Cäsar in seinem früher gekennzeichneten Bestreben, nördliche Alpenrouten zu erschließen, wohl in seine Hand zu bekommen begierig sein konnte. Freilich gelang ihm dies, wie die Quellen besagen, nicht; mit den Worten: „state, Rhaeti indomabiles“ wich er vor dem energischen Widerstand der Rhätier

---

[1] Mommsen III, 250.
[2] Ebenda III, 239.

zurück. Daneben kämpfte er, wie er uns selbst erzählt, auch in den Westalpen am Genèvre-Paß.[1]

Wie dem aber auch gewesen sein möge, das Hauptverdienst Cäsars um die Erwerbung der alpinen Gebiete wird man nicht in dergleichen Einzelheiten sondern darin zu suchen haben, daß er durch die Eroberung und Sicherung transalpinen Terrains die Alpen selbst so zu sagen von den Hinterlanden abschnitt, isolirte, so daß, wenn auch in den unzugänglichen Thälern des Hochgebirgs noch immer unbezwungene Völker saßen, dieselben doch auf die Dauer sich in ihrer von zwei Seiten bedrohten Stellung[2] nicht mehr zu halten vermochten und die völlige Occupation des großen Scheidegebirges nur noch eine Frage der Zeit war.

Doch galt dies immer noch nur von der mehr westlichen Parthie der Alpenwelt. Das eigentliche Centrum der langen Mauer war noch ganz intakt. Und der Osten erwies sich trotz der erwähnten mehrfachen Anstrengungen seitens Roms und trotz des festen Aquileja mindestens als unzuverlässig. Die Einfälle und Beunruhigungen von dorther nahmen kein Ende. Daher finden wir daselbst auch, etwa gleichzeitig mit den Zügen Cäsars im Nordwesten des Gebirges, die römischen Waffen thätig. Im Jahre 59 lagert ein starkes Heer bei der genannten Veste und der Statthalter des cisalpinischen Galliens Lucius Afranius feiert einen Triumph. Auch Friedenswege werden wieder versucht. Denn wir sehen bald darauf die Römer in näherer Verbindung mit einem Könige der Noriker.[3] Indeß durchschlagende Erfolge wollten sich nicht einstellen. Im Gegentheil führten im Jahre 52 die Alpenvölker einen schlimmeren Coup aus als je zuvor, indem sie die blühende Stadt Tergeste (Triest) überfielen.[4]

---

[1] Bell. gallic. I, 10.

[2] Der combinirte Angriff des Tiberius (von Norden her) und des Drusus (von Süden aus) liefert wohl den schlagendsten Beleg zu dieser Behauptung.

[3] Mommsen III, 283.

[4] Ebenda.

Der direkte Anstoß zu dieser That war durch den Umstand gegeben worden, daß Cäsar der inneren Verwicklungen halber im nämlichen Jahre ganz Oberitalien von Truppen entblößt hatte, ein Beweis, welch ein Schaden es auch für die alpine Sache war, daß die Parteikämpfe die edle Kraft des großen Mannes absorbirten. Hätte er wie vordem sein Genie und seine Energie noch ferner den Besitzungen im Norden widmen können, so wäre wohl schon damals die Alpenkette in ihrer ganzen Länge genommen worden.

So aber blieb das Werk unvollendet, ja die Wirren in der sonst so gefürchteten Hauptstadt an der Seine machten die alten Feinde in ihrem Widerstande nur noch fester und ließen selbst die eben erst Gewonnenen wieder schwankend werden, so daß wir also bald nach Cäsar das ganze mühsame Werk der Alpenoccupation abermals in Frage gestellt sehen.

Augustus, der Erbe Cäsars, sollte das zur Genüge erfahren. Als er im Jahre 27 v. Chr. von Rom aufbrach, um, der in seiner konservativen Art begründeten Neigung, nicht Neues zu erobern sondern Altes zu sichern, folgend, den gallischen Besitz zu inspiziren, wurde er auf der jedenfalls für ganz sicher gehaltenen Straße durch das Dora Baltea-Thal von den Salassiern angegriffen, so daß er Lyon, welches durch ihn zum Knotenpunkt eines gallischen Straßennetzes und also auch der nordwestlichen und westlichen Alpenrouten gemacht wurde, nur mit Mühe erreichte.[1]

Dieser unerwartete Ueberfall zog natürlich zunächst lokale Repressalien nach sich. Augustus, der zur Zeit selbst in Spanien kämpfte, sandte im Jahre 25 den Terentius gegen die Rebellen, von denen bei dieser Gelegenheit viele getödtet werden, während die Uebrigen, 44000 Seelen, die sich auf eine falsche Vorspiegelung hin ergeben hatten, in die Sklaverei verkauft wurden.[2] Da=

[1] Peter, Gesch. Roms, 3. Aufl. Bd. 3, S. 22.
[2] Ebenda S. 25 f.

bei blieb man aber nicht stehen, vielmehr wurde dadurch die Aufmerksamkeit wieder auf das ganze Alpengebirge gelenkt. Das große Werk seiner Eroberung, das allerdings jetzt fast wieder ganz von vorn angefangen werden mußte, wurde von Neuem in Angriff genommen und endlich — dies ist eins der Hauptverdienste der Regierung des Augustus — auch gänzlich und dauernd durchgeführt.

Um diesen Erfolg zu erreichen, mußte aber vor Allem die bis dahin noch ganz verschonte eigentliche Mittelparthie der langgestreckten Erhebung, die Parthie vom Simplon bis zu den Tauern, also das jetzige Graubünden, Tyrol und die nordwestlichen Gebiete von Kärnten, in den Feldzugsplan einbezogen werden. In diesem ausgedehnten Stück Land wohnten mehr südlich die eine Menge kleinerer Stämme in sich begreifenden Rhätier und im Norden, vom Bodensee bis zum Inn sowie noch weiter hinauf bis an die Donau, die mit Jenen verbündeten Vindelicier. Mit diesen Völkerschaften sollte der gewaltige Kampf eröffnet werden. Es war i. J. 16, als der Feldherr P. Silius ausrückte und die Kamunier und Venonen oder Venosten, zwei der tapfersten Glieder jener Völkercomplexe, sowie die denselben zu Hilfe kommenden Pannonier und Noriker schlug.[1]

Mit noch größerem Nachdruck wurde der Krieg im nächsten Jahre geführt, wo die beiden Stiefsöhne des Imperators, der thatendurstige, geniale Drusus und der harte grausame Tiberius, auf dem Kampfplatze erscheinen, um einen kombinirten Angriff auf das besagte Herzstück der Alpenwelt zu unternehmen. Zu diesem Behufe drang Jener von Süden her mittelst des Etschthales ins Innere des Hochgebirges ein, schlug die Feinde am Fuße der Tridenter Alpen und „durchzog dann die Höhen und Thäler des Landes, den tapferen aber vereinzelten Widerstand der Bewohner überall unter großem Blutvergießen niederschlagend.“

---

[1] Peter, a. a. O. S. 61.

Tiberius dagegen ging vom Bodensee aus und brach von dort „Alles verheerend und niedermachend" in die Berge ein, bis er mit seinem Bruder zusammentraf.

Zur Sicherung des so rasch Erworbenen wurde auch in diesem Alpentheile die alte bewährte Maßregel wieder befolgt und eine Heerstraße unter Benutzung des alten Brennerweges durch die aus den Gebieten von Rhätien und Vindelicien gebildete neue Provinz angelegt, daneben aber auch hier abermals eine Menge der Bewohner aus dem Lande geführt und nur so viele dort belassen, als zur Bebauung der Aecker allenfalls hinreichten.[1]

Wenn übrigens dies Alles, was im Centrum des Alpengebirges ausgerichtet wurde, namentlich der oben erwähnte Sieg des Silius, der eben Völker des Ostens mittraf, zugleich pazifizirend auch auf den letzteren wirken mußte, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß nahezu zur gleichen Zeit der ferne Westen des Gebirges ebenfalls mit in den Sieg einbezogen wurde. Dort konnte die alte Küstenstraße, die Landverbindung mit dem wichtigen Massilia, i. J. 14 durch einen glücklichen Feldzug gegen die Ligurer von Neuem gesichert werden.[2] Das zwischen Diesen und dem Einschnitt des kleinen Bernhard aber belegene Gebirgsglied fiel den Römern sogar auf friedlichem Wege zu, indem der König Kottius, der dort herrschte, jedenfalls in derselben Zeit, sich freiwillig unterwarf.

Dadurch kam nicht nur der schon früher in den Händen Roms gewesene alte wichtige Uebergang über den Genèvre, sondern auch noch zwei andere bedeutsame Bergwege, der nördlich davon gelegene Mont Cenis und die Päsſe am Monte Viso im Süden, in den Besitz der glücklichen Unterjocher. Ja König Kottius, der für seine Verdienste das römische Bürgerrecht und den Titel eines Präfekten, später gar eines Königs empfing, that noch ein Uebriges

---

[1] Peter, a. a. O. S. 62.

[2] Ebenda.

und „machte die Straße über das erstgenannte Joch durch ungeheure Dämme und andere Anlagen für die Reisenden kurz und bequem.“ [1]

Damit war denn nun endlich, rund 200 Jahre nach Hannibal, der Alpenwall in seiner ganzen Ausdehnung, „vom mare superum bis zum mare inferum“ [2], von dem Adriatischen bis zum Tyrrhenischen Meere der Herrschaft des weltgebietenden Volkes einverleibt, um derselben bis zu ihrem eigenen Sturz, der Kultur aber für immer anzugehören.

Die Römer hatten ein Recht, auf diese Erwerbung, die überdies ja auch Mühe und Blut genug gekostet hatte, stolz zu sein und den Abschluß der langen Entwickelung auch noch besonders und monumental zu markiren. Es wurden zwei prächtige Triumphbogen erbaut, der eine 9 n. Chr. zu Segusio, dem heutigen Susa, der noch erhalten ist und auf seiner Inschrift 15 botmäßig gewordene Völkerschaften nennt, der andere auf dem Gebirge oberhalb Monaco, der 45 Völkernamen enthielt und von dem leider nur noch der Mauerkern in dem heutigen Turbia (korrumpirt aus Tropaea) an der Landstraße von Mentone nach Nizza zu sehen ist. [3]

Es ist aber bezeichnend, daß diese beiden stolzen Denkmäler ihren Platz an zwei der wichtigsten Alpenrouten erhielten. Denn, wie wir schon früher betonten, der Erfolg des jahrhundertelangen Alpenkrieges kam in der planmäßigen Anlage einer ganzen Reihe von solchen Gebirgsstraßen am treffendsten zum Ausdruck. Und wenn wir am Ende der langen Periode ein Resumé geben wollen über das, was erreicht worden war, über den status der alpinen Sache in der Kaiserzeit, so kann das nicht besser geschehen, als

---

[1] Ammian. Marcellin. XV, 10. Vgl. Rauchenstein, a. a. O. S. 20.

[2] So heißt's auf den Triumphbogen.

[3] S. das Nähere in Ebel, Anleitung, die Schweiz zu bereisen, 3. Ausg. 2. Thl. Art. Alpen, u. 4. Thl., Art. Suze; dort auch die Inschriften. Dieselben finden sich außerdem und zwar die erstere bei Orelli 626, die letztere bei Plin., hist. natur. III, 20, 136.

wenn wir diese Heerstraßen noch einmal der Reihe nach aufführen. Es sind dies, von Westen angefangen, die Küstenstraße über die Ausläufer der Seealpen, der Paß am Monte Viso vorbei, der Mt. Genèvre, der Mont Cenis, der kleine Bernhard und die Julische Alp. Dazu kommen noch vier, über deren Bau die historischen Berichte nichts geben, die aber als fertige Routen in den Itinerarien aufgeführt werden, nämlich der Splügen, der Julier, der Plecken und der Pontafel-Tarvis-Paß. Endlich ist es von zwei wichtigen Uebergangsstellen, dem Simplon und der Reschenscheideck, durch aufgefundene Inschriften bezeugt, daß sie Römerstraßen trugen.[1]

Wir haben sonach in der Zeit der Blüthe der römischen Weltherrschaft nicht weniger als 14 systematisch über die ganze Alpenlänge vertheilte und zum größten Theil vollständig ausgebaute Uebergangsrouten, eine Zahl, die uns noch heute imponiren wird, die es aber daneben zugleich auch um so auffallender erscheinen läßt, daß die Kenntniß der Römer von den Alpen im Grunde doch so gering blieb, eine Thatsache, die sich eben nur durch die von materiellen Gesichtspunkten bedingte Beschaffenheit ihres Horizontes erklären läßt, auf die immer und immer wieder verwiesen werden muß. —

Uebrigens dürfen wir nicht verkennen, daß selbst im Bezug auf den letztgedachten Uebelstand infolge der größeren Bekanntschaft mit dem Gebirge, welche die Masse der alpinen Heereszüge nothwendigerweise mit sich brachte, allmählich ein Umschwung zum Besseren eintrat, der uns bereits wie das Morgenroth einer neuen Zeit anmuthet.

Es sind nicht mehr die häßlichen und unnahbaren Berge, die

---

[1] Kiepert, a. a. O. 373, A. 3. Selbst der merkwürdiger Weise „weder durch Monumente noch durch Autoren" bezeugte Gotthard-Paß, der in Folge seiner centralen Lage kaum fehlen konnte, ist durch zufällig erhaltene Ortsnamen als römische Straße nachgewiesen. Ebenda S. 397, Anm. 1.

die späteren Römer in den Alpen sehen, sie empfinden vielmehr vielfach schon etwas von der Schönheit des Hochgebirges. An den Seen am Südabhang der mächtigen Naturmauer entstehen in der Kaiserzeit die prächtigsten Villen der römischen Großen, so am Gardasee, wo unter Anderem ein Tibull lebte, am Komersee, wo das Tuskulum des jüngeren Plinius stand, und wo von Cäsar die Colonie Novum Comum (Νεόκωμον) unter Betheiligung selbst griechischer Ansiedler begründet wurde u. dergl.[1] Ja Caligula konnte, bezeichnend genug, sogar den phantastischen Plan hegen, auf der Höhe der Alpen eine Stadt zu bauen.[2]

Wenn aber die Alpen auf alle Fälle das Gebirge genannt werden müssen, für dessen Erschließung die Römer das Meiste gethan haben, so ist es doch nicht das einzige Erhebungssystem, um das sie sich Verdienste erworben. Ihre immer mehr zur Occupation des ganzen orbis antiquus fortschreitende erobernde Thätigkeit mußte nothgedrungen sich auch mit den zahlreichen Gebirgen beschäftigen, die die erstrebten Landmassen trennten. Mit ihrem Gebietserwerb geht in koncentrisch sich erweiternden Kreisen auch eine Gebirgsannexion Hand in Hand. Zuerst rückten sie dem Apennin zu Leibe, dann kommen die Alpen und so geht es fort bis zu dem Atlas und Kaukasus.

3. Die Römer in den Bergen der spanischen Halbinsel und Frankreichs.

Wie schon früher erwähnt, treten nach den Alpen, und theilweise bedingt durch das Vorgehen gegen diese, zuerst die Pyrenäen den Römern näher. Sie bildeten ja die eine der beiden Brücken, über die Hannibal seinen Landweg nach Italien bewerkstelligt hatte. Daher sahen wir denn die Römer dort im Jahre 218 den

---

[1] Kiepert, a. a. O. 396, A. 4 u. Text.
[2] Peter, a. a. O. S. 241.

Südzugang zu dem von dem großen Punier benützten Ostpaß verschließen, so daß Hasdrubal, der schon 216 dem Bruder in dessen Fußstapfen nacheilen wollte, jener Naturpforte fernbleiben mußte.[1] Leider nur vergaßen die Herren vom Tiberstrande, daß ein Gebirgswall, wie die Pyrenäen noch mehr als eine „janua“ zu haben pflegt. Daher konnte Hasdrubal, als er im Jahre 200 seine alte Absicht wieder aufnahm, jetzt, wo er sich für seinen Zug mit weisem Bedacht und mit auffälliger geographischer Kenntniß die Westpässe ausersehen hatte, den mächtigen Rücken unbeanstandet passiren.

Um so mehr Sorgfalt sehen wir aber dafür die Römer auf das erstgenannte Joch wenden, das für sie allerdings nach Lage der Sache und namentlich mit Rücksicht auf Massilia auch die größte Wichtigkeit haben mußte.

Zunächst erkannten sie wohl, daß der Besitz der einen Mündung jener „fauces“, wie sie ihn den Scipionen verdankten, noch nicht genüge. Sie mußten auch den nördlichen Zugang haben.

Es war nun der Krieg mit den Allobrogern, deren Macht vom Rhein bis an die Pyrenäen reichte, welcher diesen Wunsch verwirklichen half. Durch jenen glücklichen Feldzug war i. J. 121 v. Chr. das Terrain von den Alpen bis an das gedachte Gebirge frei geworden und die Römer säumten nicht, nunmehr dem mercantil wie strategisch für sie so wichtigen Landweg nach Spanien feste Bahnen zu geben. Sie bauten bereits 120, im Anschluß an die alte Küstenstraße von Rom bis zum Rhone, eine Heerstraße von letzterem Flusse nach der pyrenäischen Halbinsel, welche das scheidende Gebirge mittelst des alten Col de Perthus überstieg und nach Domitius Ahenobarbus, der den Krieg mit den Allobrogern beendet hatte, via Domitia getauft wurde.[2]

In jener Zeit schenkten die Römer übrigens auch den anderen

---

[1] Mommsen I, S. 581.
[2] Ebenda II, 162. Kiepert S. 509.

Pyrenäenpässen bereits mehr Aufmerksamkeit. Sie ließen sich nämlich von den geschlagenen Allobrogern unter Anderem das obere Garonnethal abtreten, welches ja in das eigentliche Herz der Pyrenäen und zu deren centralsten Hochpässen führt.[1] Auch einen Pompejus sehen wir noch die Wichtigkeit des Besitzes dieses tief eindringenden Thales erkennen, wenn er nach glücklicher Beendigung seines spanischen Feldzuges dortselbst auf der Stelle des heutigen St. Bertrand (an der Zweigbahn Montrejeau-Bagnères de Luchon) die Gemeinde der „Zusammengelaufenen" (convenae) aus versprengten Resten der sertorianischen Armee bildet.[2]

Indeß erkennen wir doch, daß die mittleren und westlichen Pyrenäen in römischer Zeit nach Lage der Sache nicht annähernd die Rolle spielen, die wenigstens den letzteren im Mittelalter und in der Neuzeit zufiel. Noch zu Cäsars, des großen Eroberers von Gallien, Zeit befanden sich dieselben im unbestrittenen Besitz der Aquitaner, „einer großen Anzahl kleiner, wenig unter sich und noch weniger mit dem Ausland sich berührender Völkerschaften iberischer Abstammung"[3], die wir unter dem Namen der Basken bekanntlich auch heute noch daselbst finden.

Die Römer beschränkten sich in der Hauptsache auf die Osthälfte des mächtigen Gebirges; dafür aber war dort der Verkehr um so lebhafter. Selbst die Armeen Roms wählten seit der Anlage jener Heerstraße gewöhnlich den Landweg. Daher sehen wir denn auch diese Hälfte der Pyrenäen in den späteren um den Besitz Spaniens geführten Kriegen eine große Rolle spielen.

So ließ 82 v. Chr. Sertorius die dortigen Pässe dem Sulla sperren. Doch fanden die Feldherren des Letzteren, C. Annius und C. Valerius Flaccus, in Folge Verraths den Weg bald schon wieder geöffnet.[4] In demselben Kriege passirte L. Mallius, der

[1] Mommsen II, 162.
[2] Ebenda III, 35.
[3] Ebenda II, 227.
[4] Ebenda 330 u. 331.

Statthalter des jenseitigen Galliens, das Hochgebirge mit drei Legionen, um bald, geschlagen, wieder in seine Provinz zurückzukehren. Letzteres that er von Ilerda (Lerida) aus, so daß er wahrscheinlich den Col de la Perche, zu welchem das Thal des Segre von gedachter Stadt aus hinaufführt, benützt hat. Mindestens spricht für die Wahl eines anderen als des alten Hannibal-Weges die Thatsache, daß er auf diesem Rückzuge von aquitanischen Völkerschaften angegriffen und seines ganzen Gepäcks beraubt wurde.[1] Trotz dieses Unfalles ist aber doch die Ueberschreitung der Pyrenäen bald etwas so Gewöhnliches und Unbedenkliches geworden, daß der Kollege des Pompejus, Metellus, nach den sömmerlichen Thaten in Spanien sogar regelmäßig im Winter nach Gallien in's Quartier rücken konnte.[2]

Pompejus selbst stempelte die Pyrenäen förmlich zu einem römischen Gebirge, indem er gelegentlich des im Jahre 71 endlich erfochtenen Sieges über Sertorius auf ihren Paßhöhen seine Siegeszeichen aufpflanzen ließ.[3]

Komischer Weise sollte aber gerade ihm dies Gebirge verhängnißvoll werden. Denn als seine Unterfeldherren Afranius und Petrejus mit einem ungeheuren Heere seinem Befehle gemäß ausrückten, um den von Gallien her vordringenden Cäsarianern die Pyrenäenpässe zu sperren, fanden sie dieselben bereits von den Letzteren besetzt. Daß sie darauf nach Lerida sich zurückzogen, scheint darauf hinzudeuten, daß es sich auch hier wohl wenigstens mit um den Col de la Perche und das Segre- (Sicoris-) Thal gehandelt habe.[4]

Von da ab spielen die Pyrenäen keine Rolle mehr in der Kriegsgeschichte Roms, sie bilden vielmehr in der Hauptsache

---

[1] Mommsen III, 19.
[2] Ebenda 30.
[3] Ebenda 35.
[4] Ebenda S. 376.

wenigstens ein derartig pazifizirtes Gebiet, daß sich, wie schon früher erwähnt, ein glänzendes Badeleben an ihren zahlreichen Heilquellen entwickeln konnte, gewiß das beste Zeichen für das, was seit Hannibal erreicht worden war.

Neben den Pyrenäen mußten aber in den langen Kämpfen, die Rom um den Besitz Spaniens führte, auch andere von den zahlreichen Gebirgsketten desselben aus ihrem Dunkel heraustreten. Es gilt dies vor Allem von der Erhebung, die den südlichen, fruchtbareren Theil der Halbinsel von dem rauheren und öderen centralen Hochlande so bestimmt abscheidet, dem seit dem Mittelalter, „den romanisch-arabischen Grenzkriegen", Maurengebirge (Sierra Morena) genannten ehemaligen saltus Castulonensis, der schon vor Roms Auftreten auf dem Kampfplatze in dem wilden Ringen zwischen den karthagischen Usurpatoren und den zähen Eingeborenen eine Rolle spielt. Dieses Gebirge wird namentlich in den Kriegen Cäsars etwas bekannter und besonders wegen seiner schwierigen Engpässe öfters genannt.[1]

Ungleich umworbener noch war nach Lage der Sache das aus verschiedenen Einzelstöcken zusammengesetzte und theilweise selbst bis über 7000 F. (Sierra del Moncayo) aufsteigende rauhe Hochland, welches das rechte Ebroufer auf weite Erstreckung begleitet und, parallel wie es gewissermaßen mit den Pyrenäen gelagert ist, ein so zu sagen inneres Thor der spanischen Halbinsel nach Nordosten bildet, indem es das nördlichste Gebiet derselben von dem weiten inneren Tafelland abscheidet. Hier lag im oberen Duero-Thale unweit des modernen Soria die alte Bergveste Numantia, 1100 m. hoch, die Trutzburg der wilden Arevaker, um welche der Kampf bereits 153 v. Chr. entbrannte, während erst Scipio 133 nach 15monatlicher regelrechter Belagerung im Stande war, sie einzunehmen.[2]

---

[1] Kiepert, a. a. O. 492, A. 1.
[2] Ebenda 493. Mommsen II, 6 u. 13 ff.

In der Kaiserzeit tritt selbst das asturisch-cantabrische Gebirge, welches als eine Art westliche Fortsetzung der Pyrenäenkette den Nordwesten der Halbinsel parallel zur Küste durchzieht und das noch heutzutage nicht genügend durchforscht ist, in den Vordergrund. Die Bergvölker dortselbst hatten am längsten von allen Bewohnern Spaniens sich gegen die römische Invasion gewehrt und waren trotz der Siege, von denen uns die Triumphalfasten aus den Jahren 45, 43, 36 und 28 berichten[1], noch im Jahre 27 nicht völlig unterworfen. Daher erschien in diesem Jahre Augustus an den Quellen des Ebro und der Pisuerga, um in Gemeinschaft mit einer die Feinde im Rücken vom Biskay'schen Golf her angreifenden Flotte das Terrain endlich einmal gründlich zu säubern. Indeß die Gebirgler waren klug. So lange Augustus selbst das Kommando führte, hielten sie sich in ihren Bergen. Erst als der Imperator Krankheits halber sich zurückgezogen, nahmen sie die Schlacht an, die freilich auch dann noch ihnen eine Niederlage brachte. Indeß gelang es ihnen, sich schließlich im Nordwesten des Landes auf einem steil bis 9000 Fuß ansteigenden Berge zu concentriren, wo sie sich so sicher fühlten, daß sie übermüthig spotten konnten, ehe werde das Meer als die römische Armee zu ihnen emporsteigen. Allein sie sollten sich verrechnet haben. Ihre im Gebirgskrieg jetzt hinlänglich geübten Gegner umgaben ihren Adlershorst im Umkreis von 18 römischen Meilen mit Wall und Graben und zwangen sie so zur Kapitulation.[2] Zur dauernden Behauptung des errungenen Gebiets wird an den Ebroquellen Juliobriga angelegt.[3]

Die Römer haben aber endlich selbst das Verdienst, die centralen Erhebungen der Halbinsel und zwar bis zu ihren westlichsten Ausläufern hin zum ersten Male aus ihrer Verborgenheit

---

[1] Peter, a. a. O. 24.

[2] Peter, a. a. O. III, S. 24 ff.

[3] Kiepert 493, A. 1.

gezogen zu haben. Es war Cäsar, der im Jahre 61 den mons Herminius, die heutige Sierra Estrella in Portugal, überschritt und die Bevölkerung jenes Gebirges unterwarf. Derselbe Feldherr durchzog darauf auch den so gebirgigen Norden Portugals und das nordwestlichste Spanien bis nach Coruna.[1] Leider nur sind die Quellen für diese so merkwürdigen Gebirgsfeldzüge derartig dürftig, daß sich etwas Genaueres über die Einzelheiten nicht angeben läßt.

In gleicher Weise, wie die Gebirge Spaniens, müssen natürlich auch die Frankreichs in römischer Zeit in den Vordergrund treten, zumal ja dies letztere Land für Rom eine noch größere Wichtigkeit besaß und ihm so nahe lag. Nur sind die innergallischen Erhebungen ungleich unbedeutender als jene der pyrenäischen Halbinsel.

Zuerst von Allen kommen die Cevennen zur Geltung, indem sie nach der Niederwerfung der Arverner im Jahre 121 zur Nordgrenze eines an die Römer abgetretenen, südlich bis an's Mittelmeer reichenden Landstriches gemacht werden.[2] Im Kriege Cäsars mit der eben genannten Völkerschaft finden wir die Welteroberer auch bereits in dem Gebirge selbst. Im Winter 53/52 sendet nämlich der geniale Bezwinger Galliens eine Heeresabtheilung über die schneebedeckten Cevennen-Höhen in das Gebiet seiner Gegner.[3]

Der denkwürdige Kampf mit den Letztgenannten führte aber vornehmlich zum Bekanntwerden des so hochinteressanten vulkanischen Berglandes der Auvergne, des eigentlichen Centralgebirges des gallischen Gebiets. An den verschiedensten Stellen, im Norden, im Bereich des Côte d'or, wo Alesia lag[4], namentlich aber im Süden wurde der erbittertste Gebirgskrieg geführt.

---

[1] Mommsen II, 209.
[2] Vgl. Mommsen II, 162.
[3] Ebenda III, 263.
[4] Ebenda 271 ff.

Hier lag die überaus feste Bergstadt Uxellodunum, das heutige Capdenac, das, obwohl jetzt nur noch ein ruinöses Landstädtchen, noch immer ein imposantes Gebirgsbild bietet. Ueber dem tief eingeschnittenen, einen Halbkreis beschreibenden Lotthale auf einem isolirten, überaus steilen Felskegel gelegen[1], konnte sich der Ort lange halten und sah sich erst, nachdem ihm mittelst unterirdischer Stollen das Wasser abgeschnitten worden war, zur Kapitulation (52 v. Chr.) gezwungen.[2] Das so erworbene Terrain wurde, ähnlich wie die Pyrenäen, in Folge seiner warmen Quellen bald zu einem Favoritgebiet der vornehmen Welt Roms, wie die Ruinen eines Pantheons aus der Zeit des Augustus sowie verschiedener römischer Badeanlagen[3] in dem 1046 m. hoch am Fuß des Puy de Sancy in dem innersten Heiligthum der Gebirgswelt der Auvergne belegenen Mont Dore les Bains bezeugen. Demnach dürfte die Kenntniß dieses Berggebietes in der damaligen Zeit eine ziemlich eingehende gewesen sein.

Die Vogesen anlangend, so bewegen sich die Kämpfe Cäsars, namentlich das wilde Ringen mit Ariovist, mehrfach wenigstens am Fuße jenes Gebirges, das bekanntlich damals noch seinen unverstümmelten Namen Vosagus (Wasgenwald) trug; insonderheit fand die große Entscheidungsschlacht des Jahres 58 jedenfalls in der Nähe von Belfort statt.[4] Wir dürfen darnach wohl annehmen, daß wenigstens gelegentlich von Recognoscirungs- und Fouragirstreifzügen auch in das Gebirge selbst eingedrungen wurde, wennschon nach der ganzen Lagerung desselben, die eine Umgehung so leicht macht, von Uebergängen durch das Gros der Armee nicht die Rede sein konnte.[5]

---

[1] Siehe meine „Frühlingsfahrten“ pp., S. 225.

[2] Mommsen III, 276.

[3] Vgl. Gsell-Fels, Südfrankreich, 2. Aufl. S. 432.

[4] Caes., de bell. gall. 1, 41. Die Oertlichkeit fixirte Napoleon, précis p. 35. Vgl. Mommsen, a. a. O. III, S. 240 ff.

[5] Auch Mommsen deutet etwas Aehnliches an, wenn er S. 241 Anm. sagt: „Von Besançon aus beherrschte Caesar die Gegend von Epinal“ pp.

Schließlich tritt um die nämliche Zeit selbst das fernste gallische Erhebungsgebiet, die silva Arduenna, etwas aus dem Dunkel heraus, in welchem sie bis dahin um so mehr vergraben lag, als damals noch von dort ab bis an die Nordsee hin sich ein einziger Urwald ausdehnte. In diese Wildniß hinein verfolgten die Römer die zurückweichenden Moriner und Menapier, indem sie mit der Axt sich eine Straße zu bahnen versuchten, „zu deren beiden Seiten die gefällten Bäume als Verhacke gegen feindliche Ueberfälle aufgeschichtet wurden." Allein schon nach wenigen Tagen mühseligsten Marschirens hielt selbst ein Cäsar den Rückzug aus jenem Labyrinthe für geboten.[1] Zwei Jahre später, 55 v. Chr., ward zwar der Versuch, dort einzudringen, nochmals unternommen, aber wiederum ohne Erfolg. —

4. Die Römer in den Mittelgebirgen Deutschlands und Großbritanniens.

Wie nach Westen so erweiterte sich um dieselbe Zeit, ja direkt veranlaßt durch die gallischen Occupationen, welche schon der Defensive wegen den Blick der Römer über den Rhein hinüber lenkten, der orographische Horizont der Letzteren auch nach Norden hin. Das ausgedehnte und wichtige Gebiet der deutschen Mittelgebirge war es, das jetzt aus dem Dunkel zu treten begann. Der große Cäsar lüftete zuerst den Schleier. Allerdings sind seine Verdienste in dieser Beziehung mehr nur mittelbarer Art, indem er nicht selbst[2] in jene Erhebungsregionen eindrang, sondern lediglich Erkundigungen über dieselben gelegentlich seines Aufenthaltes auf deutschem Boden einzog. Doch waren diese letzteren immerhin bedeutsam genug. Sie führten an Stelle der Alpen, die dem

---

[1] Ebenda S. 249. Vgl. Ritter, Gesch. der Erdkunde, 2. Aufl. S. 102.

[2] Irrthümlicherweise läßt ihn Ritter a. a. S. O. 103, bis an die Silva Bacensis vordringen. Siehe dagegen Kiepert, a. a. O. S. 536, A. 4.

klassischen Alterthum unter dem vagen Namen der Arkynien als Nordgrenze der bekannten Welt gegolten hatten, eine noch nördlicher postirte Parallele in die Erdkunde jener Zeit ein, die ebenfalls unter jenem Namen (silva Hercynia) figurirt, den langen, wenn auch vielfach unterbrochenen Gürtel von Waldgebirgen, der sich in der That von den Rheingegenden im Westen „bis zur dakischen Grenze" erstreckt und jenseits dessen erst die eigentliche Nordhälfte unseres Erdtheiles beginnt.

Nicht früher als in der Zeit des Augustus dringt Rom auch thatsächlich in diese gefürchteten Waldgebirge ein. Die Alpen gaben dazu den ersten Anstoß. Es war Tiberius, der gelegentlich seines schon früher erwähnten, vom Bodensee ausgehenden Feldzuges im Jahre 15 v. Chr., um die von den Nordflanken der Alpen bis an die Donau hin wohnenden Vindelicier zu bekämpfen, bis in den Schwarzwald und an die Quellen des eben genannten Stromes vorrückte [1], als deren eigentlicher Entdecker er sonach wohl bezeichnet werden kann. [2]

Die damit zum erstenmal von den Römern betretene, bis an die „Alba" (rauhe oder schwäbische Alb) reichende und den Schwarzwald (Abnoba, im 3. Jahrh. silva Marciana genannt) einschließende gebirgige Südwestecke Deutschlands, die von dem Rheinknie umflossen und von den Quellgewässern des Neckar und der Donau durchzogen wird, sowie früher von den Helvetiern, dann von Oriovist occupirt worden war, gestaltete sich übrigens infolge ihrer von den Eindringlingen wohl erkannten Wichtigkeit in der Folgezeit, nachdem sie unter Domitian oder Trajan förmlich besetzt worden war, zu einem wahren Favoritbesitze der Herren vom Tiberstrande. Kolonien von Veteranen (daher nach dem zu entrichtenden Pachtzehnten agri Decumates genannt) wurden dort angesiedelt, Grenzbefestigungen und Straßen angelegt, Villen

---

[1] Peter, Geschichte Roms III, 61.

[2] So Ritter S. 103. Vgl. auch Strabo, l. l. VII, 292.

und Bäder gebaut. Bezüglich der letzteren war namentlich Baden (Aquae Aureliae oder Colonia Aurelia Aquensis) hochberühmt und luxuriös ausgestattet.[1]

Leider nur war der schöne Besitz nicht von Dauer. Denn seit 214 n. Chr. drangen die Alemannen vom Rhein her in das „Zehentland" ein und „mit dem Jahre 305 (also nur 90 Jahre später) hört schon jede Spur des Römerbesitzes in diesem Südwesten Germaniens völlig auf."[2]

Nur wenige Jahre nach dem Zuge des Tiberius haben wir ein neues Eindringen in deutsche Gebirge seitens der Römer zu verzeichnen und zwar tritt uns dabei ein Mann entgegen, den wir schon bei dem früher geschilderten Alpenkriege kennen lernten, Drusus, dem ein Hauptantheil an der Erschließung der innergermanischen Erhebungsgebiete zukommt. Doch sind es jetzt die am anderen Ende unseres Vaterlandes, im Nordwesten belegenen Mittelgebirge, die von dem eben erwähnten großen Feldherrn und seinen Nachfolgern durchmessen werden.

Es darf uns eine so bedeutende Verlegung des Schauplatzes der kriegerischen Operationen nicht Wunder nehmen. Denn in der angegebenen Richtung vermochten ja die Römer vom benachbarten gallischen bezieh. belgischen Besitze aus allein über offenes Flachland in das Herz Germaniens einzudringen.[3]

Ueber ein Vierteljahrhundert haben die mit außerordentlich wechselndem Erfolge in jener Gegend geführten Kämpfe gewährt. Die vielverzweigten Gebirgsmassen zwischen Niederrhein und Mittelelbe waren es, zwischen denen sie sich vorzugsweise bewegten und deren Entschleierung sie zu Gute kommen. Namentlich aber bil-

---

[1] Vgl. Kiepert, a. a. O. S. 522. Desgleich. Ritter, a. a. O. S. 112: „Ausgrabungen im Schwarzwald, auf der rauhen Alp, im Odenwald, Spessart ꝛc. haben Römerstraßen und Römermonumente aufgedeckt." Siehe auch die dort angegebenen Spezialquellen.

[2] Ritter, ebenda.

[3] So Peter, a. a. O. S. 63.

dete ein Glied jenes allgemeinen Erhebungsgebietes so zu sagen den Kern und immer wieder berührten Mittelpunkt des ganzen wilden Ringens zwischen altdeutscher und altromanischer Welt, dies ist das Gebirge an den Lippe-Quellen, das in der That auch so ziemlich die Mitte zwischen den genannten Flüssen markirt, der sogenannte Teutoburger Wald, die gefeiertsten Höhen deutschen Landes, die ihren Ruhm eben jenen Feldzügen verdanken.

Wie wenig diese Letzteren aber im Einzelnen der Erd- und Gebirgskunde nützten, das beweist am besten der Umstand, daß mit absoluter Sicherheit noch nicht einmal jener ihr Angelpunkt, eben der Teutoburger Wald, mit den uns heute bekannten dortigen Gebirgszügen hat identifizirt werden können [1] und daß eine kaum geringere Unsicherheit auch betreffs der übrigen in Frage kommenden Gebirge besteht.

Das Einzelne der wichtigen Kämpfe angehend, so gelang es dem Drusus durchaus schon gelegentlich seines ersten Zuges i. J. 11, wenigstens die Hälfte des bezeichneten Gebietes, die Parthie zwischen Rhein und Weser zu kreuzen, aber auf dem Rückwege wurde er eben in den Waldgebirgen an den Lippe-Quellen angegriffen, in einer Schlucht eingeschlossen und schließlich nur noch durch die Sorglosigkeit und Beutegier der Feinde gerettet. Dies war die erste Schlacht im Teutoburger Walde. Sie führte zur Anlegung des bekannten Kastells Aliso an der oberen Lippe, das, ebenso wie das um dieselbe Zeit geschaffene, Mainz gegenüber gelegene „Kastell", zur Behauptung dieser schwer zugänglichen Gebirgsdistricte dienen sollte. [2]

Uebrigens schuf Drusus im folgenden Jahre (10) selbst ein ganzes System solcher Befestigungen, das, ähnlich geartet wie die übrigen „Römerwälle", über den Taunus hinweg in's Land hineinlief. Auf dem letztgenannten Gebirge hatte dabei ein stärkeres

---

[1] Die neuesten Untersuchungen hierüber bei Peter S. 85.

[2] Peter, a. a. O. III, 65 f.

Fort seine Stelle gefunden.[1] Die waldige Erhebung wurde daneben, ähnlich wie der Schwarzwald, infolge ihrer Heilquellen bald auch zu einem beliebten Reiseziele der Römlinge und das an seinem Fuße belegene Wiesbaden als aquae Mattiacae eine blühende Niederlassung.

Das nächste Jahr (9) sah den kühnen Feldherrn auf seinem bedeutendsten, leider bekanntlich aber zugleich letzten Zuge in das Innere unserer Heimath. Unglücklicherweise lassen sich nur hier die topographischen Details, so viel man sich auch in kühnen Hypothesen ergangen hat, ebenfalls nicht annähernd mehr feststellen.[2] Namentlich hat sich die früherhin weitverbreitete Ansicht, daß der Zug aus dem Gebiete der fränkischen Saale am Rhöngebirge vorbei über den Thüringer Wald ging, als unbegründet erwiesen und es läßt sich, wie Peter bemerkt, mit Wietersheim (Gesch. der Völkerwanderung) nur so viel annehmen, daß Drusus sein diesmaliges Ziel, die mittlere Elbe, in ziemlich gerader Richtung von Mainz aus erreicht habe. Für unseren Zweck würde sich daraus allerdings auch ergeben, daß er verschiedene, bis dahin von der Kultur noch nicht berührte Gebirge des inneren Deutschlands, namentlich die Erhebungsgebiete Hessens und Thüringens sowie vielleicht selbst den Harz wenigstens gestreift habe.

Von da ab verstrichen mehrere Jahre, ehe das in dieser Weise flüchtig erschlossene Gebiet wieder besucht, beziehentlich eingehender durchforscht wurde. Dies letztere geschah seitens des Tiberius, welcher im Jahre 4 n. Chr. sogar in der Nähe jenes viel umworbenen Waldgebirges an den Quellen der Ems und Lippe zu überwintern wagte.[3] Von dort dehnte er dann im nächsten Frühling seinen Zug, ähnlich wie Drusus, ebenfalls bis an die Elbe aus. Schon aber nahte die verhängnißvolle Zeit, die eben

---

[1] Tacitus, Ann. I, 56.
[2] Vgl. Peter III, 67, A.
[3] Peter S. 79.

in jenen Bergen, wo die Römer am Nachdrücklichsten den deutschen Widerstand bekämpft hatten, die Macht, die die Usurpatoren damit erlangt zu haben glaubten, mit einem Schlage brach. Im Jahre 9 n. Chr. verlor der römische Feldherr Varus in einem unwegsamen Waldgebirge, das jetzt zum ersten Male unter dem Namen des saltus Teutonicus[1] auftritt und das nur ganz allgemein als etwa identisch mit dem sog. Osning, namentlich dessen südlichem, in der Nähe der Quellen von Ems und Lippe sich hinziehenden Theil angesehen werden kann, Schlacht und Leben.

Indeß auch nach dieser Katastrophe hatte das an sich so bedeutende Erhebungsgebiet seine Rolle noch nicht ausgespielt. Das vergossene Römerblut forderte Rache und es war Niemand anders als der große Sohn des großen Drusus, Germanicus, der ausersehen sein sollte, dieselbe zu üben. Drei Jahre lang, von 14—16 n. Chr., kämpfte er in dem Nordwesten Deutschlands, und der Teutoburger Wald war auch jetzt wieder der ungefähre Mittelpunkt des wilden Ringens. Gelegentlich des zweiten Feldzuges i. J. 15 suchte der pietätvolle Held selbst direkt, ohne strategisches Interesse, den Schauplatz der großen Niederlage des Jahres 9 auf, der noch durch umherliegende Waffenreste, Pferdegerippe, an die Bäume geheftete Köpfe von Gefallenen oder von den auf den gleichfalls noch stehenden Altären durch die Sieger geschlachteten Gefallenen kenntlich war.[2]

Der Rückmarsch von da an den Rhein, den eine Abtheilung unter Cäcina antrat, traf beiläufig in einem Waldthale auch auf

---

[1] So Tacit., Ann. I, 60. Die Angaben sind, wie schon erwähnt, so vag, daß man verschiedene Territorien als Schauplatz der Katastrophe in Anspruch nehmen konnte, so noch neuerdings Hülsenbeck (Forschungen zur deut. Gesch., Bd. 6, K. 3, S. 413 ff.) die „Haar" zwischen Lippe und Ruhr. Doch weisen die erwähnte Angabe des Tacitus und verschiedene, auch aus dem Feldzuge des Germanicus abzuleitendende Schlüsse entschieden auf die oben genannte Gegend hin. Vgl. Peter III, 85.

[2] Peter III, 168.

einen auf zahlreichen Brücken ruhenden, etwa um das Jahr 1 v. Chr. von Domitius, dem damaligen Statthalter am Rhein, angelegten Dammweg, wohl die erste aller deutschen Bergstraßen, deren Existenz zugleich beweisen dürfte, wie sehr sich die Römer die Gewinnung und Behauptung jener gebirgigen Gegend angelegen sein ließen. Uebrigens war bei der Ankunft des Unterfeldherrn diese Kunststraße bereits in Verfall und die Römer gingen daran, sie auszubessern, wurden aber dabei von den Deutschen überfallen und bekanntlich arg bedrängt.[1]

Auch das letzte Jahr der Thätigkeit des Germanicus in Deutschland sah denselben über den alten Centralpunkt nicht viel hinaus kommen.[2] Allerdings hatte er beabsichtigt, nach dem Vorbild seines Vaters bis an die Elbe vorzudringen, indeß in den Bergen der mittleren Weser stieß er auf die Feinde, die ihm so viel zu schaffen machten, daß unterdeß die günstige Jahreszeit verstrich und schließlich der Rückzug angetreten werden mußte, auf welchen gar bald die Abberufung des kühnen Strategen folgte. In der Folgezeit aber ist nie wieder ein römisches Heer in jene Gebirgsgegenden eingedrungen, die eine geraume Zeit lang als rechte „portae“ in das Herz Deutschlands so heiß umworben waren. Wir haben also in den bisher dargestellten Leistungen alles aufgeführt, was Rom und das Alterthum überhaupt im westdeutschen Mittelgebirge erreichte.

So wenig dies aber auch scheinen mag, so muß es doch immer noch ansehnlich genannt werden bei einem Blick auf die mehr centralen und östlichen Gebirgsgebiete unseres Vaterlandes, die zwischen der Donau und der oberen Oder gelagert sind.

Allerdings wird uns auch von dort ein Eindringen römischer Heeresmassen gemeldet. Etwa um das Jahr 1 v. Chr. soll L. Domitius Ahenobarbus, der Großvater des Nero, von Rhätien

[1] Ebenda 169.
[2] Ebenda 172 ff.

aus, also von den Donauprovinzen her, einen Zug bis über die Elbe nnternommen haben, wobei vielleicht die thüringischen, sächsischen oder böhmischen Mittelgebirge berührt worden sind. Allein einmal beruht die Kunde von diesem wichtigen Unternehmen nur auf zwei Quellen [1], sodann fehlt es auch an allen weiteren Details. Die Unternehmung aber, die Tiberius gegen jene Parthie deutschen Territoriums plante, welche er mit Recht als den zweiten Stützpunkt der Widerstandskraft der Feinde betrachtete, kam nicht zur vollen Durchführung. Bereits war der Oberfeldherr von Karnuntum (Haimburg in Ungarn) aus in das rings von einem Gebirgswall umzäunte Böhmen vorgedrungen und der ihm auf seinen Befehl vom Rhein her durch den hercynischen Wald entgegenrückende Saturninus nahe herangekommen, als ein in Dalmatien und Pannonien ausbrechender furchtbarer Aufstand die ganze römische Macht dorthin sich wenden ließ.[2] In der Folgezeit sollte es auch an dieser Stelle zu einem Wiederaufnehmen des kühnen Projekts nicht mehr kommen.

Gleichwohl dürften Römer auch in damaliger Zeit schon und vielleicht noch viel früher die Gebirge jener Gegenden betreten und kennen gelernt haben, aber allerdings auf friedlichen Wegen. Namentlich wird durch den Bernsteinimport in dieser Hinsicht viel geschehen sein. Derselbe schuf nachweislich bestimmte Reiserouten der römischen Händler, die, weil sie von der Donau ausgingen, gar nicht umhin konnten, die zwischen diesem Fluße und der Oder mitteninne liegenden zahlreichen Erhebungen, namentlich den Böhmerwald und das Riesengebirge, zu kreuzen.[3] Aus solchen mehr privaten Quellen mochten wohl neben manchem Anderen auch die Einzelnamen stammen, mit denen wir auf der ptolo-

---

[1] Tacit., Ann. IV, 44. Dio, Fragm. LV, 10a. Vgl. Peter, a. a. O. S. 69 u. S. 79.

[2] Peter, a. a. O. S. 79.

[3] Vgl. Ritter, Gesch. der Erdk. ꝛc. S. 107.

mäischen Karte die Gebirge der angegebenen Landstriche belegt sehen.[1]

So gering übrigens im Allgemeinen die Thaten der Römer in den Gebirgen unserer deutschen Heimath waren, sie schwangen sich trotzdem — und das sei hier mehr der Kuriosität halber noch nachgetragen — selbst schon zu dem Versuche auf, jene unsere vaterländischen Höhen bildlich darzustellen. Es geschah dies bei Gelegenheit des Triumphzuges des Germanicus in Rom i. J. 17, wo ausdrücklich neben den erbeuteten Waffen und dergl. auch Abbildungen von Flüssen und Bergen sowie den gelieferten Schlachten als Zuthaten für die Feier erwähnt werden, jedenfalls die ersten malerischen Darstellungen deutscher Gebirge.[2] —

Obwohl die Römer mit dem Teutoburger Wald und der Porta Westphalica schon weit von der südlichen Heimath sich entfernt hatten, so bezeichnen jene Angelpunkte, um die sich ihre Kämpfe im Nordwesten Deutschlands bewegen, doch noch bei weitem nicht die Nordgrenze des von ihnen eroberten orographischen Horizontes. Auch mit den Gebirgen des fernen Britanniens sollten sie durch ihre Züge bekannt werden.

Dort war durch mehrere Kriege zuerst allerdings nur der flachere Südosten Englands gewonnen worden, aber schon damals tritt der gebirgige Westen insofern wenigstens indirekt auf, als Ostorius es für nöthig hielt, am Avon und Severn, jenseits welcher Flüsse das Erhebungsgebiet beginnt, eine Kette von Befestigungen, wie sie Rom in solchen Fällen anzuwenden liebte, anzulegen, um die Bergvölker von den eroberten Territorien zurückzuhalten.[3] Derselbe Feldherr ging indeß in derselben Richtung bald darauf auch schon offensiv vor. Nachdem

---

[1] Vgl. Kiepert, a. a. O. 536. Gabreta = Böhmerwald, Sudeta = Erzgebirge, Asciburgium = Riesengebirge u. s. w.

[2] Vgl. Peter, a. a. O. III, 179.

[3] Ebenda S. 268.

er auf einem ersten Zug, von welchem ihn nur ein in seinem Rücken ausgebrochener Aufstand zurückrief, durch die Gebirge von Wales (Cambrian Mountains) bereits bis nahe an das irländische Meer gelangt war, focht er im J. 50 in der nämlichen Gegend zum zweitenmale, und die Naturbeschaffenheit des Terrains ließ ihn manche schlimme Erfahrungen machen, bis er endlich das Glück hatte, die am Abhang eines steilen Gebirges aufgestellte feindliche Armee in einer Entscheidungsschlacht völlig zu schlagen.[1] Trotzdem währte eine Art Guerillakrieg dortselbst noch lange; ja im J. 52 mußte sich Didius, der Nachfolger des Ostorius, damit begnügen, die aus jenen Gebirgen selbst hervorgebrochenen Siluren dahin zurückzutreiben, ohne das schwierige Terrain selbst einnehmen zu können.[2] Auch ein gegen dieselben etwa 20 Jahre später unternommener Zug des Statthalters Julius Frontinus vermochte nur eine unvollkommene Pazifikation jener Distrikte zu erreichen.[3]

Erst durch die großartigen Kriegsthaten des Agricola in den J. 78—84 wird Bedeutenderes ausgerichtet. Dieser geniale Feldherr drang nicht allein bereits im ersten Jahre seines Oberbefehls in die Gebirge in Nordwales ein, wo die wilden Ordovicer, die sich bis dahin noch nie unter die römische Herrschaft gebeugt hatten, wohnten, und schlug sie auf einer schwer zugänglichen Höhe, sondern er unterwarf auch den gebirgigen Norden Englands (Pennine chaine) und im J. 80 selbst das noch ungleich mehr coupirte Südschottland.[4]

In das centrale Gebirge des mittleren Schottlands drang er zwar zur Zeit noch nicht ein, sondern begnügte sich vorläufig damit, den schmalen Isthmus zwischen dem Firth of Clyde und

---

[1] Vgl. Peter, a. a. O. III, S. 269.
[2] Ebenda 270.
[3] Ebenda 482 f.
[4] Ebenda 483 ff.

dem Firth of Forth wieder durch einen der beliebten Schanzengürtel abzuschließen, aber gerade dieses sein Thun bezeugt es, daß er schon eine Kunde von der wilden Natur des jenseitigen Territoriums besaß. Trotzdem wagte er sich in den J. 83 und 84 auch dort hinein und schlug zuletzt die unbändigen Caledonier, welche in jenen Bergen hausten, „am Berge Graupius“ vollständig.[1]

Leider vermögen wir den Letzteren mit einem der uns heute bekannten schottischen Gebirge nicht mehr zu identifiziren, doch dürfte die Lokalität der Schlacht ohne Zweifel an den Südostabhängen des centralen Zuges, im heutigen Angus, in der Landschaft Forfar zu suchen sein.[2] Bekanntlich aber gewann der mystische Graupius insofern eine größere Bedeutung, als „Lokalgelehrte des vorigen Jahrhunderts“ infolge der falschen Leseart Grampius auf den Einfall kamen, das Hauptgebirge Schottlands „Grampian Mountains“ zu taufen, eine Benennung, die sich bis heute erhalten hat.[3]

Jedenfalls hatte Agricola auch die Absicht, zu Land bis an das Nordende der Insel vorzubringen, wodurch jene ganze nördliche Gebirgswelt in das Licht gerückt worden wäre, allein seine bald erfolgte Rückberufung verhinderte ihn daran. Damit aber sehen wir auch die nördlichste Linie der Gebirgsforschung der Römer erreicht. Bis in das großartige Erhebungsgebiet des doch so nahen Skandinaviens oder gar der arktischen Regionen ist weder das Volk von der Tiber noch das Alterthum überhaupt gelangt. —

5. Römische Leistungen in den Gebirgen der Balkanhalbinsel.

Ungleich bedeutender als im Norden Europas waren die Thaten der Römer auf dem Gebiete der praktischen Gebirgsfor-

---

[1] Ebenda S. 484.
[2] Ebenda S. 484 u. 85.
[3] Vgl. Kiepert, a. a. O. S. 532, A. 1.

schung im Südosten unseres Kontinents, vor Allem auf der Balkanhalbinsel. Freilich lagen auch hier die Verhältnisse insgesammt unendlich günstiger als dort. Nicht allein war es lediglich ein schmaler, vom Handel Roms nothwendigerweise berührter Meeresarm, der jenes Gebiet von Italien trennte; auch bildeten die Erhebungen dortselbst nicht nur eine wirkliche Fortsetzung der Alpenkette, so daß die Eroberung der letzteren unwillkürlich auch zum Eindringen in die ersteren führen mußte, wie denn ganz unzweifelhaft die Anlage von Aquileja nicht bloß die Ostalpen im Auge hatte sondern entschieden auch bereits nach jener ihrer natürlichen Verlängerung im Osten schielte [1], — nein, die Hauptsache war, daß die Gebirge der griechischen Halbinsel bereits innerhalb des Gebietes der Kultur lagen und längst durchmessen und bekannt waren, sowie daß gerade die Römer, als die eigentlichen Erben der Griechen nicht nur in materieller sondern auch in geistiger Beziehung wie auch speziell bei ihrem bekannten Verhältnisse zur griechischen Literatur, von jenen Forschungsresultaten viel hatten profitiren müssen. Die Namen, die Lage und selbst noch manche besondere Eigenschaften der hauptsächlichsten Gebirge der östlichen Nachbarhalbinsel wie des Olympos, des Ossa, des Pindos, des Parnaß u. s. w., waren schon den Schulknaben an der Tiber geläufig und bekannt, besser und eher sogar, als die heimathlichen Alpen und selbst der nahe Apennin, zumal eben jene Gebirgslokalitäten — man denke nur an die Thermopylen, das Thal Tempe u. dergl. — in den griechischen Schriften eine so große Rolle spielen.

Daher kommt es aber auch, daß das Vordringen der Römer im Bereich jener Erhebungen keine eigentliche Entdeckung, sondern nur Erweiterung, bez. Auffrischung von bereits Bekanntem war und demnach, obwohl extensiv und intensiv an sich viel bedeutender, als die Züge in den nordeuropäischen Gebirgen, doch an Werth den letzteren nachsteht.

---

[1] So auch Mommsen, a. a. O. II, 163 und I, 736.

Uebrigens gingen, obgleich mit der Zeit die römische Herrschaft ganz von selbst auch über Griechenland sich ausgedehnt haben würde, doch die direkten Anlässe zum Eindringen von dort aus. Schon im 3. Jahrh. v. Chr. hatte sich im Kriege des Pyrrhos die Nachbarschaft drüben als eine bedenkliche entpuppt. Ein halbes Jahrhundert später nöthigte die von ostadriatischen Küsten aus schwunghaft betriebene Piraterie zum Einschreiten und brachte das erste sich Festsetzen Roms an jenen Felsengestaden mit sich. Im zweiten mazedonischen Kriege, abermals fünfzehn Jahre später, gaben die so erlangten Stützpunkte an der griechischen Westgrenze die Ausgangsstätten für das erste Eindringen in das Innere, den ersten Zug römischer Soldaten über griechische Berge ab.

Dieser erste Einbruch war aber nicht bloß überhaupt gleich einer der kühnsten und schwierigsten Gebirgsmärsche, den Römer je ausgeführt, sondern er wurde auch für die Folgezeit insofern sehr wichtig, als die allerdings auch wieder bereits von früheren Handelspfaden vorgezeichnete Trace desselben nicht nur fernerhin noch wiederholt eingehalten, sondern schließlich sogar durch Anlegung einer hochwichtigen Heerstraße ausgezeichnet wurde.

Es war der Prokonsul Publius Sulpicius Galba, der die eben erwähnte kühne Wanderung ausführte. Er brach im Frühjahr 199 aus seinem Winterquartiere Apollonia (unweit des heutigen Avlona in Albanien) auf, um auf dem kürzesten Wege in das Innere Mazedoniens zu gelangen. Nachdem er die westlichen Parallelketten überstiegen, erreichte er die Hauptkette, das mächtige Rückgrat, das die ganze griechische Halbinsel vom Norden bis zum Süden ziemlich genau in der Mitte durchzieht, und überwand auch diese gewaltige Scheidemauer glücklich. Ja er folgte seinem Gegner darauf selbst noch bis zu den nächsten Erhebungsgebieten, und dort, an dem Engpasse, „der die Landschaften Lynkestis und Eordaea scheidet", kam es sogar zu einer großen Schlacht. Doch hielten es die Römer, trotzdem daß sie hier den

Sieg errangen, nicht für gerathen, „in dem unwegsamen und feindlichen Land weiter unbekannten Gefahren entgegenzuziehen," sondern kehrten auf dem alten Wege wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurück.[1]

Schon im folgenden Jahre, 198, sollte die in dieser Weise gewonnene flüchtige Bekanntschaft mit den westlichen Naturschutzmauern Mazedoniens ihre Früchte tragen. Zunächst hatte der kühne Recognoscirungszug die Folge, daß der König Philippus, um nicht die Feinde in so störender Weise von Neuem mitten in seinen Landen anzutreffen, ihnen bis an das äußerste Eingangsthor entgegenrückte. Dies war das enge Defilé, durch welches der Aoos (jetzt Viosa) zwischen den Bergen Aeropos und Asmaos sich hindurch windet, ehe er in die offeneren Strandgebiete oberhalb Avlona heraustritt. Der Name der heutigen, in jener Gegend befindlichen Ortschaft „Clissura" deutet die Beschaffenheit der Lokalität an.

Dort faßte der Erbe des großen Alexander in einer noch durch die Befestigungskunst verstärkten Stellung Posto, um, wie ehemals Leonidas an den Thermopylen, die fremden Eindringlinge vom geheiligten Boden des Hellenenthums fern zu halten. Es sollte ihm aber auch das Geschick jenes edlen Spartanerkönigs nicht erspart bleiben. Nachdem der neuernannte römische Feldherr, Flaminius, vierzig Tage dem Gegner unthätig gegenüber gelegen, gelang es ihm, Dank der Verrätherei einiger vornehmer Epiroten, auf Bergpfaden eine Abtheilung seines Heeres in den Rücken der Gegner zu dirigiren und einen vollständigen Sieg zu erringen.[2]

Von da ab faßte Rom in den Westumrandungen Mazedoniens bezieh. unter Benützung älterer Befestigungsanlagen[3] festen Fuß

---

[1] Mommsen, a. a. O. I, 682 ff.
[2] Ebenda I, 686 ff.
[3] Ebenda I, 740 und 741.

und die schützenden Thore wurden nun zu gewöhnlichen Einbruchs-pforten. So z. B. im Kriege gegen Antiochos von Asien, wo 192 v. Chr. Appius Claudius mit 2000 Mann von Apollonia nach Thessalien marschirte.[1]

Aehnliches geschah dann wieder im dritten mazedonischen Krieg, bei dessen Beginn 171 der Konsul P. Licinius Crassus „wie gewöhnlich" von der Adria-Küste nach dem thessalischen Lande aufbrach, und zwar, ohne daß er auf diesem schwierigen Gebirgsmarsche von den Feinden irgendwie beunruhigt wurde, wie dies ein Vierteljahrhundert früher seinem Vorgänger, dem Bahnbrecher auf dieser Route, Galba, widerfahren war. Der Schwerpunkt der Bewegung rückte eben jetzt immer bestimmter nach dem anderen griechischen Gebirgsgebiete von maßgebender Bedeutung, nach den Bergen Thessaliens, im gerade entgegengesetzten Theile der Halbinsel, wohin bereits Philippus seiner Zeit nach dem Ueberfall am Aoos sich zurückgezogen und dann auf dem Plateau des Kara Dagh die bekannte Niederlage von Kynoskephalä erlitten hatte. Hatte aber damals sowie später im Kriege mit Antiochos, der z. B. 191 um Larissa tobte[2], der Kampf die bedeutenderen Erhebungen noch aus dem Spiele gelassen, so drehte er sich jetzt vorzugsweise um diese letzteren. Im Jahre 169 überschritt der Oberfeldherr Q. Marcius Philippus die Olympkette und zwar auf schwierigen Bergpfaden, indem er den von den Gegnern stark besetzten Paß von Lapathus umging und so ganz unvermuthet in Mazedonien erschien. In Folge freiwilliger Uebergabe fiel bald darauf auch der Paß von Tempe, die bedeutendste Naturpforte in der mächtigen Südumwallung Mazedoniens, die damals gleich-

---

[1] Mommsen I, 709. Damals, im Frühjahr 191, überschritt auch das erste römische Heer unter Manius Acilius Glabrio den im Sturm beiläufig unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie zu des Leonidas Zeit, genommenen weltberühmten Thermopylenpaß. Ebenda S. 709 und 710.

[2] Ebenda I, 710.

falls überaus stark befestigt war.[1] Allerdings ruhten daneben die Kämpfe an den Westpforten noch nicht gänzlich; vielmehr war dort noch im Winter zuvor Appius Claudius, der das wichtige Gebiet des Gebirgssees von Ochrida besetzt hielt, bei einem Versuch, von da aus nach Mazedonien einzufallen, geschlagen worden.[2] Indeß im Allgemeinen befanden sich doch nach Einnahme auch jener Südpässe die Schlüssel zum alten Stammreiche des großen Alexander in den Händen der Römer und dies bedingte den definitiven Fall des Landes.

Dieser letztere aber war wieder von den weitreichendsten Folgen begleitet und kam namentlich auch der Gebirgsforschung zu Gute, dies nach zwei gerade entgegengesetzten Richtungen hin. Nicht allein, daß, da der Erwerb Mazedoniens den Besitz Griechenlands nach sich zog, nun auch die Gebirge des letzteren in den Umkreis römischer Herrschaft fielen, nein, auch die mächtigen Erhebungen, welche Mazedonien näher oder ferner im Osten, Norden und Nordwesten umschließen, mußten jetzt eine Rolle auf dem Schauplatze übernehmen.

Wohnten doch in oder wenigstens dicht hinter diesen Naturscheidewänden barbarische Völker wildester Art, gegen welche die Herrscher von Mazedonien, von Philippus, dem Vater des Alexander, ab bis auf Philippus und Perseus, den letzten Königen des Reichs, ununterbrochen hatten unter Waffen stehen, bezieh. eine regelrechte Grenzwache unterhalten müssen.[3] Ja die mazedonische Armee verdankte selbst ihre wenigstens relative Vorzüglichkeit sogar noch in den letzten Zeiten eben jenem steten Grenzkrieg in den Gebirgen.[4] Mehrfach freilich hatten bekanntlich trotzdem die übeln Nachbarn die natürliche Umzäunung durchbrochen und waren, wie

---

[1] Mommsen I, 744.
[2] Ebenda 743.
[3] Ebenda 661.
[4] Ebenda 735.

beispielsweise die Kelten, durch Mazedonien hindurch selbst bis in's eigentliche klassische Hellas verwüstend vorgestürmt. Mazedonien hatte daher im Grunde den Beruf gehabt, nicht nur das eigene Gebiet, sondern die gesammte damalige Civilisation gegen die Unkultur zu vertheidigen.

Dieses Amt ging jetzt auf die Römer über und wurde für sie ein um so verantwortungsreicheres, als „die großen Völkermassen, die hinter jenem gewaltigen Gebirgsvorhang ewig auf und nieder wogten"[1], anfingen, immer ungestümer an die Thore der nördlichen Gebirge zu pochen.

Rom, das ja mit zur Kulturwelt des Alterthums zählte, diente darum aber auch sich selbst, und zwar nicht bloß im engherzigen Sinne der Behauptung der eroberten griechischen Halbinsel, wenn es jene Grenzgebirge vertheidigte, bezieh. eroberte. Seine eigensten vitalen Interessen standen auf dem Spiele, wenn jene Ultramontanen gefährlichster Sorte an welchem Punkte der großen, die drei Mittelmeerhalbinseln vom centralen Europa abscheidenden Naturschutzmauer auch immer einen Einbruch vollführten. Es mußte sogar höchst vortheilhaft erscheinen, daß nun auch der letztgenannte Ostflügel des langen Zuges Rom näher gebracht worden war, damit auf diese Weise der gesammte Vertheidigungswall, von welchem die römische Kulturwelt schon den Westflügel, die Pyrenäen, und das Centrum, die Alpen, besaß, in eine Hand gelegt und die Gegner auf der ganzen Linie einheitlich abgewehrt wurden, abgesehen davon, daß Rom, wenn es die Barbaren an der unteren Donau im Zaume hielt, damit auch seine Besitzungen am Mittellaufe dieses Stromes bezieh. selbst am Rhein vor Flankenbedrohungen schützte.

Das aus ähnlichen Beweggründen seiner Zeit nothwendig gewordene Werk der Occupation der Alpen forderte seine Fortführung nach Osten, wohin jene Gebirge eben selbst ihre Fort-

---

[1] Mommsen II, 159.

etzung finden. Es legten dies Werk endlich noch ganz besondere strategische Gesichtspunkte nahe. Die wichtige Besitzung Griechenland durfte nicht nur von einer Verbindungslinie, dem Seewege, abhängig sein. Es mußte ein Landweg geschaffen werden, gerade so, wie die pyrenäische Halbinsel, die zuerst gleichfalls nur zur See erreicht worden war, dann eine Ueberlandverbindung über die trennenden Pyrenäen hinweg erhalten hatte.

Betreffs der Ausführung dieser großen Aufgaben von Seiten Roms muß nun allerdings im Allgemeinen zugestanden werden, daß dieselbe „mit unzulänglichen Streitkräften und im Ganzen nicht mit der gebührenden Energie" versucht wurde[1]; immerhin aber hat wenigstens die Gebirgskunde aus den langen Kriegen und Zügen, die nun folgten, reichen Gewinn gezogen, namentlich da die erwähnten nördlichen Erhebungen mit wenig Ausnahme noch terra incognita waren, so daß die Eroberung vielfach sich zur Entdeckung gestaltete.

Uebergehend zu dem Einzelnen so ist für unseren Zweck zunächst schon die Anlegung einer Bergstraße bedeutungsvoll, die jedenfalls eine der ersten Thaten der Römer in ihrem neuen Besitzthum bildete. Mußte es ihnen doch vor Allem daran gelegen sein, die schon öfters erwähnte Einbruchslinie in das Herz Griechenlands Apollonia-Thessalonike für eine Armee gangbar zu machen. Sie bauten deshalb um 150 v. Chr. die sogenannte via Egnatia, die von dem gedachten Hafen an der Westküste bezieh. von Durazzo aus wesentlich in derselben Richtung ihrem Ziele zulief, wie noch heute die Straße, die von Durazzo, die Berge von Bagora (kandavisches Gebirge) am See von Ochrida (Lychnitis) durchschneidend, über Monastir nach Saloniki führt.[3]

Beiläufig finden wir als berühmtesten Namen von all den

---

[1] Mommsen II, 39.
[2] Ebenda 40. Kiepert 312.
[3] Mommsen II, 40.

vielen römischen Feldherren, die die neue Heerstraße passirt haben mögen, auch den des Pompejus, der in seinem Kriege mit Cäsar auf jener die Verfolgung seines Rivalen bewerkstelligte, während der letztere, genial wie er auch in solchen Dingen war, auf kürzeren aber weit schwierigeren Pfaden, im Thale des Aoos aufwärtssteigend und die Bergkette überschreitend, die Epirus von Thessalien scheidet, in das letztere Land gelangte, ein Zug, des großen Meisters strategischer Kunst ganz und gar würdig.[1] Kurz vorher hatte auch sein treuer Unterfeldherr Marcus Antonius einen zwar viel weniger langen aber gleichfalls bedenklichen Marsch von oberhalb des von den Feinden besetzten Dyrrhachion aus durch die Pässe des etwa bis zu 700 m. ansteigenden Graba Balkans (Uebergangsstelle nordwestlich von Elbassan, 640 m.) nach Apollonia zur Vereinigung mit Cäsar ausgeführt.[2] —

Bald schon, nachdem die Römer sich in Mazedonien festgesetzt, gingen sie an die ihnen damit zugefallene, oben näher bezeichnete Aufgabe. Und zwar mußte es sich vor Allem darum handeln, die nächst liegende Scheidewand zwischen ihren neuen Besitzungen und den alten Stützpunkten in den Ostalpen zu gewinnen. Dies war das Stück der Westküste der griechischen Halbinsel zwischen Dyrrhachion und Aquileja, bekanntlich zumeist eine wilde, schwer zugängliche Gebirgsmauer, das berüchtigte dalmatinische Littorale.

Das erste Vordringen in diese schauerlichen Felswüsten im Jahre 156 wurde nicht vom Glück begünstigt. Indeß schon im folgenden Jahre gelang es, die feste Hauptstadt der unbändigen Bergbewohner, Delmion, zu erobern.[3] Doch sollten diese letzteren fortan ihren Bezwingern noch lange viel Noth machen. Waren sie und die Natur ihrer Berge doch derart wild, daß selbst die Kelten, die ja sogar die unzugänglichsten Territorien Europas

---

[1] Mommsen III, 403.
[2] Ebenda 399.
[3] Ebenda II, 164.

überschwemmt hatten, ihnen fern geblieben zu sein scheinen.[1] Daher finden wir denn Unternehmungen gegen jenes Gebiet wieder in dem Jahre 135, wo die Ardyäer oder Vardäer und die Pleräer oder Paralier, dalmatinische Stämme, unterjocht und weiter landeinwärts in der Herzegowina angesiedelt werden, ferner im Jahre 129, in welchem der Konsul Tuditanus mit Decimus Brutus von Aquileja aus durch die karstigen Erhebungen Südwestkroatiens bis zur Kerka vordrang. Einer der Hauptschläge ward 119 gegen die nämliche Völkerschaft gethan durch Lucius Metellus, dem deshalb fortan der Ehrenname Dalmaticus beigelegt ward. Er war es, der das wenig landeinwärts von Spalato am Fuße des fast 1400 m. aufragenden Moschurs belegene Salona zur Zwingburg des schwierigen Terrains erhob, und jedenfalls wurde damals auch die wichtige Bergstraße, die via Gabinia, angelegt, welche von der genannten Stadt aus in östlicher Richtung über die mächtige Gebirgsringmauer, die die dortige herrliche Strandebene abschließt, in das Innere des Landes lief.[2] Es ist die Straße, die noch heute durch ihre kühne Anlage, vermöge deren sie hinter Salona zu der hochgelegenen Ruine von Clissa (dem alten Andetrium) emporsteigt, den Wanderer entzückt.[3]

Trotz Alledem begegnen wir noch 100 Jahre später Aufständen in Dalmatien, ja 6—9 n. Chr. einem solchen von derartiger Bedeutung, daß dadurch das ganze römische Reich erschüttert und gefährdet wurde. Lange focht man in den Bergen und Wäldern mit wechselndem Erfolg, bis endlich durch Ueberwältigung einer Reihe von Bergvesten der Widerstand gebrochen war.[4] Leider sind unsere Nachrichten über jenen merkwürdigen Guerillakrieg äußerst unvollkommen[5], aber doch dürfen wir aus

---

[1] Mommsen II, 167.
[2] Ebenda 168 und 169.
[3] Vgl. mein „Montenegro“, Leipzig 1883, S. 27.
[4] Peter, a. a. O. III, 81 ff.
[5] Ebenda 82.

Allem schließen, daß die Kenntniß jenes komplizirten Erhebungsgebietes bei den Römern keine geringe gewesen sein wird.

Neben diesen Eroberungen im eigentlichen Dalmatien wird, um die Verbindung mit den Ostalpen herzustellen, auch noch speziell in dem Gebiete des Knie's gefochten, welches diese letzteren bei ihrer Umbiegung aus der Hauptrichtung des Alpenzuges nach Südosten, um die Adria zu begleiten, bilden. Dort, in den zerrissenen Karstmassen zwischen Drau, Sau und dem Quarnerobusen, in den Gebirgen von Südostkrain und in Kapella und Vellebit oberhalb Fiume und Zeng, saßen, an die schon früher bei Besprechung der Alpen erwähnten Taurisker sich anschließend, die Japyden, „ein ursprünglich wohl illyrischer, aber stark mit Kelten vermischter Stamm".[1]

Diese Bergbewohner werden namentlich 129 von dem bereits genannten Tuditanus bei Gelegenheit seines dalmatischen Zuges derart gedemüthigt, daß sie fortan als „eine befriedete, mit Rom in Freundschaft lebende Nation" erscheinen.[2] Nur einmal noch hören wir von einem Aufstand unter ihnen im J. 35, den Octavian mit eigener Hand dämpfte.[3]

Bald schon werden auch die Gebirge weiter ostwärts, in Bosnien und Serbien, die in der großen Erhebungszone von den Ostalpen bis zum Pontus gewissermaßen das zweite oder eigentliche Mittelglied bilden und in verschiedener Hinsicht, namentlich aber weil durch sie hindurch über auffallend niedrige Wasserscheiden die leichtesten und darum ältesten Paßwege von der Donau zum aegäischen Meere führen, von ganz besonderer Wichtigkeit waren, zum Schauplatz der bedeutsamsten Kämpfe.

In der bezeichneten Gegend saßen nämlich damals als Nachfolger der von ihnen erdrückten, vordem den mazedonischen Kö-

---

[1] Mommsen II, 167.
[2] Ebenda 168.
[3] Peter, a. a. O. II, 503.

nigen so lästigen Triballer die keltischen Skordisker, „die weit und breit nach Mösien, Thrakien, und Mazedonien streiften und von deren wilder Tapferkeit und grausamen Sitten man sich schreckliche Dinge erzählte".[1] Gegen sie wurden jetzt, und zwar, da Ungarn zur Zeit noch außerhalb der römischen Machtsphäre lag, vom Süden, von der neuen Besitzung Mazedonien her, Vorstöße unternommen, anfangs allerdings, wie fast bei allen römischen Kriegen, mit ungünstigem Erfolge. So sah sich namentlich der Konsul C. Porcius Cato 114 in den serbischen Gebirgen von den kühnen Feinden überfallen und sein Heer fast gänzlich aufgerieben. Indeß schon das nächste Jahr hat die glänzendsten Erfolge zu verzeichnen, ja Marcus Drusus erreicht sogar 111 als der erste römische Feldherr die Donau auf dem angegebenen Wege.[2]

Damit war denn nun jener Theil der nördlichen Gebirgsringmauer der Nachbarhalbinsel in die Hände der Römer gekommen, der zu Anfang desselben Jahrhunderts beinahe zu einem bedenklichen Ausfallsthore gegen sie geworden wäre. Denn durch jene Berge hatte König Philipp von Mazedonien vorbrechen wollen, um dann — wie schon erwähnt — über die Alpen nach Italien zu gelangen —, „ein großartiger, Hannibals würdiger Entwurf, welchen auch ohne Zweifel Hannibals Alpenübergang angeregt hatte".

Beiläufig war dieser Plan seiner Zeit nur an dem hartnäckigen Widerstand der Dardaner (im heutigen Serbien) gescheitert[3], welch letztere nunmehr, nach der Niederwerfung der Skordisker, in dem wichtigen Gebiet die erste Rolle zu spielen beginnen[4], bis in den Jahren 75—73 durch C. Sribonius Curio

---

[1] Mommsen II, 167.
[2] Ebenda 169.
[3] Ebenda I, 736.
[4] Ebenda II, 169.

auch sie derartig geschlagen werden, daß der gedachte Feldherr von Neuem den Weg bis zur Donau zurücklegen konnte.[1]

Dieselbe Zeit sieht die Römer auch wieder einen Schritt weiter gehen und den kaum durch einige flüchtige Züge in der alten mazedonischen Zeit etwas bekannter gewordenen Hämus (Balkan), den östlichsten Flügel der großen Umzäunung der Mittelmeerhalbinseln, in Angriff nehmen. Dort hausten damals namentlich die unbändigen Besser, die, wie man zu jener Zeit sagte, selbst unter den Räubern als Räuber verrufen waren.[2] Sie wurden 72 u. 71 durch M. Lucullus unterworfen. Der Erfolg war ein so vollständiger, daß dabei selbst Gebiete nördlich der gewaltigen Gebirgsmauer in der Römer Hände gelangten.[3]

Endlich führte die mazedonische Erbschaft auch zu Kämpfen in den östlichen Grenzgebirgen der Provinz, dem Rhodope-Zuge, in welchem freilich die feindseligen Zusammenstöße zwischen den Anwohnern diesseits und jenseits längst schon permanent geworden waren. Nach kleineren Scharmützeln bereits vor dem Jahre 100[4] kam es dortselbst zu ernstlicheren Gefechten von 78 ab. Der Proconsul Appius Claudius suchte sich damals der wilden, bis über 7000 Fuß aufragenden Höhenzüge am linken Ufer des Karasu zu bemächtigen, indeß vergebens. Von beiden Seiten ward der Krieg mit gleicher Hartnäckigkeit geführt. „Die beschwerlichen Märsche und die beständigen Gefechte mit den zahlreichen und tapfern Gebirgsbewohnern dezimirten nutzlos die Armee; der Feldherr selbst erkrankte und starb.“[5]

Auch der bekannte Brutus, Cäsars Liebling und einer seiner Mörder, kämpfte vor der Schlacht von Philippi 43 in dem nämlichen Gebirge, vielleicht nur, wie Peter vermuthet, um seine

---

[1] Mommsen III, 38.
[2] Ebenda 37.
[3] Ebenda 38.
[4] Ebenda II, 167.
[5] Ebenda III, 37.

Truppen kriegstüchtiger zu machen.[1] Derselbe umging dann auch kurz vor der erwähnten Entscheidungsschlacht, geführt von einem kleinen einheimischen Könige, Raskupolis, mittelst eines mehrtägigen Marsches durch wilde Gebirgsgegenden die Pässe im Osten von Philippi, durch deren Besetzung ihm die Triumvirn den Anmarsch von Asien her auf alter Verbindungsstrecke verlegt hatten.[2]

Noch einmal hören wir in dem genannten Erhebungsgebiete von wildem Ringen zwischen den Vertretern der Kultur und der Unkultur, und zwar in den Jahren 21 und 26 n. Chr., wo gleichzeitig auch gegen unruhige Völker im Hämus wieder das Schwert gezogen wird. Es war Poppäus Sabinus, der damals in diese Gebirge eindrang, die Hauptmasse der Aufständischen auf einer Höhe einschloß und sie durch Hunger und Durst schließlich zur Kapitulation zwang.[3]

Wenn wir nach diesen Ausführungen wohl anerkennen müssen, daß die Römer in der That der Gebirgswelt Osteuropas nicht fern geblieben sind, so werden wir aber doch zugleich auch schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie es trotzdem zu einer völligen Bezwingung, so zu sagen zu einer Romanisirung im Sinne ihrer so großartigen Alpenoccupation bei den Gebirgen der nördlichen Balkanhalbinsel nicht gebracht haben. Dazu war das erschlaffte Regiment in der Tiberstadt schon kaum noch fähig.

Um so mehr dürfte es unsere Bewunderung hervorrufen, daß es, wenn auch erst verhältnißmäßig sehr spät, zu einem Gebirgszuge kam, der in dem Erhebungsgebiet, welchem er galt, nördlich selbst noch über den nur halb durchstreiften Balkan hinausgriff. Die Transsilvanischen Alpen, der Theil des großen Karpathenringes, welcher die untere Donau, parallel mit jenem Hochgebirge, auf dem linken Ufer begleitet, war es, der jetzt ins Licht tritt,

---

1 Peter, a. a. O. II, 465.
2 Ebenda 468.
3 Ebenda III, 194.

nachdem er bis dahin selbst in der ältesten griechischen Zeit fernab vom Schauplatz der Geschichte liegen geblieben war. Sogar für einen Philipp und Alexander hatte eben der Hämus die natürliche Nordgrenze bilden müssen. Vermochten doch die weiten, öden, theilweise selbst schwer passirbaren und noch dazu von einem gleichfalls nur mit Mühe zu überschreitenden Riesenstrome durchschnittenen Niederungen jenseits keine anziehende Wirkung auf sie auszuüben, während durch die genannte Gebirgsmauer für die nöthige Deckung des Heimathlandes hinreichend gesorgt war.

Ganz anders lagen die Verhältnisse für die Römer. Sie besaßen ja ausgedehnte Ländereien im Westen des von dem in Frage kommenden Höhenzug umschlossenen Hochlandes, so daß von dort aus ihre Flanke bedroht werden konnte, zumal daselbst das kriegslustige Volk der Dazier saß, Grund genug für die Herren vom Tiberstrande, über die Peripherie der Eroberungen ihres großen Vorgängers, des Alexander, an dieser Stelle hinauszugreifen und nach dem Balkan auch jene seine nördliche Parallele zu nehmen.

In der That ging denn auch die nächste Anreizung dazu von dorther aus. Schon unter Augustus und Tiberius unternahm die eben genannte Völkerschaft Einfälle in die Provinz Mösien, ebenso im J. 69 und 86; gelegentlich des letztgedachten Zuges drang sie selbst bis zum Balkan vor. Das veranlaßte denn doch endlich die Römer, auf kräftige Abwehr zu sinnen. Wirklich gelang es auch dem tapferen Feldherrn des Kaisers Domitian, Julian, über die westliche Umrandung des heutigen Siebenbürgens in das feindliche Land bis zu dessen Hauptstadt Samirzegethusa (jetzt Varhely im Hatzegerthal, nahe dem jenseitigen Zugang des eisernen Thorpasses) siegreich vorzudringen.[1]

---

[1] Jedenfalls ging er, darauf läßt wenigstens die Geschichte des sogen. 1. dacischen Krieges unter Trajan schließen, eben über den eisern. Thorpaß. Peter III,, 490 ff. und 517.

Mißerfolge auf einem benachbarten Kriegsschauplatze bewogen indeß den schwachen Kaiser, auf weitere Anstrengungen in jener Gegend zu verzichten.

Erst der kräftige Trajan erzielte nachhaltige und umfassende Erfolge. Zwei Feldzüge wurden von ihm in dieser Hinsicht geführt, die unter dem Namen des ersten und zweiten dacischen Krieges bekannt sind. Der ersterwähnte fällt in das Jahr 101 n. Chr. und beschäftigte sich ebenfalls noch mit der westlichsten Parthie des gedachten Gebirges, doch bereits in eingehenderer Weise. Nachdem i. J. 100 die von Tiberius begonnene Straße durch das bekannte Defilé der Donau oberhalb Orsova auf dem rechten Ufer des Flusses weitergeführt worden war, und das Heer auf zwei Schiffbrücken das jenseitige Ufer erreicht hatte, drang eine Abtheilung desselben durch die Gebirge des Banats etwa von der Gegend des heutigen Bazias aus in nordöstlicher Richtung vor, während eine zweite, die ihren Uebergang weiter stromabwärts bei Kolumbina bewerkstelligt hatte, im Czernathale rein nördlich vorrückte und über den Paß der sog. Porta orientalis in das Thal der Temes gelangte. Dort vereinigten sich beide Korps in der Gegend des heutigen Karansebes, um nun gemeinsam im folgenden Jahre im Thale der Bistra aufwärts und über den eisernen Thorpaß unter steten blutigen Kämpfen in das Innere des feindlichen Landes zu rücken. Auf diese Weise arg bedrängt, bat der dacische König Dezebalus endlich um Frieden.[1]

Doch war dieser letztere nur von kurzer Dauer. Bereits 105 brach der Krieg von Neuem aus und diesmal sollte auch das eigentliche transsilvanische Gebirge zum Schauplatz der Kämpfe werden. Nachdem die Armee wiederum, diesmal aber auf der

[1] Peter III, 516 ff. Leider fließen auch betreffs dieses interessanten Gebirgskrieges die Quellen, die sich meist auf „dürftige Notizen des Dio oder vielmehr Xiphilinus" beschränken, äußerst spärlich. Ueber die neueren Versuche, aus den bildl. Darstellungen der Trajanssäule Weiteres zu construiren, siehe Peter, a. a. O.

berühmten steinernen Brücke, die kurz vorher zwischen dem heutigen Kladova und Turn Severin gebaut worden war, die Donau überschritten hatte, wurden abermals zwei Abtheilungen formirt, von denen die eine im Schylthale aufwärts und über den Vulkanpaß, den westlichsten der rumänisch-siebenbürgischen Uebergänge, marschirte, die andere noch weiter östlich durch den rothen Thurmpaß eindrang.[1]

Leider sind uns auch über diesen zweiten dacischen Krieg eingehendere Nachrichten nicht überliefert worden. Wenn wir indeß erwägen, daß noch heutzutage wenigstens der erstgenannte Uebergang eine öde und wenig bekannte Umgebung hat, einer Fahrstraße entbehrt und überhaupt mühsam genug ist, so werden wir uns doch sattsam vorstellen können, welch eine Großthat eine solche Gebirgsüberschreitung in jener alten Zeit war und wie sie, obwohl ohne Zweifel auch dort die Tracen noch älterer Handelswege vorlagen, doch in Wahrheit eine wahre Entdeckung genannt werden muß, abgesehen davon, daß die dann jenseits im eigentlichen durchgängig so gebirgigen Siebenbürgen folgenden Kämpfe, von denen die Trajanssäule in Rom noch in der Gegenwart erzählt, kaum weniger schwierig und bedeutungsvoll gewesen sein werden.[2]

Damit aber haben wir die äußerste Grenze der Gebirgseröffnung durch die Römer auch im Osten unseres Erdtheils erreicht. Weiter, namentlich in die östlicheren und nördlicheren Parthien des großen Karpathenringes, sind sie offiziell wenigstens nicht gekommen. Dafür aber finden wir ihre Fußstapfen um so ausgiebiger in den Erhebungsgebieten der beiden anderen Kontinente der alten Welt, zu deren Besprechung wir nun übergehen. —

---

[1] Peter, a. a. O. 519 ff.

[2] Siebenbürgen blieb beiläufig bis 270 in römischer Hand, und es wurde später in friedlicher Arbeit namentlich noch das Erzgebirge, zwischen Maros und Szamos, von ihnen erschlossen.

6. Die Römer und die außereuropäischen Gebirge.

Wir beginnen mit Asien, nicht nur weil dasselbe der von uns zuletzt behandelten Partie von Europa räumlich am nächsten liegt, sondern weil auch eine kriegerische Verwicklung in dieser letzteren zur Invasion der Römer in jenem Kontinente führte, wie denn überhaupt die griechische Erbschaft, die den Römern zufiel, sie auf beide Ufer des ägäischen Meeres, auch das asiatische, hinwies.

Für die Geschichte der Gebirgskunde ergiebt sich daraus freilich auch die weitere Thatsache, daß die Kriege Roms in Asien, die bei des letzteren eminent gebirgigem Charakter allerdings vielfach Gebirgskriege waren, doch in der Hauptsache nichts Neues zu Tage förderten, sondern im Allgemeinen in von den Griechen getretenen Fußstapfen sich bewegten. Ja mehrfach haben die Römer die von diesen ihren Vorgängern und Vorbildern durchmessenen fernen Erhebungsgebiete nicht einmal mehr erreicht.

Nur nach einer Richtung wurde die von den Griechen erreichte Grenze noch überschritten, eine Errungenschaft, die in Folge besonderer Umstände auch von besonderer Wichtigkeit sein sollte.

Wenn wir nun nach dieser allgemeinen Charakterisirung zum Einzelnen übergehen, so war es gleich jene erste im Krieg gegen Antiochus d. Gr. auf asiatischen Boden, und zwar, wie wir sahen, bereits mittelst einer bedeutenden Leistung auf dem Gebiete der Gebirgswanderung, nämlich mittelst des Marsches durch die mazedonisch-thrazischen Pässe nach Kleinasien gelangte römische Armee, welche in den Erhebungen des Inneren der Halbinsel thätig erscheint. Sie zog 189 gegen die in Galatien angesiedelten Kelten, welche sich bei ihrer Annäherung nach den Bergen Olympos und Magaba flüchteten. Die Römer folgten ihnen und schlugen sie gänzlich.[1]

---

[1] Mommsen I, 718 ff.

Um die Lokalität dieses ersten römischen Gebirgskrieges in Kleinasien festzustellen, werden wir noch die Thatsache zu berücksichtigen haben, daß die geschlagenen Barbaren über den Halys flüchteten, sowie daß wir sie 20 Jahre später in einer Art Bündniß mit dem König von Bithynien sehen.[1] Nach Alledem wird der Schauplatz jener Kämpfe nicht der mysische Olymp (bei Brussa) sondern das ihnen näher gelegene gleichnamige bithynische Gebirge (der heutige Ala Dagh, 8200 Fuß), zwischen dem Sangarius (Sakaria) und dem Halys (Kysyl Irmak), gewesen sein.

In ähnlicher Weise wird es in der Folgezeit noch oft auch in den übrigen zahlreichen Erhebungen der Halbinsel zu Streifzügen gekommen sein, wenn uns gleich nur wenige Nachrichten darüber geworden sind. Aber thatsächlich waren bereits damals, wenigstens mittelbar, durch Klientelstaaten, die Römer Herren des ganzen weiten Gebietes und an Kämpfen innerhalb desselben hat es ebenfalls niemals gefehlt.

Anfangs versuchte der Senat sich allerdings noch eine gewisse Reserve aufzulegen. Er zog sich selbst eine Grenze, indem er beschloß, jenseits des Halys im Norden und des Taurus im Süden sich nicht weiter um Asien zu kümmern.[2] Allein die Ereignisse waren mächtiger als der Wille der weitgebietenden Körperschaft. Zunächst sollte die zu zweit genannte Naturschranke mit den Römern in nähere Berührung kommen. Und zwar ging der Anstoß hierzu gerade so, wie einst bei der Occupation der griechischen Halbinsel, von den Seeräubern aus. Dieselben fanden seit lange schon in der versteckten Ecke, die die im rechten Winkel auf einander stoßenden Küsten Syriens und Kleinasiens bilden, und ihrer hohen und wilden nördlichen Gebirgsumrandung das trefflichste Versteck.[3] Vergebens intervenirte der Tiberstaat 143 diplomatisch

---

[1] Mommsen II, 50.

[2] Ebenda I, 722 und II, 54.

[3] Ebenda II, 61.

in Syrien und Aegypten. Die dortigen schwachen Regierungen vermochten dem Unwesen nicht zu steuern. Deshalb zog denn Rom endlich im Jahre 102 selbst das Schwert. Eine Flotte landete an der kilikischen Küste und die ausgeschiffte Mannschaft brach in die Schluchten des Taurus ein, um die Felsennester der Korsaren zu zerstören. Zugleich wurden, in der Absicht, dem Uebel für die Zukunft vorzubeugen, feste militärische Positionen namentlich in dem „rauhen“ oder westlichen Kilikien begründet und damit die Grundlage geschaffen für die Einrichtung der seitdem unter den römischen Aemtern erscheinenden Provinz Kilikien.[1]

Aber das Unwesen hatte sich, unterstützt durch die bedeutende Länge der durchaus gebirgigen Südküste der Halbinsel, zu sehr eingenistet, um gleich auf den ersten Stoß ganz zu schwinden. Noch wiederholt werden ausgedehntere Razzias nöthig. So im Jahre 79, wo der tüchtige Publius Servilius die Stützpunkte der Korsaren auch in den Küstengebirgen Lykiens und Pamphyliens vernichtet und schließlich, um das Werk zu vollenden, selbst über den Taurus hinübersteigt. Daselbst wohnten nämlich die Isaurer, „im nordwestlichsten Winkel des rauhen Kilikiens, am nördlichen Abhang des Taurus“, in einem „mit prachtvollen Eichenwäldern bedeckten Labyrinth von steilen Bergrücken, zerklüfteten Felsen und tiefeingeschnittenen Thälern“. Ihre dortigen Felsennester bildeten „die letzten und sichersten Zufluchtsstätten der Flibustier“. Namentlich waren Oroanda (an dem Gebirgssee Soghla Göl, dem alten Trogitis Lacus) und mehr noch Isaura selbst, südöstlich davon (am Fuße des heutigen Geik Dagh, des über 9000 Fuß hohen Kulminationspunktes des westlichen kilikischen Taurus, wo gegenwärtig der Ort Siristat sich findet) „auf der Höhe eines schwer zugänglichen Bergzuges gelegen und die weite Ebene von Ikonion vollständig überschauend und beherrschend“, das Ideal einer Räuberstadt. Nach einem dreijährigen strapazenreichen Feld-

[1] Mommsen II, 132.

zug (78—76) konnte das ganze weite Erhebungsgebiet unterworfen heißen und der tapfere Feldherr kehrte mit dem Beinamen „der Isauriker" geehrt heim.[1]

Aber selbst damit war die vielköpfige Hydra noch nicht ganz ertödtet. Dies gelang erst dem Pompejus, der im Jahre 67 nach einem Seesieg über die Piraten jener Gegenden landete und die Bergschlösser der Räuber stürmte und brach.[2]

Gleichwohl befand sich schon nach dem erwähnten ersten Anlauf das wichtige Taurusgebirge wenigstens so weit in den Händen der Römer, daß bereits 92 der damalige Statthalter von Kilikien, Lucius Sulla, den von ihm gleichfalls gegen die Piraten und Räuber in den Bergen geführten Guerillakrieg unterbrechend, als der erste römische Feldherr mit seinem Heere über die mächtige Kette marschiren konnte[3], ein Nachfolger des jüngeren Cyrus und des Alexander, nur mit dem Unterschiede, daß er den Uebergang in umgekehrter Richtung, von Süden her, bewerkstelligte.

Auch noch südlichere Gebirge des asiatischen Kontinents sollte der Fuß römischer Soldaten durchmessen. So konnte es besonders nicht fehlen, daß der dem Taurus so nahe Amanus eine Rolle übernahm. Die Statthalter Kilikiens hatten dort mit den wilden Bergvölkern sogar einen permanenten Krieg zu führen.[4] Ebenso vermochten auch die tiefer in Syrien belegenen Erhebungen nicht unbeachtet zu bleiben. Denn dort hausten eine ganze Menge kleiner unbotmäßiger Gewalthaber, so der Emir der Araber von Hemesa (jetzt Homs) im oberen Orontesthale, der sich auf die starke Veste Arethusa stützte, vor Allem aber der Häuptling der

---

[1] Mommsen III, 43.

[2] Ebenda 113.

[3] Ebenda II, 276. Mommsen nennt irrthümlich den Uebergang des Servilius den ersten (III, 43); der letztere war nur die erste röm. Ueberschreitung des westlichen Taurus, während Sulla ohne Zweifel die Centralkette mittelst des alten Passes von Gülek überstieg.

[4] Ebenda III, 149.

Ityräer, die nichts anderes sind als die heutigen Drusen im Libanon [1], dann jüdische Parteiführer, besonders die Hasmonäer (Makkabäer) und die Scheikhs der Nabatäer.

Gegen alle Diese in einem weiten, überaus coupirten Terrain kämpfte namentlich Pompejus in den Jahren 64 und 63. Er pazifizirte das so wichtige Oronteslthal, überwältigte die Ityräer in ihren Schlupfwinkeln im Libanon und durchzog die heiligen Berge Palästina's.[2] Nur die Expedition gegen das uralte Felsennest der Nabatäer im Mons Seir (heute Dschebel e Schera, über 5000 Fuß hoch), dem steinigen Gebirge zwischen Todtem Meer und Golf von Akabah, gelang nicht.[3] Der Tempelberg Jerusalems blieb vorläufig die Südgrenze der persönlichen Bekanntschaft des römischen Heeres mit den Gebirgen Südwestasiens; erst unter Trajan sollte durch die von A. Cornelius Palma vollbrachte Unterwerfung des „steinigen" Arabiens auch das gedachte Erhebungsgebiet wie der ganze gebirgige Streifen zwischen Damaskus und dem Rothen Meere näher bekannt werden.[4] Dagegen scheint das uralte Ziel semitischer Wallfahrten, der Granitstock des Sinai, auf dem westlichen Ufer des Golfs von Akabah, von den Römern offiziell wenigstens nicht betreten worden zu sein, wenngleich sie ihn von den seinen Fuß umspülenden Meeresfluthen aus öfters, namentlich gelegentlich der unglücklichen Expedition nach Arabien unter Augustus im Jahre 25, bei welcher man den Berg nahezu umschiffte, aus der Ferne betrachtet haben mögen.[5] —

Ebenso wie die Südgrenze wurde auch die Nordostgrenze, die sich die Römer in Kleinasien selbst gesteckt hatten, bald überschritten und damit ebenfalls, ja in ungleich höherem Sinne der Gebirgskunde gedient. Denn nicht allein, daß jenseits des Halys

---

[1] Mommsen III, 129 ff.

[2] Ebenda 135.

[3] Ebenda 137.

[4] Peter, a. a. O. III, 522.

[5] Ebenda S. 27.

überhaupt eine viel großartigere Gebirgswelt sich den Welteroberern eröffnete, als sie im Süden der Halbinsel, ja sogar im ganzen Bereich ihrer kriegerischen Thätigkeit auf dem Erdball bis dahin gefunden hatten; nein, dieselbe konnte auch damals nur erst flüchtige Fußstapfen der Zehntausend aus der Anabasis aufweisen, während sie von den Alexandermärschen sogar ganz seitab liegen geblieben war.

Aber damit sollte das Verdienst der Römer in jener Gegend noch nicht einmal erschöpft sein. Eine Gebirgskette, die zu den mächtigsten und bedeutsamsten der Welt gehört und von der zwar uralte jedoch nur dürftige Kunde bis in's Abendland gedrungen war, trat durch sie in helleres Licht. Es war dies der Kaukasus, zu dem die Römer durch die Labyrinthe der armenischen Berge sich den Weg bahnten.

Allerdings hatte ihnen hier Einer schon wider Willen auf das Trefflichste vorgearbeitet. Dies war kein Anderer als der Mann, dessen Bekämpfung den Römern dann so viel Mühe machen sollte, ihr mächtiger Gegner, Mithridates von Pontus. Derselbe hatte bereits in der früheren Epoche seiner Regierung, also jedenfalls schon lange vor dem Jahre 100 v. Chr., seine Ostgrenze am Südostsaume des Schwarzen Meeres hin bis an den Südfuß der Kaukasuskette vorgeschoben; ja, nicht zufrieden mit der dort belegenen, den einheimischen Fürsten entrissenen alten argonautischen Landschaft Kolchis (Kutais) mit der griechischen Pflanzstadt Dioskurias, war er darauf, um die jenseitigen Steppenländer und das ganze südliche Rußland zu erobern, über die gewaltige Scheidemauer zwischen den beiden Kontinenten selbst hinüber gedrungen, eine für die Geschichte der Gebirgskunde hochbedeutsame That; denn wir haben in ihr den ersten bestimmter nachweislichen Kaukasusübergang seitens Eines, der wenigstens ein Halbhellene war, mit einer nach europäischer Art geschulten, ja theilweise selbst aus Europäern (Thraziern und Mazedoniern) bestehenden Armee zu erblicken. Daneben hatte jener Despot Gelegenheit, auch noch

eingehendere Kenntniß von der Art des besiegten Gebirges selbst sich zu verschaffen, indem er dessen Naturschätze, einschließlich des kräftigen, tapferen Menschenschlags der Bergvölker, aus denen er Rekruten nahm, ausbeutete.[1]

Was nun die Leistungen der gelegentlich der Bekämpfung des Mithridates in dessen Fußstapfen tretenden Römer in der Hochregion jener Gegenden anlangt, so sind vor Allem zwei große Namen zu nennen, Lukullus und Pompejus. Der Erstere, bekanntlich einer der genialsten Heerführer des ganzen Alterthums, dessen Bedeutung indeß schon in jener Zeit nicht voll gewürdigt wurde, erschloß seinen Landsleuten namentlich das südliche Armenien, während das Gebiet des Kaukasus sowie Nord- und Ostarmenien der Schauplatz des Ruhmes für den Letzteren wurde.

Es war im J. 69, als Lukullus nach dem Zug durch das bereits an niedrigeren Erhebungen reiche Gebiet von Pontus mit nur kleinem Heere vom Euphrat aufbrach, um „in ein fernes und unbekanntes Land voll reißender Ströme und schneebedeckter Berge[2]" vorzudringen. Sein nächstes Ziel bildete die feste Stadt Tigranocerta (südöstl. vom heut. Diarbekr), die er mittelst eines Marsches durch die Landschaft Sophene, die Wasserscheide zwischen Euphrat und Tigris, und über den Karadscha Dagh (Masins Mons) erreichte. Nach Eroberung jenes mächtigen Bollwerkes begann nun aber erst sein eigentlicher genialer Gebirgsfeldzug, der in Vielem, nicht nur allgemein hinsichtlich der Kühnheit des Planes sondern auch selbst bezüglich der eigentlichen Wegrichtung, große Aehnlichkeit mit dem Marsche des Xenophon aufweist.

Er beschloß nämlich, um den mit Mithridates verbündeten König von Armenien in's Herz zu treffen, „von Tigranocerta durch die schwierige Berglandschaft am östlichen[3] Ufer des Wansees in

---

[1] Mommsen II, 269. 272. 274.

[2] Ebenda III, 62.

[3] So Mommsen III, 68. Möglicherweise ging der Weg, nach Analogie

das Thal des östlichen Euphrat und aus diesem in das des Araxes vorzubringen, wo, am nördlichen Abhang des Ararat, die Hauptstadt des eigentlichen Armeniens Artaxata mit dem Erbschloß und dem Harem des Königs lag." In Folge dessen zog er zunächst, von Neuem die hohe Wasserscheide des Masius überschreitend, an den Tigris, drang an demselben durch die Flußengen aufwärts, passirte dann die hohe Kette zwischen Euphrat und Tigris bei dem heutigen Bitlis, und gelangte auf das Plateau von Musch und an den östlichen Euphrat. Ohne Aufenthalt marschirte er von da weiter und erreichte, immer in den Spuren der Griechen, am mächtigen Bingöl Dagh vorbei den oberen Araxes. Unterdeß aber war, wie es in jenen rauhen Hochlanden zu gehen pflegt, der Herbst mit Schnee und Eis herangekommen. Eine Meuterei brach aus und der geniale Feldherr sah sich, ehe er noch als erster Römer an der Spitze einer Armee den ehrwürdigen Ararat begrüßt hatte, genöthigt umzukehren. Er that dies auf dem nämlichen Wege, wofür unter Anderem auch der Umstand spricht, daß er bald darauf vor Nisibis stand, welches er eroberte.

Mit mehr Glück betrat nach Abberufung des Lukullus Pompejus den armenischen Boden. Nachdem er rasch bis in das Quellgebiet des Euphrat und von da an den Araxes gelangt war, erreichte er schließlich wirklich das von seinem Vorgänger so heiß erstrebte Artaxata (nahe bei dem h. Eriwan) im Angesicht des schneebedeckten Ararat. Indeß dies Ziel vermochte dem ehrgeizigen Feldherrn noch nicht zu genügen. Im Frühling des nächsten Jahres, 65, mußten die im Kurthale aufwärts marschirenden römischen Streiter von Neuem mächtige Schneeberge, die Riesen

---

des Zuges der 10000, in Wirklichkeit beim Westufer jenes Sees vorbei, da dies immer noch die leichteste (wenn auch weitere) und begangenste Route nach dem Araxes war. Dem hochgebildeten Lukull lag jedenfalls wenigstens die Anabasis vor.

des Kaukasus, vor sich auftauchen sehen. Bald kamen sie diesen auch näher. Denn ihr Feldherr führte sie über den Sarapanapaß, die hohe, an pittoresken Ansichten so reiche, jetzt von der Eisenbahn Poti-Tiflis gekreuzte Wasserscheide zwischen Kura und Rion, zwischen Kaspischem und Schwarzem Meere, an die Ufer dieses letzteren.

Von da wollte er — wie dies schon den bereits in hohem Grade beunruhigten Bergvölkern, namentlich den Iberern, bekannt geworden war [1] — ursprünglich über die Hauptkette des kaukasischen Scheidegebirges selbst hinübersteigen, um dem entwischten Mithridates nach der Krim zu folgen. Allein jetzt machte auch er schließlich Kehrt. Der Preis, der dem Sieger überdies später durch die unerwartete Ermordung seines Gegners in der That mühelos zufiel, schien der großen Anstrengungen eines Marsches, „der vielleicht schwieriger war, als die Heerfahrten Alexanders und Hannibals" [2], nicht werth zu seien. So ging Pompejus denn wieder in das Kurathal zurück, gelangte in demselben bis nahe an das Kaspische Meer und endlich nach mühevollen Gebirgsmärschen durch Armenien nach Kleinasien [3]. Niemals hat von da ab wieder ein römisches Heer den Kaukasus gesehen.

So hatte denn gerade so, wie das griechische, auch das italienische, also das gesammte abendländische Alterthum an dem riesigen Naturwall Halt machen müssen, ohne siegreich auf seinen Rücken den Fuß setzen zu können, wie dies doch einem Vertreter des indolenten Orients, dem von Rom so leicht überwundenen Mithridates, möglich gewesen war. Der Kaukasus hatte sich also abermals in seiner „weltgeschichtlichen Bedeutung" bewährt; „wie die persische und die hellenische fand auch die römische Eroberung an ihm ihre Grenze." [4]

---

[1] Mommsen III, 122.
[2] Ebenda 123.
[3] Ebenda 128.
[4] Ebenda 125.

Trotzdem dürfte selbst für die Detailkenntniß des wichtigen Gebirgszuges die Heeresfahrt des Pompejus nicht ohne Nutzen gewesen sein. Denn da der kühne Oberfeldherr den Uebergang, wie uns berichtet wird, bereits bestimmt geplant hatte, wird er auch die eingehendsten Erkundigungen über die ganze Art des Gebirges eingezogen haben.[1] Auf alle Fälle aber verlor die vordem so gefürchtete Erhebung, „das Ende der Welt", für das Abendland jetzt wieder einen beträchtlichen Theil seiner Schrecken, so daß wir die Ueberschreitungen desselben selbst durch Einzelne, von denen wir schon aus den nächsten Jahrhunderten werden zu berichten haben, mit auf Rechnung der Expedition des großen Triumvirs zu setzen berechtigt sind.

Wenn übrigens der Fuß des Kaukasus nur einmal von den Legionen Roms berührt wurde, so gilt dies nicht auch von dem Gebirgslande Armenien. Dasselbe war noch wiederholt der Schauplatz der heftigsten Kämpfe. Dort wußten die „Herren der Welt" zudem selbst in Friedenszeiten ihren Einfluß geltend zu machen[2], bis schließlich das ganze Land definitiv in eine römische Provinz verwandelt wurde.[3]

Der streitbare Kaiser Trajan, dem das Letztere gelang, ist daneben für die Geschichte jenes gebirgigen Erdenwinkels auch insofern von großer Bedeutung, als er damals, 114 n. Chr., ein zweiter Xenophon und ohne Zweifel ebenfalls bewußt in dessen Fußstapfen einhermarschirend, einen Zug durch den Norden Armeniens bis nahe an den Pontus Euxinus unternahm, „um die Nordostgrenze der neuen Provinz gegen die anwohnenden Völker,

---

[1] Der Werth der großen Expedition für die Erdkunde dürfte schon aus dem Umstande hervorgehen, daß die bedeutendsten Autoren, die über jene Gegenden schrieben, wie Strabo, Plinius, Appianus, Plutarchos und Dio Cassius, ihre Notizen den Aufzeichnungen des Geheimschreibers des Pompejus, Theophanes, entnahmen. Kiepert, a. a. O. 85, Anm. 1.

[2] Peter, a. a. O. III, 264.

[3] Ebenda 529.

die Heniocher, Albaner, Iberer, zu schützen, deren Fürsten bei seiner Annäherung nicht säumten, durch Gesandte Frieden und Bündniß von ihm zu erbitten." [1]

Nach Alledem werden wir zu dem Urtheile berechtigt sein, daß die so entlegenen, noch heute nur dürftig bekannten Hochlande Armeniens für die römische Welt in besonders ausgiebiger Weise bloßgelegt waren und jedenfalls selbst von Einzelnen, Händlern wie Wissensdurstigen, durchmessen wurden. Mindestens wissen wir von dem großen Geographen Strabo, daß er, der allerdings aus dem nahen Kappadozien gebürtig war, eben auch Armenien persönlich kennen gelernt hatte. —

Waren die Römer mit dem Vordringen bis nach Armenien und zum Kaukasus über ihren erhabenen Vorläufer Alexander in dem Norden des westlichen Vorderasiens hinausgegangen, so sehen wir sie dagegen im Centrum weit hinter demselben zurückbleiben. Hier hielten sie mit Mühe die Euphratlinie; aber über den hohen Westrand Irans, der doch so zu sagen nur die Vorstufe für die ungeheuren Gebirgsmassen des eigentlichen Herzens von Asien bildet, kamen sie, von vereinzelten Vorstößen abgesehen, nicht hinauf, lernten also jene nicht persönlich kennen. Es trat ihnen eben dort ein Reich, das parthische, entgegen, das sich an die Stelle des von Alexander gesprengten Perserreiches gestellt hatte, das sie aber zu bewältigen nicht die Kraft besaßen. [2]

In der vorkaiserlichen Periode war es nur Antonius, der i. J. 36 v. Chr. an der Spitze eines Heeres, das, 100000 Mann

---

[1] Peter, a. a. O. III, 529.

[2] Allerdings führen einige Quellen (Diodor fr. Vat. S. 140, Appian. Mithr. 117) unter den von Pompejus unterworfenen Landschaften auch Medien auf, und Andere (Vellej. 2, 40, Appian. l. l. 106. 114) reden in Folge dessen gar von einem Krieg des Pompejus mit den Medern und schließlich (so Oros. 6, 4) selbst von einem Zuge desselben nach Ekbatana. Aber mit Recht betrachtet man diese Angaben nur als schmeichelnde Dichtungen, ebenso wie z. B. des Pompejus Zug bis zur Westküste Afrikas. Vgl. Mommsen III, 139, Anm.

stark, groß genug erschien, „um Alexanders Thaten zu wiederholen," über das erwähnte westliche Randgebirge in die Provinz Media Atropatene (der Westen des heutigen Aderbeidschan, die Umgegend des Urmia-Sees) einbrach. Doch sah er sich schließlich gezwungen, den Rückzug anzutreten, den er unter enormen Mühseligkeiten und Kämpfen, die ihm 20000 Mann Infanterie und 4000 Reiter kosteten, nördlich in der Richtung nach dem Araxes und von dort durch Armenien bewerkstelligte.[1]

Auch Trajan, der von allen römischen Strategen die stärkste Neigung und vielleicht auch die größte Befähigung hatte, ein zweiter Alexander zu werden, vermochte nicht weiter als bis an den Westfuß der iranischen Gebirgsmauer vorzubringen.[2] Von den 3 Abtheilungen aber, in die Alexander Severus seine Invasionsarmee zerlegt hatte, überstiegen zwar zwei, die nördliche und südliche, jene hohe Scheidewand, jedoch nur um sogleich wieder umzulenken, während dem im Centrum postirten und von dem Kaiser selbst geführten Korps nicht einmal dies gelang. —

Dafür glückte es Rom in Afrika seine griechischen Vorbilder zu überholen. Allerdings konnte dies, da nach Lage der Sache hier nur die Nordparthie des Kontinents in Frage kam, lediglich von einem Gebirge, dem Atlas, gelten, auf welchen, wie wir früher sahen, der große Mazedonier wohl auch sein Absehen gerichtet hatte, ohne jedoch im Stande zu sein, die diesbezüglichen Pläne auszuführen. Freilich darf man trotzdem auch dort das Vorgehen der Römer nicht eigentlich originell nennen; phönizische Fußstapfen lagen daselbst vor. Ohne Zweifel waren ja, wenn nicht schon früher, wenigstens zu Karthagos Zeit Handelsverbindungen über das Gebirge, das nach altgriechischer Anschauung noch den Himmel trug, hinweg unterhalten worden. Schon die Sudan-Artikel, die der Markt der berühmten phönizischen Handels-

---

[1] Peter, a. a. O. 479 ff.
[2] Ebenda III, 527.

stadt nachgewiesenermaßen bot, beispielsweise die Elephanten, wenn dieselben nicht vielleicht damals noch im Littorale, etwa in der algerischen Metidscha, lebten, dürften, wie bereits oben betont wurde, davon zeugen. Natürlich werden dann die Römer aus dieser Bekanntschaft der Karthager mit dem Gebirge des Hinterlandes Nutzen gezogen haben. Vorher aber dürfte dieselbe kaum der abendländischen Kulturwelt zu gute gekommen sein, da ja gewiß auch betreffs jener Handelswege die Phönizier das alte Prinzip geflissentlicher Geheimhaltung werden gewahrt haben. Somit fällt das Verdienst, das Atlasgebiet weiterer Kenntniß nahe gebracht zu haben, in der That auch erst den Römern zu.

Allerdings gilt dies nur bezüglich eines verhältnißmäßig kleinen Theiles des gesammten Atlassystems, der auch hinsichtlich der Großartigkeit der Erhebung nicht mit der übrigen Parthie streiten kann. Es blieb nämlich der heutigen Tages „hoher Atlas" genannte, im Gebiete des jetzigen Marokko gelegene Zug, der allein eigentliches Hoch- und Schneegebirge ist, wie er denn auch schon im Alterthum im engeren Sinne Atlas mons hieß, fern im Südwesten unberührt liegen. Erst dem Mittelalter war es vorbehalten, in dieses Gebiet flüchtig einzudringen, das bekanntlich irgendwie genauer auch heute noch nicht erforscht ist. Den Römern sollte sich lediglich die zweite, östliche Hälfte des ganzen Zuges, die Erhebung im Bereich des heutigen Algeriens und Tunis, erschließen, die mehr nur Mittelgebirgscharakter trägt. Ja auch hier kam, wenn wir von einem flüchtigen Streifzug des Marius in das Gebirgsthal des Muluja (des alten Molochath) i. J. 106 absehen[1], wieder allein das östlichste Glied, das bereits so niedrige algerisch-tunisische Grenzgebirge in Betracht. Es waren indeß wenigstens beide Parallelen desselben, die nördliche, der sogenannte kleine, und die südliche, der sogenannte große Atlas, mit denen sich Rom bekannt machte.

---

[1] Mommsen II, 151.

Den ersteren betreffend, so mag dies, jedenfalls in Folge der frühen Berührung Karthagos und des Staates an der Tiber, schon bald und auf dem Wege friedlicher Invasion, zu Handelszwecken geschehen sein. Wenigstens finden wir zur Zeit des jugurthinischen Krieges bereits zahlreiche Italiker in der alten Atlasstadt Kirta, dem heutigen Konstantine.[1]

Was die Wüstenkette anlangt, die allerdings in jener Gegend von Nordafrika ziemlich weit an die Küstenkette sich heraufzieht, so ward sie um dieselbe Zeit aber infolge kriegerischen Vordringens vom Fuße der Römer betreten. Im Jahre 107 überschritt sie Metellus, um die Oase Thala (das nachmalige Thelepte, beim heutigen Hausch el Kima), südöstlich von Theveste (jetzt Tebessa) zu erreichen. Im nächsten Jahre folgte ihm Marius, der die Wüstenansiedlung Capsa (j. Gassa), noch weiter im Süden, heimsuchte.[2] Von da ab wird der mächtige Wall, hinter welchem die weite Wüste mit ihren unruhigen Stämmen lag, noch oft Gegenstand der Berennung durch mächtige Feldherren, die auf diese Weise die Küstenlandschaft zu sichern gedachten. So unternahm Pompejus, der für die Erschließung der Gebirge so viel geleistet, im J. 82 eine Razzia in jener Richtung,[3] und seinem noch ungleich bedeutenderen Nebenbuhler, Cäsar, gelang es i. J. 46, durch eine entsprechende Diversion während seines bellum africanum „die am südlichen Abhang des großen Atlas gegen die Sahara zu schweifenden gätulischen Hinterstämme gegen Juba in Waffen zu bringen."[4] Auch in der Kaiserzeit fehlte es nicht an ähnlichen Unternehmungen. So wird uns aus dem Kriege des Claudius gegen die aufständischen Mauretanier ausdrücklich berichtet, daß der Feldherr Suetonius Paulinus bis an den Atlas

---

[1] Mommsen II, 141.
[2] Ebenda 149 und 151.
[3] Ebenda 331.
[4] Ebenda III, 434.

vordrang, Cn. Hosidius Geta 41 n. Chr. denselben aber sogar überstieg, um den Feind bis in die Wüste zu verfolgen.[1] Leider nur erhalten wir über diese in das Jahr 41 und 42 fallenden merkwürdigen Fakta keinerlei nähere Angaben, doch scheint die Thatsache, daß infolge des Vorgehens der beiden Strategen dann die beiden Provinzen Mauretania Tingitana und Mauretania Caesariensis eingerichtet werden konnten[2], fast darauf hinzudeuten, daß unter dem in Frage kommenden „Atlas" ein weiter westlich belegener Theil des ganzen Systems, etwa das Gebirge in der heutigen Provinz Oran zu verstehen sei. —

Damit haben wir die Grenzen der römischen Gebirgswanderung auch in dem 3. und letzten Erdtheile, der ihnen überhaupt bekannt war, erreicht und es dürfte uns bei einem solchen Abschluß wohl nahe liegen, ihre gesammten Leistungen auf unserem Gebiete noch einmal zu überblicken. Es wird uns aber dann nicht entgehen, daß wir es hier mit einer weitgedehnten Peripherie zu thun haben, deren Durchmesser Linien vom naßkalten schottischen Hochlande bis zum sonnenverbrannten Atlas und von den formenreichen Pyrenäen bis zu den öden Plateaus von Armenien bilden. Freilich wenn wir von einzelnen flüchtigen Vorstößen, wie der gegen die Grampians, absehen, behalten wir im Grunde nur eine Ellipse, die die weitere oder nähere Gebirgsumrandung des Mittelmeeres umfaßt, so daß wir auch hier die Grenzen eingehalten sehen, die dem Alterthum für seine ganze übrige Entfaltung gesteckt waren. —

Wir können indeß die römische Periode nicht verlassen, ohne kurz noch zweier Fakta zu gedenken, die in dieselbe fallen und für die Geschichte der Gebirgskunde von einer gewissen Wichtigkeit sind. Das erste ist der denkwürdige Ausbruch des Vesuvs i. J. 79 n. Chr., der von einem wissenschaftlichen Manne, dem älteren

---

[1] Peter, a. a. O. III, 265. Vgl. Kiepert, a. a. O. 221.
[2] Peter III, 266.

Plinius, in nächster Nähe beobachtet wurde. Die furchtbare Katastrophe leistete unzweifelhaft der relativ so entwickelten Vulkanographie der Alten nicht geringen Vorschub.[1]

Das andere erwähnenswerthe Ereigniß ist die Besteigung des Aetna seitens des bekantlich überhaupt so reiselustigen Kaisers Hadrian. Dieselbe wurde 126 n. Chr. ausgeführt und hatte zwar noch nicht einen eigentlichen wissenschaftlichen aber doch schon einen idealeren Zweck. Der wißbegierige Herrscher unterzog sich der damals noch gewiß nicht geringen Mühe, damit er von da oben den Sonnenaufgang sähe, „der an Farbenpracht an den Regenbogen erinnern sollte.“[2] Wir haben damit die erste historisch beglaubigte, wenigstens von touristischem Gesichtspunkt aus unternommene Bergfahrt eines Einzelnen, noch dazu eines gekrönten Hauptes vor uns, das damit zum Ahnherrn der großen Armee der Bergfexen in moderner Zeit geworden ist. Daneben aber dürfte uns diese Ersteigung, die ein Herrscher jedenfalls mit großem Gefolge unternimmt, wohl auch verrathen, daß die Tour damals bereits nichts Ungewöhnliches und der Aetna ein vielbegangener und darum schon früh wohlbekannter Hochgipfel war.

Uebrigens bestieg Hadrian aus gleicher Absicht auch noch einen anderen Berg, den mons Casius (oder Cassius), womit jedenfalls nicht der diesen Namen führende, 1770 m. hohe Gipfel (der heutige Dschebel Akraa) in Syrien, sondern eine gleichnamige Erhebung in Arabien, die nach Plinius einen Tempel des Jupiter trug, gemeint sein dürfte.[3] —

---

[1] Vgl. die treffliche Beschreibung des Ausbruches von Plinius d. Jüng. in seiner Briefsammlung (lib. VI, epist. 16 u. 20).

[2] „Aetnam montem conscendit, ut solis ortum videret arcus specie, ut dicitur, varium“. Ael. Spartianus, Hadrianus, cap. 13, 3, in: Scriptor. histor. August. recens. Herm. Peter, 1865.

[3] Ibid. cap. 14, 3 seq. Es wird dort von einem Opfer des Kaisers und nachmaliger Reise durch Arabien geredet. Vgl. Ritter, Erdk. XVII, 6, S. 1123 ff.

III.

Das frühere Mittelalter.

1. Die Byzantiner am Altai und im Aures.

Der chronologischen Ordnung nach hätten wir nun den Zweig des altrömischen Reiches, der, nachdem der Mutterstamm zu Grunde gegangen war, noch fast 1000 Jahre weiter lebte, Ostrom, zu besprechen. Aber wir werden hier von vornherein nicht viel erwarten, da dieses Fortleben bekanntlich nur ein Scheinleben, ein Vegitiren war. Das an stetem Marasmus leidende byzantinische Staatswesen vermochte das überkommene Erbe nicht dauernd zu behaupten, geschweige denn zu vergrößern. Daher treten in den allerdings zahlreichen Kämpfen, die es führte, in Kleinasien, in Armenien bis zum Kaukasus hin u. s. w., auch neue Gebirge nicht auf den Schauplatz. Nur zweimal findet allerdings eine Erweiterung bezieh. Bereicherung des von den alten Römern erworbenen Gebirgshorizontes statt, und zwar beidemale unter der Regierung des Justinian, des immerhin noch bedeutsamsten unter all den zahlreichen Schwächlingen, die auf dem Throne am goldnen Horn saßen.

Das erste Mal geschah es durch die berühmte Gesandtschaftsreise des Zemarchus, welche im J. 569 n. Chr. zur Ausführung kam. Die Veranlaßung zu derselben ist bekannt. Ein türkischer Khan Ti-theu-pu-li (latinisirt Dissabulus) hatte, um Handelsverbindungen herzustellen, Verhandlungen mit Byzanz angeknüpft, worauf eben von letztgedachter Stelle aus der oben genannte Beamte abgeordnet wurde. Demselben gelang es denn auch, bis zu dem Hoflager des Nomadenführers vorzudringen. Dasselbe befand sich aber damals in einem Gebirge mit Namen Ektag.

Es würde nun, da einerseits alle näheren Angaben fehlen, andererseits zahlreiche Erhebungen in Vorderasien jene Bezeichnung, die nichts weiter als „weißer Berg" bedeutet, tragen, ganz unmöglich sein, diesen Höhenzug zu identifiziren, wenn nicht die gewichtigsten Momente auf den Altai hinwiesen. In seinen Thälern haben wir in Wirklichkeit die „Weideplätze von Dissabulus' Horde" zu suchen.[1]

Damit tritt, wenn auch vorerst noch in sehr dürftiger Weise, zum erstenmale die ferne Gebirgswelt des nördlichen Centralasiens in den Gesichtskreis der Weltgeschichte, eine Thatsache, die wichtig genug ist, selbst wenn auch diese Reise nicht anstoßgebend gewirkt haben sollte bezüglich des lebhaften Reiseverkehrs, der im späteren Mittelalter, in der Mongolenzeit, in diesen Gegenden zu konstatiren ist. Daneben wird man auch nicht vergessen dürfen, daß die Ueberschreitung des Kaukasus, die Zemarchus auf der Rückreise bewerkstelligte, der erste von einem einzelnen, friedlichen Reisenden ausgeführte Uebergang über dieses Gebirge gewesen ist, den wir geschichtlich bezeugt finden.[2]

Ganz verschieden von dem eben angeführten Faktum ist die andere Begebenheit, die wir aus jener Zeit hier beibringen müssen. Es handelte sich dabei nicht um ein neues, sondern vielmehr um ein schon längst genanntes und betretenes Gebirge, den altklassischen Atlas. Indeß wird das betreffende Vorgehen doch insofern zur wirklichen Entdeckung, als es einen relativ selbständigen, nicht nur bis dahin sondern selbst bis in die neueste Zeit herein unbeachtet gebliebenen Theil jener mächtigen Erhebung ins Auge faßte, und zwar in einer Weise, daß uns selbst detaillirte, fast wissenschaftliche Belehrung gegeben wird. Wir gehen hier auf die

---

[1] Näheres siehe bei Peschel, Geschichte der Erdkunde, 1865, S. 83 ff. Humboldt, Centralasien, 1844, Bd. 1. S. 160. 467. Die Hauptquelle für das ganze Faktum ist Menander (excerpta de legat., corp. script. hist. Byz. ed. Niebuhr, Bonn 1839, I, S. 295—302, 380—384).

[2] S. Peschel, a. a. O. S. 84.

interessante Episode etwas näher ein, weil dieselbe bisher von den Historikern der Erdkunde wenig oder gar nicht berücksichtigt worden ist.

Es war im J. 533, als Belisar, der berühmte byzantinische Stratege, auf Ordre seines kaiserlichen Herrn nach dem westlichen Nordafrika übersetzte, um die dort angesiedelten Vandalen zu bekämpfen. Es glückte ihm auch, tief in das Atlasgebiet einzudringen. Vornehmlich aber war es sein Unterfeldherr Salomo, dem es vorbehalten blieb, selbst in das Allerheiligste jener gewaltigen Erhebung, in die tief im Süden belegene, den Culminationspunkt des ganzen algerisch-tunisischen Systems bildende Gruppe des Aures (2328 m.), einen erfolgreichen Vorstoß zu unternehmen, mit dem selbst eine Ersteigung und Eroberung der obersten Parthien des Massivs verbunden gewesen zu sein scheint.

Als einen ganz besonders glücklichen Umstand müssen wir es aber bezeichnen, daß hierbei die Armee des Belisar von einem Manne der Feder, dem bekannten byzantinischen Historiker Prokopius, begleitet wurde. Infolge dessen haben wir denn eine sehr eingehende, mit topographischem und selbst naturwissenschaftlichem Material (wenn man von dergleichen bezüglich der damaligen Zeit überhaupt schon sprechen kann) ausgestattete Schilderung des mysteriösen Gebirges erhalten, wie sie ähnlich die ältere Zeit uns nur von wenigen Erhebungen geliefert hat.

Der Autor betont vor Allem, daß der Berg von Karthago etwa zehn Tagereisen entfernt sei, daß eine Rundreise um ihn drei Tage beanspruche, daß er nur schwer erstiegen werden könne, daß man dafür aber daselbst auch eine weite, herrliche Fruchtebene antreffe, wie in keinem anderen Theile von Libyen. Wiesen dehnten sich dort aus und Aecker, von anmuthigen Wegen durchzogen, neben saftigen Weideplätzen fänden sich Obstgärten, Blüthendüfte erfüllten die Luft und das Geplätscher munterer Gießbäche, die

steilen Klippen entsprängen, um sich dann in ruhigerem Laufe behaglich auszubreiten, treffe das Ohr.[1]

Freilich stimmt diese poetische Schilderung wenigstens mit der gegenwärtigen Beschaffenheit jener Gebirgslandschaften nur in sehr geringem Grade. Der Aures hat heutzutage von solch intensiver Kultur nichts mehr aufzuweisen. Auch dürfte in der That, wie Tchihatchef betont, namentlich wenn man an die bedeutende Höhe der Gruppe denkt, Manches in jener Beschreibung nach antiker und im Besonderen byzantinischer Art übertrieben erscheinen. Indeß muß man doch auch wieder bedenken, daß viele Momente noch jetzt zutreffend sind, daß namentlich die angegebenen Zahlen passen, daß auch in unserer Zeit noch der Aures mindestens theilweise reiche Vegetation zeigt, daß dort in der That mehrere Flüsse entspringen und endlich daß Spuren einer früheren bedeutenden Kultur sich noch jetzt daselbst finden, wie beispielsweise die vom Verfasser dieses Werkes selbst besuchten Ruinen von Lambessa[2] und die von Tamugatin, dessen Prokopius unter dem Namen Tamuga[3] gedenkt, ebenso wie er noch von anderen „urbes" spricht, „quas prope montem invenit desolatas et muris carentes".[4] Bekanntlich haben wir ja überhaupt Grund

---

[1] Zwei Stellen kommen in Betracht, eine aus dem „bellum Vandalicum", lib. II, betitelt: Aurasii montis magnitudo, und eine aus „de aedificiis Justiniani", lib. VI. Die letztere Stelle ist die ausführlichere. Sie sei der Wichtigkeit der Sache wegen hier vollständig mitgetheilt: Mons est in Numidia, quem Aurasium cognominant, qualem alibi in terra habitabili non contingit esse, in caeli sublimitatem praeceps assurgit, comprehenso itinere trierum dierum in ambitu, accedenti inaccessus, nullum ascensum nisi per praecipitium habens, in vertice prata sunt et plani campi, amoenae viae, pascua fertilia, loca arboribus consita, aromata omnigena, et fontes e scopulis scaturientes, aquae tranquilla, et fluvii undarum copia verticosi, et quod omnium vel maxime est admirandum, segetes et arbores in hoc monte, fructus proferunt duplo majores, quam in aliis Libyae partibus. (Baseler Ausgabe).

[2] Vgl. mein „Algerien" u. s. w., Leipzig 1881, S. 197.

[3] De bello Vandalic. lib. II.

[4] De aedif. Justin. lib. VI.

genug, anzunehmen, daß in jenen Gegenden und zwar selbst bis in die algerisch-tunisische Sahara hinunter ehemals ein blühendes Leben seine Stätte hatte. Vielleicht hängt auch die gegenwärtige Oede des Auresstockes mit der Verschlechterung des Klimas zusammen, die Manche für jene sämmtlichen Landstriche noch in späterer historischer Zeit eingetreten sein lassen. Es könnte darum die merkwürdige Stelle bei dem alten Byzantiner selbst als Beweismittel mit verwendet werden.

Unter allen Umständen aber, selbst wenn man mit Tchihatchef die lokal verschwommene Art der ganzen Darstellung beklagt, wird man doch diese erste Erforschung und Beschreibung des Auresgebirges als äußerst denkwürdig ansehen, um so mehr, als der so wichtigen, im 6. Jahrhundert auf alle Fälle noch eine Rolle spielenden Erhebung im 12. Jahrhundert von Edrisi bereits gar nicht mehr gedacht wird, und erst das Jahr 1853 eine wissenschaftliche Bereisung desselben brachte.[1] —

2. Die Völkerwanderung in ihrer Bedeutung für die Gebirgskunde.

Die eben berichtete Aures-Erforschung hing bereits mit einer großen weltgeschichtlichen Thatsache, der Völkerwanderung, zusammen, der wir hier auch noch ein besonderes, wenngleich kurzes Wort zu gönnen genöthigt sind. Allerdings was von deren Beziehungen zur Erdkunde, ja zur Wissenschaft überhaupt gesagt werden muß, das gilt auch betreffs der Gebirgskunde. Die ungeheure Umwälzung, die ihres Gleichen sucht, mußte zunächst hemmend ja vielfach selbst zerstörend auf den Stand der Erkenntniß jener Zeit einwirken. Die alte Kultur wurde wie vom Sturmwind hinweggefegt. Aber es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Völkerwanderung dafür auch vieles Gute geschaffen. Und

[1] Vgl. Tchihatchef, „Spanien, Algerien u. Tunis", Leipz. 1882, S. 261 ff.

gerade die Erdkunde hat nicht wenig von ihr profitirt.[1] Erdräume, die bis dahin noch wenig oder gar nicht in's Licht getreten waren, werden in Folge von Masseninvasion kräftiger Stämme plötzlich zu bedeutsamen Schauplätzen der Weltgeschichte und dadurch mit einem Schlage ebenso der allgemeinen Kenntniß näher gebracht.

In gleicher Weise profitiren auch die Gebirge. Wenig benützte oder aber im Laufe der Zeit fast wieder vergessene Uebergänge und Hochpfade werden zu regelrechten Heerstraßen[2], abgelegene Winkel finden ihre Ansiedler. Angesichts der allgemeinen Bekanntschaft, deren sich die einzelnen Phasen der großen Weltrevolution zu erfreuen haben, sei hier nur kurz daran erinnert, daß, wie es das allgemeine Drängen der aufbrechenden Völker nach Süden mit sich brachte, alle drei Glieder der großen westöstlichen Scheidewand Europas, Pyrenäen, Alpen und Balkangebirge, jetzt zur vielbenutzten Brücke werden, eine Thatsache, die natürlich einem allmählichen bekannter Werden jener wichtigen Erhebungen nicht wenig Vorschub leisten mußte. Beispielsweise sind ja doch selbst die Römerzüge der deutschen Kaiser im späteren Mittelalter ebenso wie die Reisen deutscher Gelehrter und Handelsleute über die Alpen nach Italien, durch welche die letzteren in jener Zeit ein unseren Landsleuten relativ so vertrautes Terrain wurden, als noch durch die bahnbrechenden Uebergänge in der Periode der Völkerwanderung hervorgerufen bezieh. doch ermöglicht oder erleichtert zu betrachten.

Den zweiten Punkt, die Besiedlung von Gebirgsdistrikten in der Epoche der Völkerwanderung anlangend, so sei z. B. auf das Eindringen der Heruler in's Salzachthal im Jahre 470, auf die

---

[1] Vgl. Ritter, Geschichte der Erdkunde S. 138 ff.

[2] So soll der Gotthard zuerst von den Longobarden bei ihren Einfällen nach Italien benützt und erschlossen worden sein.

ebenda durch die Baiwaren im 6. Jahrhundert vollzogene Gründung von Salzburg u. dergl. hingewiesen.[1] —

3. Die Heeres- und Handelszüge sowie die Einzelreisen des Islam. Ibn Batuta und der Adamspik.

Ungleich wichtiger für die Geschichte der Gebirgskunde als die Völkerwanderung ist eine andere Bewegung, die zwar etwas später losbrach als jene, aber derselben südlich des langgestreckten Mittelmeerbeckens parallel lief und die Welt nicht weniger erschütterte und verrückte, die islamitische Sturmfluth.

Allerdings dürfen wir auch von dieser für die Orographie nicht allzuviel Förderung erwarten. Denn die Araber schenkten, vielleicht in Folge der ihnen eingepflanzten nomadischen Neigung, die sie mehr auf die Ebenen als die Erhebungen hinwies, prinzipiell „der senkrechten Gliederung der Erdoberfläche wenig Beachtung".[2] Immerhin aber haben sie doch auch zur Entschleierung jener nicht wenig beigetragen. Denn bei der ungeheuren Ausdehnung ihrer Eroberungen waren ja Gebirgsmärsche gar nicht zu umgehen. Terrainschwierigkeiten vermochten auch diese furchtbare Hochfluth ebenso wenig aufzuhalten, wie sie dies zuvor gegenüber den sich heranwälzenden Wogen der Völkerwanderung im Stande gewesen waren. Ja bei dem eminent gebirgigen Charakter des Erdtheiles Asien, der die besondere Domäne des Islam werden sollte, müssen die Kriegszüge der Araber bezieh. der Türken sogar ganz hervorragend den Charakter des Gebirgskrieges tragen. Und man kann wohl behaupten, daß neben Alexander und seinen Mazedonen kein Volk so ausgiebig die Ge-

---

[1] Kiepert, a. a. O. S. 366. Hierher ließe sich übrigens auch noch die Niederlassung der Vandalen in Andalusien, das daher sogar seinen Namen (Vandalicia) erhielt (Ritter, a. a. O. 139), sowie das neuerlich vermuthete Eindringen der Gothen in die Karstregion ziehen.

[2] Peschel, a. a. O. S. 135.

birgswelt der Erde durchmessen hat als eben das Volk Muhammeds.

Allerdings waren die Gebirge, die dabei in Frage kamen, vielfach schon lange vorher betreten und an's Licht gezogen worden, allein zum Theil mußten sie zur Zeit der Araber bereits wieder der Finsterniß anheimgefallen heißen. Daneben aber sind die Moslemim in nicht wenigen Fällen auch wirklich die ersten Gäste in den in Frage kommenden Bergen.

Natürlich ist es im engen Rahmen dieses Buches ganz unmöglich, dieses reiche Kapitel in der Weise zu behandeln, daß sich eine eingehendere Darstellung der gesammten Gebirgszüge der Araber ergäbe. Indeß wird es nicht schwer halten, sich von dem Umfange derselben ein rasches Bild zu entwerfen. Man darf nur bedenken, daß die Herrschaft des Islam gar bald schon von der chinesischen Westgrenze durch ganz Central- und Vorderasien sowie Nordafrika bis zum Atlantischen Ozean, desgleichen über die Meerenge von Gibraltar und schließlich auch den Bosporus hinüber selbst bis nach Europa hinein, in der meridionalen Richtung aber vom Altai bis an den Ganges reichte, um ermessen zu können, mit wie vielen Erhebungen seine Anhänger nolens volens Bekanntschaft schließen mußten.[1] So finden wir sie auf dem alten Gebirgsweg nach Indien, den schon Perser und Griechen benutzt hatten[2], wie in den Bergen Armeniens, im Taurus und den syrischen Erhebungen wie in den wilden Gebieten des oberen Oxus und Samarkands und in den südlichen Grenzgebirgen von Turkestan und Westsibirien, in Nordafrika aber im ganzen langgestreckten Atlasgebiete. Hier ist es auch, wo sie die Erbschaft der Punier und Römer um das wesentlichste Glied des Systems erweiterten.

Es war der berühmte muhammedanische General Sidi Okba, welcher im Jahre 681 n. Chr. von Tanger aus, wohin ihn ein

---

[1] Vgl. Ritter, a. a. O. S. 163 ff. Peschel, a. a. O. S. 94 ff.
[2] Kiepert, a. a. O. S. 35.

kühner Zug von Kairuan durch die algerischen Küstengebiete gebracht hatte, einen Vorstoß gegen das Innere von Marokko unternahm und dabei den hohen Atlas überstieg, wie es scheint, mittelst des Passes von Bibauan oder doch überhaupt eines der Westjoche, da er in das Wadi Sus gelangte. Auf diese Weise trat jenes Hochgebirge zum erstenmal etwas aus dem Dunkel heraus, in welchem es, wie schon betont wurde, zum guten Theil noch bis auf den heutigen Tag begraben liegt.[1]

Welch innige Beziehungen auch in dem gegenüberliegenden Spanien zwischen den Muselmanen und den Bergen bestanden[2], bezeugt unter Anderem die Bezeichnung des höchsten Punktes der Sierra Nevada als Cumbre de Mulahacen (Muley Hassan), der Name Sierra Morena (d. i. maurisches Gebirge) und die auf den schmalen nördlichen Grat vor dem Pik de Néthou (Pyrenäen) bezügliche arabische Sage vom Pont de Mahomet, nach welcher über jenen bedenklichen First nur die Gerechten gefahrlos zum Paradiese eingehen können.[3] Nach Joanne („Alpes maritimes“) sollen die Sarazenen sogar Bergbau in den Alpen betrieben haben.

Haben wir bisher aber mehr nur von den kriegerischen Gebirgszügen der Araber gesprochen, so gilt es nun, auch ihrer friedlichen Leistungen auf demselben Gebiete noch zu gedenken, die kaum weniger bedeutend sind und räumlich sogar jene überbieten. Namentlich glückte ihnen mittelst dieser, was sie mit dem doch so sieghaften Schwerte des Propheten nicht durchzuführen vermocht hatten, nämlich über die ungeheure Naturmauer, welche das Centrum Asiens nach Westen und Norden hin umhegt, hinwegzukommen, so daß sie zu Nachfolgern der Händler auf der alten Serenstraße wurden.

---

[1] Ritter, a. a. O. S. 169. Vgl. E. Mercier, hist. de l'établissement des Arabes dans l'Afrique septentrionale p. 57 seq.

[2] Beispielsweise passirte Abdur Rhaman den Col de Somport auf dem Wege nach Béarn. Meyer, Südfrankr. 557.

[3] S. Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn“, Leipzig 1884, S. 357 ff.

So zogen schon unter Khalif Walid (704—715) arabische Gesandte durch die Kaschgar-Pässe nach Kaschgar. „Seitdem beginnen die Landreisen der Araber durch Centralasien.“[1] Nach Edrisi drangen muhammedanische Missionen unter dem Khalifen Wathik (846—847) auch über das mysteriöse Gebirge Gog und Magog, das in Folge der Erweiterung, die die Erdkunde durch die Araber in jenen Gegenden erfuhr, vom Kaukasus hinweg allmählich immer weiter gegen Osten gerückt wurde[2] und in diesem Falle wohl gleichfalls die Kaschgarischen Berge bedeutete, hinüber und ebenso selbst bis zum Altai.[3] In der späteren Zeit, der Periode der Mongolen, finden wir die Anhänger des Propheten auch auf den Pässen des Thianschan, die sie zur Reise nach China benutzten, da die alte Serenstraße damals verödet gewesen zu sein scheint. Dieser neue Weg erreichte vom Syr-Darja aus zunächst das Ili-Thal und das heutige Kuldscha, bog von da südwärts ab und führte über einen nicht weiter bestimmbaren Gletscherpaß am rauchenden Peschan vorbei nach Kutscha am Südabhang des mächtigen Himmelsgebirges.[4] Selbst die Gebirgsumwallung von Tibet, das übrigens in den Schriften der Araber überhaupt zuerst genannt wird, scheinen sie überstiegen zu haben.[5]

In Afrika wurde namentlich das Gebiet des algerischen Atlas von ihnen viel durchzogen, da die Pilger des muhammedanisch gewordenen Sudans, wie bereits früher erwähnt, nicht quer durch das Festland nach den heiligen Städten in Arabien wanderten, sondern erst vom Niger aus direkt nördlich nach der Mittelmeerküste gingen.[6] Daß diese Mekkafahrten aber auch in anderen

---

[1] Ritter, a. a. O. S. 168. Abu Said aus Siraf gedenkt ebenfalls einer Landreise, die in solcher Weise nach China unternommen wurde. Reinaud, Relation des Voyages I, 114. Peschel, a. a. O. 101.

[2] Peschel, a. a. O. S. 104. Ritter, a. a. O. S. 168.

[3] Peschel S. 101. Vgl. Ritter, Erdk. II, 1127 ff.

[4] Peschel S. 102.

[5] Ritter, a. a. O. S. 170. Vgl. uns. Darstellung unt. IV, 5 (Himalaya).

[6] Peschel, a. a. O. S. 113 f.

Theilen der alten Welt — wie gleichfalls schon oben betont wurde — die Uebergänge über die Hochgebirge bevölkerten, läßt sich, selbst wo es nicht direkt bezeugt ist, doch aus dem außerordentlichen Aufschwung abnehmen, den jene Reisen sehr bald erfuhren.[1]

Jedoch auch damit haben wir die außerordentliche Bedeutung des Araberthums für die Erschließung der Gebirge noch nicht erschöpft. Das Wichtigste ist, daß dasselbe sogar schon Einzelreisende erzeugte, die zwar in der Regel noch im frommen Gewande, als Derwische oder Marabuts einherzogen und als Hauptzweck den Besuch „berühmter Moscheen, hoher Schulen, schriftgelehrter Imams und frommer Priester oder der Gräber ihrer Märtyrer und Heiligen" im Auge hatten, daneben aber doch wahre Gelehrte waren und mit dem religiösen ein mächtiges geographisches Interesse verbanden.[2] Bei der ungeheuren Ausdehnung dieser Wanderungen — vom Tajo bis zum Tigris, Indus und Oxus — mußte nothwendigerweise auch manches Gebirge berührt und in dieser Weise wiederum die Kunde von diesen gefördert werden.

So lernte Edrisi († 1164 oder 65) das Atlasgebiet aus Autopsie kennen, Leo aus Granada begleitete seinen Oheim, den Gesandten des Königs von Fez, von dieser Stadt aus gegen Ende des 15. Jahrhunderts über den hohen Atlas nach Timbuktu und sah auf seinen späteren Reisen auch viele asiatische Erhebungen, z. B. die von Syrien, Arabien, Armenien, Persien u. s. w. Der größte Landreisende der Araber ist aber bekanntlich Ibn Batuta, der von 1324 ab 30 Jahre fast ohne Unterbrechung wanderte und eben auch für die Orographie Bedeutendes leistete. Er bestieg sogar, wenngleich noch immer aus vorwiegend religiösem Interesse so doch mit offenen Augen Alles beobachtend, als Einer der Ersten in der ganzen Weltgeschichte im Jahre 1340 einen höheren, äußerst

---

[1] Ritter, Gesch. d. Erdkunde S. 176 ff.
[2] Ebenda S. 179.

interessanten und bis dahin im Abendlande kaum gekannten Berg, den Adamspik auf Ceylon, der ihn schon vom Meere aus mit seiner einer aus den Fluthen aufsteigenden Rauchsäule vergleichbaren Gestalt neun Tage lang gegrüßt und angelockt hatte.

In der That weiß der geniale Mann, als er von den Malediven aus endlich wirklich an das Gestade der genannten Insel sich verschlagen findet, bei dem Könige, der ihn höchst freundlich aufgenommen, nichts Anderes als höchsten Wunsch zu äußern, denn eine Besteigung des mächtigen Gipfels. Der Regent willfahrete gern diesem Verlangen und ließ ihn in einem Palankin bis an den Fuß des Kolosses tragen. Von da begann darauf der eigentliche Anstieg, der in Begleitung von 10 Kriegern der königlichen Leibwache, 15 Trägern mit Lebensmitteln, 4 Brahmanen-Priestern und 4 frommen Büßern unternommen wird, die alljährlich die Fahrt zu thun pflegten und deshalb als eigentliche Führer dienen sollten.

Von Kankar (vielleicht identisch mit dem heutigen Kandy) ab folgte der Gebirgsweg im engeren Sinne und zwar gleich mit nicht geringen Schwierigkeiten. Zwei Pfade führen von da nach dem Gipfel, nach Adam und Eva „Baba-Weg“ und „Mama-Weg“ getauft. Ein echter Pilger muß sie beide kosten. Unser Reisender benützte für den Aufstieg den erstgenannten, von Norden her führenden, während er den Rückmarsch mittelst des sanfteren Mama-Weges nach Süden hinab bewerkstelligte. Die Reise ging zunächst am Affenteiche Buzuta vorbei, und der Araber sah dort zu seinem Erstaunen, daß die betreffenden geschwänzten Anwohner [1] auch Bärte wie Männer trugen. Dazu wurde ihm berichtet, daß sie ein förmliches Staatswesen besäßen mit einem König an der Spitze, der eine Blätterkrone trüge und von vier mächtigen Trabanten mit Knütteln geleitet werde.

Weiter gedenkt er auch der Blutegel, die die üppige Wildniß

[1] Nach Häckel „schwarze Wanderuhs“.

jener Gebiete bevölkern und die Plage der Reisenden noch heutzutage bilden. Gegen sie wehrte man sich schon damals ebenso wie in der Gegenwart durch Aufträuflung von Citronensaft. In buntem Wechsel ziehen darauf tropische Urwälder, Teiche, Höhlen, von heiligen Eremiten bewohnt, rauschende Wasserfälle und finstere Schluchten an dem Auge des kühnen Steigers vorüber, bis man zur Iskander-Grotte mit trefflichstem Trinkwasser gelangte. Hier thürmte sich der Gipfel, „einer der höchsten der Welt", mit einem Male jäh vor den entsetzten Blicken des Reisenden auf, während die Wolken des Himmels tief unter den Füßen hinzogen. Schier unersteiglich müßte das furchtbare Felshorn scheinen, wenn nicht uralte eingehauene Stufen in Verbindung mit eisernen Ketten eine grausige Kletterarbeit ermöglichten. Nicht weniger als zehn solcher Ketten wurden von unserem Pilger gezählt. Die letzte derselben führte den bezeichnenden Namen „Kette der Erkenntniß", weil in ihrer Nähe sich plötzlich ein schwindelerregender Blick in schreckliche Abgründe aufthut.

Auf dem Gipfel endlich angelangt, erblickte Ibn Batuta mit frommem Entzücken die ersehnte heilige Fußspur, die sich elf Spannen lang erwies und von neun Opfernischen umgeben war, in welche die Pilger Gold, Silber und Edelsteine einzulegen pflegten.

Auch der Rückweg bot manches Interessante. Er führte an Edelsteingruben und Lachen wie auch an dem berühmten Lebensbaum des Paradieses [1] vorüber, der nur selten eins seiner Blätter verliert. Geschieht dies aber einmal und ein Sterblicher nimmt es und verzehrt es, so macht es ihn wieder jung. Daher ist der altehrwürdige Stamm stets von Pilgern umgeben, die sehnsuchtsvoll nach seiner Blattkrone emporschauen. [2] —

Ueberblicken wir nun noch einmal die Thaten der Muhammedaner im Gebirge, so werden wir zugestehen, daß dieselben nicht

---

[1] Nach Häckel ein uralter Buddhabaum, heilige Feige (ficus religiosa).
[2] Häckel, Indische Reisebriefe, 2. Aufl., Berlin 1884.

gering waren, daß sie persönliche Bekanntschaft fast mit allen Hauptgebirgen der alten Welt schlossen. Wenn die so von ihnen errungenen orographischen Kenntnisse aber der übrigen Menschheit nur wenig zu Gute kamen, so lag dies in den Verhältnissen, die auch sonst der abendländischen Kultur eine eingehendere Ausnutzung der großartigen geographischen Leistungen der Araber verwehrten, vor Allem in der religiös bedingten Feindseligkeit zwischen Christenthum und Islam, sodann in dem raschen „Verfall der blühenden Khalifenreiche, der Barbarei der Türken", zuletzt aber auch „in dem mangelnden Studium der orientalischen Sprachen bei den Abendländern in früheren Zeiten".[1] —

Ungleich weniger profitirte die Gebirgswelt durch eine dritte Völkerbewegung, von der die Geschichte uns berichtet, durch die normannischen Züge, die von der entgegengesetzten Seite der alten Welt, vom europäischen Norden ausgingen. Sie bestanden zumeist in Seefahrten, brachten also ihre Unternehmer mehr mit den Küsten und weniger mit dem Inneren der Länder in Berührung. Doch darf auch dieser Abschnitt der Geschichte des Mittelalters hier nicht ganz übergangen werden, denn er führte die Schneegebirge des Nordens, besonders die so hochinteressanten Erhebungen Islands in die Erdkunde ein. Ja es wird uns berichtet, daß auf dieser Insel sogar einer der kühnen Wickinger einen Berg erstiegen habe, freilich lediglich zu Orientirungszwecken.[2]

[1] Ritter, a. a. O. S. 181.
[2] Peschel, a. a. O. S. 75.

IV.

Die Periode der Kreuzzüge und das Zeitalter der Entdeckungen.

1. Die Sinaifahrten.

Nunmehr treten wir in eine Zeit ein, in der die Gebirgskunde einen ganz anderen Anlauf nimmt als bisher, in der namentlich Reisen Einzelner in das Gebirge, wenn auch zumeist noch mit der Sache selbst fernliegenden Zwecken, sich häufiger geltend machen, ja bereits die ersten gelegentlichen wissenschaftlichen, beispielsweise geologischen und botanischen Beobachtungen und selbst Messungen mit Instrumenten vorkommen, Thatsachen, die, je näher die Grenze der neuen Zeit rückt, immer intensiver auftreten, so daß wir diese Epoche die Morgenröthe der Gebirgsforschung nennen könnten.

Bekanntlich führt dieselbe den Namen des christlichen Mittelalters, weil in ihr mehr oder minder Alles den Stempel des Christlichen trägt, gerade so wie die in jener Zeit erwachsenden Ritterorden das Kreuz auf Mantel und Schild zeigten. In diese Zeit fallen die für Kultur und Geographie gleich bedeutsamen Kreuzzüge, bewaffnete Massenwallfahrten. Aber auch die gewaltigen Handelszüge, die, theils zu Land theils mehr noch zur See, in der gleichen Periode oder in den angrenzenden Jahrhunderten unternommen wurden, gehen mindestens noch unter christlicher Flagge vor sich, so die originellen Transaktionen zwischen dem nördlichen Asien und Europa in der Mongolenzeit, und die in Wahrheit allerdings vom Goldhunger diktirten Westfahrten der Spanier u. s. w.

Trotz dieser Uniformität der beregten Epoche müssen wir die-

selbe aber doch in zwei Theile zerlegen, in eine frühere Periode, in der das christliche Moment sich am stärksten geltend macht und außerdem, was die Bewegung nach außen hin anlangt, die Richtung nach Osten und die Benützung des Landweges vorherrscht; daneben haben wir dann noch einen späteren Abschnitt zu verzeichnen, in welchem das merkantile Interesse überwiegt und die Wege westwärts und zu Wasser genommen werden. Die erstgenannte Periode ist durch die Kreuzzüge, die zweite durch die Indien- und Amerikafahrten charakterisirt.

Für die Gebirgskunde mußten selbstverständlich zunächst wenigstens die ersteren bedeutender sein; aber auch die letzteren brachten ihr bald reichen Gewinn, indem sie mit einer neuen Welt auch ganz neue Gebirge in den Gesichtskreis treten ließen, von der allgemeinen Anregung für Naturbeobachtung, die sie gaben, ganz abgesehen.

Wenden wir uns nun zunächst zur ersten Periode, die, in ihren Wirkungen über die zeitliche Grenze der zu zweit genannten noch hinübergreifend, etwa bis zum 16. Jahrhundert gerechnet werden muß, so sind innerhalb derselben eben auch die für die Gebirgsforschung wichtigen Leistungen christlich bedingt.

Es ist die Zeit, wo an Gebirgsstraßen Hospize und in den entlegensten Hochthälern Klöster und Abteien erwachsen, wo Pilger, Missionare und Ritter, gefolgt von fahrenden Schülern und Händlern, die Paßpfade beleben und ein buntes Treiben, das in mancher Beziehung schon an das allsommerliche Getümmel in den Gebirgen in der Gegenwart erinnert, mit Saumthierkarawanen und Zügen Bewaffneter viele der gefürchteten und bis dahin gemiedenen Gebirgseinöden durchdringt.

Natürlich mußte auf diese Weise die Kenntniß wenigstens einer Anzahl von Erhebungen nicht wenig gefördert werden, so, was Europa anlangt, beispielsweise der Pyrenäen, die unter Anderem Karl d. Gr. 718 überschritt, um die Mauren zu schlagen,

die vorher die natürliche Scheidewand mehrmals von drüben her passirt hatten.

Wie groß beiläufig schon die Wirkung dieses einen Gebirgszuges war, mag man daraus ersehen, daß er lange in der Volksdichtung gefeiert wurde, wovon noch jetzt die „Rolandsbresche“ an Ort und Stelle Kunde giebt.[1]

Das religiöse Moment war es, welches um dieselbe Zeit weiter auch die Alpen allmählich wieder eine ähnliche Rolle spielen ließ, wie im Alterthum, nur daß die Bewegung jetzt ihren Weg nicht wie einst, von jenseits nach diesseits, sondern in umgekehrter Richtung nehmen mußte. Die germanischen Herrscher pilgerten nach Rom, um mit dem geistlichen Haupte der Welt in Beziehungen zu treten, die freilich unter Umständen auch zu feindseligen wurden. Jahrhundertelang bildete der klassische Boden der alten Römer, gerade so wie umgekehrt einst die deutschen Gefilde, den Schauplatz wilden Ringens, und darum die Alpenpässe die vielbenützten und vielumworbenen Einbruchsthüren. Von Pipin ab folgen sich diese Römerzüge in langer Reihe. So sehen wir schon seinen Erben Karl d. Gr. wieder den mächtigen Alpenwall kreuzen und zwar unter Benutzung verschiedener Uebergangsstellen, so 773 des Mont Cenis und des gr. Bernhard, des ersteren, indem er sich, wie die Sage berichtet, eines lombardischen Spielmannes als Führer bediente.[2]

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, diese Alpenüberschreitungen, bei denen wir übrigens neben deutschen auch fremde, namentlich französische Fürsten vertreten finden, einzeln aufzuzählen[3], obwohl unter ihnen manche sind, die betreffs des

[1] Im Kloster von Roncevaux am gleichnamigen, von dem Heere Karls bei der Rückkehr benützten Passe (981 m.) zeigt man noch jetzt die Stiefeln und Waffen des Paladins. Gsell-Fels, Südfrankreich, 2. Aufl. S. 509.

[2] Dittmar, Geschichte der Welt, 3. Aufl. III, 237.

[3] Es kamen beiläufig je nach Bedürfniß allmählich die meisten der alten Römerpässe wieder in Gebrauch, so z. B. der Julier, den Friedrich v. Hohenstaufen benützte 2c. Vgl. Daniel, a. a. O. III, S. 145.

eingeschlagenen Weges und der Art der Ueberwindung der gewaltigen Barrière interessant genug erscheinen.

Nur eine dieser Passagen, die auf der Grenze des Mittelalters und der neueren Zeit stattfand und wegen ihrer außerordentlichen Kühnheit viel bewundert sowie oft mit Hannibals Zug verglichen wurde, soll hier, zumal sie ein bis dahin noch fast ganz unbekanntes Alpenjoch heranzieht, noch besonders erwähnt werden. Es ist dies der Uebergang des Königs Franz des Ersten über den Col d'Argentière, südlich vom Monte Viso, i. J. 1515.

Es hatten nämlich die Feinde dem französischen Heere die bis dahin immer von demselben eingehaltenen, für große Truppenmassen allein brauchbaren Straßen aus Frankreich, die kürzere über den Mont Cenis und die weitere, jedoch für den Transport von schweren Geschütz bequemere über den Genèvre, verlegt. Die Nachricht davon ging dem Könige zu, als er bereits seine Soldaten zwischen Grenoble und Briançon ausgedehnte Quartiere hatte beziehen lassen. Seine Verlegenheit war groß. Da trat der erfahrene Trivulzio vor, der während eines langen Aufenthaltes zu Embru alle Fußsteige des Hochgebirges ausgekundschaftet hatte, und erbot sich, das Heer auf unbekannten Pfaden mitten zwischen den Kottischen und See-Alpen in die Seiten und den Rücken der Feinde zu führen, denn hier, sagte er, sei nur die bezwingbare Natur, bei Susa hingegen die unbezwingbaren Eidgenossen zu bekämpfen. Der kühne Rath des alten Feldherrn gefiel dem jungen Helden, und demgemäß wurden nun auf den Straßen des Cenis und Genèvre-Passes nur einige Tausend Fußknechte und etwas Reiterei vorgeschoben, um die Eidgenossen zu beschäftigen und ihre Aufmerksamkeit von den Hauptkolonnen abzuziehen. „Auch das schwere Geschütz, so wurde angeordnet, zieht in bedeutenderer Entfernung hinter jenen Truppen auf dem einzigen dazu brauchbaren Wege des Mont Genèvre." In dieser Weise gelangte die fran=

zösische Armee wenngleich unter unsäglichen Mühen in das Stura-Thal in Oberitalien.[1]

Uebrigens stehen neben den Alpenüberschreitungen, deren Ziel das Wunderland Italien selbst war, in wohl kaum geringerer Anzahl die, bei welchem das letztere nur mehr die Transitstation bildete. Pflegten sich doch viele sei es der eigentlichen Kreuzfahrer oder derer, die privatim nach dem heiligen Lande pilgerten, in einem italienischen Hafen, namentlich in Venedig, nach ihrem Ziele einzuschiffen. Manche der Letztgenannten brauchten dabei schon während der Alpenwanderung ihre Augen fleißig und wußten ihre Beobachtungen auch in ihren Reiseschilderungen anzubringen.

Hierzu nur ein Beispiel. Alexander, Pfalzgraf bei Rhein, durchzog auf seiner 1495—1496 unternommenen Fahrt nach Jerusalem Vorarlberg, um dann über den Arlberg zu gehen. Er macht dabei über ersteres folgende kurze aber interessante Bemerkung: „Daselbst ist das rechte Schweizerlant, hat wenig Dörffer, sondern hie ein Hauß, dort eins, aber hübsche Wiesen, viel Viehs, und sehr hohe Berg, darauff ligt Schnee, so vor Christi Geburt sol gefallen seyn, der ist härter denn kein Felß.“[2]

Doch haben die zahlreichen Alpenübersteigungen jener Jahrhunderte nicht bloß direkt sondern auch indirekt der Erschließung des so wichtigen Hochgebirges gedient. Veranlaßten sie es doch, daß mehrfach neue Wege dortselbst angelegt wurden. So schufen die Kreuzzüge z. B. die Semmeringstraße.[3] Der „Kuntersweg“, südlich von Klausen an der Brennerpassage, der mittelalterlichen „Kaiserstraße“, verdankt seine Entstehung dem 14. Jahrhundert,

---

[1] Vgl. „der Kampf Franz I. und der Eidgenossen um Mailand“ pp. Im Archiv für Schweizer. Geschichte und Landeskunde, herausgeg. v. Escher u. Hottinger, Zürich 1827, 1. Bd., und Rauchenstein, Programm der Aargauischen Kantonsschule, mit der schon früher citirten trefflichen Abhandlung: „der Zug Hannibals über die Alpen“, S. 21.

[2] Reisbuch deß heyligen Lands rc., Frankfurt a. M. 1584, pag. 32.

[3] Meyer, deutsche Alpen, östl. Theil S. 413.

wo ihn ein Bürger aus Botzen baute, von dem er auch seinen Namen empfing.[1] Im folgenden Jahrhundert wurde das berühmte trou de la Traversette an dem nahe am Monte Viso vorüberführenden Uebergang von Mont Dauphin im Durancethal nach Saluzzo im Pothale 400 Meter lang durch die Felsen gehauen.[2]

Auch der Ostflügel der großen Europa in seiner ganzen Breite durchsetzenden Gebirgsmasse, die Erhebungen im Norden der Balkanhalbinsel, profitirten durch das Kreuzzugsfieber jener Zeit. Denn mehrere der ungeheuren Heeressäulen benützten, statt der Seefahrt von Italien ab, den Landweg durch Osteuropa, um nach der Levante zu gelangen. Sie bedienten sich hierbei in der Regel des alten, bequemen, wenig über 600 m. hohen Passes, der noch jetzt unter dem Namen der porta Trajani von Sofia nach Philippopel führt.

Aber die Wirkungen jener eigenthümlichen Bewegung reichten noch weiter, selbst hinein in die Berge Asiens. Denn mehrmals setzten die Kreuzheere sogar vom Bosporus aus ihren Weg nach Palästina noch zu Land fort, so daß die alten mächtigen Höhen, welche das gelehrte Abendland aus der Lektüre der Thaten eines Alexander und Xenophon recht wohl kannte, nun auch persönliche Bekanntschaft mit jenen ihren Freunden aus der Ferne machten. Unter Anderen überstieg der Kaiser Barbarossa 1190 den cilizischen Taurus, während 1148 die Heere Konrads III. und Ludwig VII. den Libanon passirten.[3]

Indeß viel bedeutungsvoller als durch das, was sie direkt im Bezug auf die Entschleierung der asiatischen Gebirge leisteten, wurden die Kreuzzüge infolge der Anregung zur Gebirgswanderung, die sie für Einzel- und Privatreisende brachten. Allerdings

---

[1] Daniel, a. a. O. III, S. 149.
[2] Ebenda S. 114.
[3] Dittmar, a. a. O. III, 543 u. 513.

wurden die syrischen und arabischen Berge, die ja eben in der heiligen Geschichte eine so große Rolle spielen, schon von vornherein von frommen Wallfahrern aufgesucht. Aber im Abendland kamen doch erst nach den Kreuzzügen solche Pilgerreisen so zu sagen in Mode. So namentlich auch unter Regenten und hohen Adeligen, denen ja die Mittel zu dergleichen kostspieligen Fahrten zu Gebote standen.

Beispielsweise heißt es in der Beschreibung der Pilgerfahrt des großen Kurfürsten Friedrichs des Weisen[1], daß eine derartige Exkursion „damals sehr gebreuchlich und die Reisen zum heiligen Lande außerhalb der Kriegszüge auch unter die tapferen thaten der Fürsten gerechnet worden, wie man denn solche Pilgram wegen der Andacht, so man daselbst in die Leute gebildet, zu Ritter geschlagen."

Die von diesen Pilgern namentlich in den Jahren von 1200 bis 1500 ausgeführten Bergfahrten, mußten aber für die Gebirgskunde um so größeren Gewinn bringen, als nicht allein von vielen der kühnen Männer ausführliche Tagebücher, die uns noch erhalten sind, veröffentlicht wurden, sondern auch namentlich eine ganze Anzahl der Unternehmer Leute waren, die neben den religiösen auch allgemein wissenschaftliches, in manchen Fällen selbst speziell naturwissenschaftliches Interesse und Wissen besaßen. So konnte es kommen, daß hier, obwohl zumeist nur erst von 2 Gebirgen, dem Sinai und Libanon, die Rede ist, doch der eigentliche Anfang zur wissenschaftlichen Gebirgsbereisung und Gebirgsschilderung vorliegt.

Naturgemäß beziehen sich die meisten dieser mittelalterlichen Pilgerbergfahrten auf den alten Gesetzesberg, den Sinai. Die erste derselben, wenn wir von weniger bedeutenden Berichten absehen, die allerdings bis in das 6. Jahrh. zurückreichen, wurde

---

[1] In der „gründlichen und wahrhafftigen Beschreibung der löblichen und ritterlichen Reise und Heerfahrt in das heilige Land" ꝛc., Leipzig 1586.

1217 von einem Deutschen, Magister Thietmar, „in remissionem peccatorum" unternommen.[1] Derselbe sah zunächst schon auf der Tour von Akkon nach Nazareth und am galiläischen Meere hin sowie von da nach Damaskus wenn auch nur von Ferne den Libanon und weiß auch bereits, daß an seinem Fuße zwei Quellen, Jor und Dan, entspringen, die er indeß erst nach einem Durchfließen des Sees von Merom und Tiberias sich vereinigen läßt. Unzweifelhaft also verwechselt er jene zwei Quellbäche mit den beiden Hauptströmen des oberen Jordan, dem Nahr Hasbani, der von den Westflanken, und dem Mandsur, der von den Ostflanken des Antilibanon kommt.

Später passirt unser Reisender den Karmel mit seinem Kloster und giebt hier bereits eine ganz nette Schilderung. „Der Berg", sagte er, ist reich an Triften und Kräutern, für Viehzucht trefflich geeignet, wie auch von hoher landschaftlicher Schönheit.[2] Löwen und Leoparden, Bären, Hirsche, Dammhirsche, Wildschweine, ferner ein überaus bösartiges Thier, das die Eingeborenen Lonza[3] nennen und das selbst dem Löwen furchtbar ist, Schakale, Wölfe, in der Größe einem Fuchs ähnlich, und zahllose Ziegen, kleiner als die unsrigen und langgeschwänzt, bevölkern ihn."

Die Weiterreise, einmal durch eine kurze Gefangenschaft unterbrochen, berührt dann Petra, wo der wackere Magister einen „gewissen" Boidewin zum Gefährten erhält, ebenso wie er auch Beduinen als Führer dingt, die sich eidlich verpflichten müssen, ihn lebend oder todt zurückzubringen. Dortselbst rüstete er sich überhaupt entsprechend aus, namentlich versieht er sich unter Anderem auch mit „Zwieback" (panis biscoctus), da nun der beschwerlichste Theil der ganzen Wallfahrt, die Reise durch die Wüste ans Rothe Meer und zum Sinaikloster, folgen sollte.

---

[1] Mag. Thietemari peregrinatio, ad fidem codic. Hamburg. ed. J. C. Laurent, Hamburg 1857.

[2] Visu delectabilis.

[3] Vielleicht die Hyäne.

Von da endlich wird mit einem dem letzteren entlehnten Führer der Dschebel Musa mittelst der in jener Zeit bereits eingehauenen Stufen erstiegen. Doch erhalten wir hierbei lediglich religiöse Bemerkungen. —

Der zuletzt gerügte Uebelstand tritt uns bereits 100 Jahre später, in dem Bericht des Rudolf von Suchem (Westphalen) über seine Orientfahrt in den Jahren 1336—1350 nicht mehr so störend entgegen, obgleich der Verfasser ebenfalls Geistlicher („Kirchherr") war.

Vermochte doch derselbe schon auf der Ueberfahrt nach dem heiligen Land allerhand interessante geographische Beobachtungen anzustellen, so über den Vulkan von Stromboli und den Aetna, wovon weiter unten die Rede sein wird. Er bestieg auch, „wie alle die vorüberfahren," den Kreuzberg auf Cypern und betont ausdrücklich, daß man von dort den Libanon sehen könne, ein Beweis, daß er topographisch schon recht wohl orientirt war.

Was dann den Sinai selbst anlangt, so erscheint erwähnenswerth, daß der Reisende schon die zwei Gipfel, den „Musa" und den „Katherin", kennt, ja beide vielleicht sogar selbst erklommen hat. Wenigstens sagt er: „mit größerer müh und arbeit steigt man auf disen denn jenen."

Endlich ist es interessant zu hören, daß uns hier auch, wohl zum ersten Male, das Gespenst der Bergkrankheit entgegentritt. „Es befindet auch ein Mensch auff disem Berg sondere enderung an sinem Leib deß Luffts halben." [1]

Nur anderthalbhundert Jahre später (1479—80) hören wir von einer abermaligen Besteigung des heiligen Berges. Aber welch außerordentlicher Fortschritt ist wiederum zu konstatiren. Freilich der Mann, der jetzt die Tour unternahm, war nicht einer

---

[1] Reisbuch, pag. 433. Der aufmerksame Pilger versteigt sich beiläufig selbst zu einer Art vergleichender Gebirgsbeobachtung, indem er den jüdischen Berg Thabor in Parallele stellt zum „Isenberg" im Bisthum Paderborn.

von den damals meist so unwissenden und allen Interesses baaren Geistlichen, sondern ein Bürger, Namens Tucher, aus dem in jener Zeit so mächtig aufblühenden Nürnberg, vielleicht sogar eine Art Gelehrter, Mathematikus oder doch Mechanikus. Denn er baute, wie er erzählt, den Mönchen auf dem Berge Zion eine Sonnenuhr. Und nachdem er mittelst Rittes durch die Wüste den Sinai erreicht hatte, nahm er dort sogar schon, wohl der Erste, der dergleichen auf einer Höhe selbst versuchte, da die Griechen dies immer nur von der Niederung aus thaten, Messungen und zwar sogar mittelst eines Instrumentes vor. „Wir kamen zu höchst auff den Berg Synai, daran wir vom Kloster fürderlich fünff stund giengen, stätigs auffwertts, als ich das an einem Compaß, den ich bei mir hett, eigentlichen sahe."

Freilich werden beide, das Instrument und die Messung, noch höchst unvollkommen gewesen sein, denn wir finden die Behauptung, daß „der Katharin-Berg mehr denn anderthalb als hoch als der Berg Oreb am höchsten ist." [1]

Auch ist es zu beklagen, daß die ganze Schilderung sehr kurz und dürftig ist [2]; doch bleibt dem wackeren Nürnberger auf alle Fälle das Verdienst, bereits beide heilige Spitzen des Stockes, Musa und Katharin, sicher bewältigt zu haben, was bis dahin noch recht selten war. Gewöhnlich begnügte man sich mit dem niedrigeren und bequemer zu ersteigenden D. Musa.

Ungleich ausführlicher, dagegen auch von krassestem Aberglauben oft in naiv-kindlicher Weise durchhaucht, immerhin aber häufig recht interessant, namentlich auch hinsichtlich mehrfach eingestreuter geologischer Beobachtungen ist die Schilderung der Sinaireise, die Bernhard von Breydenbach, „wirdiger Dechan deß hohen styffts zu Mentz," 1483—84 in großer Begleitung unternahm [3],

---

[1] Der Dschebel Musa (Oreb) mißt 2244, der D. Katharin 2602 m.

[2] S. dieselbe im „Franckfurter Reisbuch" p. 350.

[3] Separatausgabe ohne Paginirung und Jahreszahl, doch auch abgedruckt im Reisbuch. Auszugsweise mitgetheilt in Schwarz, „Ueber Fels und Firn", S. 2 ff.

in welcher sich unter Anderen viele Adelige, so ein Graf v. Solms und Herr zu Müntzenberg, ein Herr von Bicken, von Roppelstein-Hoheneck, Freiherr von Mernau, Ritter von Bulach, Ritter Marx u. s. w., dann der Maler Erhard Rewich, ein Utrechter, der die Bilder für die beabsichtigte Reisebeschreibung liefern sollte, 2 Barfüßermönche, Paulus und Thomas, „mancherley sprach wyssende," ein ungarischer Domherr, und ein Prediger Fabri aus Ulm, der schon einmal im Morgenlande gewesen, befanden.

Merkwürdig erscheint schon der mitgetheilte, aus 10 Paragraphen bestehende Vertrag mit den für die Wüstenreise von Jerusalem bis zum Sinai gedungenen Führern. Derselbe wurde vor „des Soldans amptman zu Jerusalem" geschlossen und dürfte unzweifelhaft darthun, wie häufig und fest normirt derartige Sinaifahrten schon damals waren. Der „Gleitsmann," gewissermaßen der guide en chef, hatte u. A. „all Zoll und beswerung so dan die pilger mußten geben von Jerusalem bis gen Gazera," vorläufig aus seiner Tasche zu bezahlen, damit die Araber den Fremdlingen nicht ungebührliche Summen abpreßten. Ebenso sollten die Eseltreiber sich bis Alkayr am Rothen Meere selbst verpflegen. Von Gazera bis Alkayr waren Kameele zu stellen, desgleichen Zelte, Wasserbehälter u. s. w. Dafür verpflichtete sich jeder Theilnehmer, dem Entrepreneur, dem sogenannten „Trutzelmann" (wohl korrumpirt aus Dragoman) 24 Dukaten zu bezahlen. Der feierlichst untersiegelte Vertrag kostete noch 2 Dukaten extra. Trotzdem wird die Bemerkung laut: „Noch dan ward eß uns gehalten als gewonlich von den Heyden geschicht."

Die Abreise aus der jüdischen Hauptstadt erfolgte am 24. August. Man rückte zunächst, doch bereits unter viel Vexationen und Geldprellereien seitens der „Heiden", nicht weiter als bis Bethlehem vor. Auch die Fortsetzung der Fahrt bis Gazera ging nur langsam von statten. Am 10. September bestieg man dort die Kameele, um hinein in die „groß erschrecklich wysteny" zu reiten. Bereits nach einer Meile Entfernung aber wird, diesmal im Zelte, über-

nachtet. Späterhin passirte man „vil dorr berg und tall die auch grussenlichen waren anzusehen".[1] Auch Wanderdünen beobachtete der aufmerksame Blick der Wallfahrer, die der Ueberzeugung lebten, daß die unbewohnte Zone vor ihnen „bis an's irdische Paradieß" reiche.

Am 19. Sept. genoß man von einem Gebirge aus zum ersten Male den Anblick des Sinai, während zu gleicher Zeit daneben rechts der Spiegel des Rothen Meeres glänzte.

Am folgenden Tage fanden die frommen Männer im rauhen Gebirg „blühende Dornen von gutem Geruch", daraus die Dornenkrone Christi sollte gemacht sein. Durch dieses Ereigniß fühlten sich die ermatteten Seelen äußerst gestärkt.

Es wird uns aus dieser Gegend auch eine geologische Beobachtung geboten. Die Felsen dort, so heißt es, seien schwarz und roth gefärbt und erschienen im Sonnenlichte wie mit Oel gesalbt.[2] Dicht daneben aber wuchert wieder der alte Unglaube. Die Karawane sieht ein Einhorn, „viel größer denn ein Kameltier". In der Nacht aber pflegte ein Stern zu erscheinen, der gerade über dem Sinai stand und den Weg zeigte. So oft die Wanderer demselbigen nicht nachfolgeten, war es gewiß, daß sie „den Weg längerten und weit umzogen".

Am 21. September endlich, nachdem sie unter Hunger und Durst, Sonnengluth und Kälte zugleich sowie durch das stete Auf- und Absteigen über hartes Gestein oder Waten durch tiefen Sand, den sie hie und da auch mit Salz vermengt fanden, nicht wenig gelitten, konnten sie ihre Zelte „gegen den Weg" aufschlagen, „der da durch ein Thal in das Hochgebirge führet, durch welchen Weg Moses seine Herd inwendig der Wüsten gegen den Berg Sinai zu führen pflegte".

In diesem Defilé fanden sie Tags darauf „gar wunderliche

---

[1] Eins dieser Gebirge wird als „Gebel hebel" bezeichnet.
[2] Vielleicht Pechsteinporphyr.

Felsen", „rothfarben", geradeso wie auch der Sand unter ihren Füßen. Hier stießen Araber zu ihnen, die „auch zu St. Katharinen wollten". Sie zeigten sich „still genug" und den Reisenden „nicht widrig". Aus dem weiteren Thal kamen sie dann in eine enge, tiefe, sehr steinige und rauhe, schluchtartige Mulde, „und war über die Maßen sehr böser Weg", doch gab ihnen der Anblick des Klosters, das sie jetzt vor Augen hatten, neuen Muth. Denn sie hatten „in viel Tagen kein Haus oder Herberg" gesehen.

Nach einem Ruhetag in dem gastlichen Asyl brachen sie am 24. September mit Proviant für zwei Tage auf, um den Berg Oreb zu ersteigen „und hatten gar ein rauhen Steg voll Steine und Felsen". Derselbe führte sie zu einer kleinen Hochebene, „da der berg Oreb ganz frei ohn ander Berganhang stand und sich noch höher aufschwang. Denn das Untergebirg hanget alles aneinander."

Auf dem Gipfel angekommen, verfehlten sie nicht, außer den religiösen Sehenswürdigkeiten auch die „groß Cistern" zu bewundern, die „gut kühl und gesund Wasser" hält.

Im Uebrigen kommt freilich das Geographische schlecht weg. Es wird von dem Berge selbst nur gesagt, daß er „das Besondere" an sich habe, „daß er sich rund aufstrecke und andern Bergen nicht anhange, dabei aber doch nicht über alle Berge hoch, jedoch härter aufzusteigen" sei. Denn von dem Kloster ab habe man 7000 Grad oder Staffeln gelegt, ohne die Stiegen, die man ohne Staffeln aufgehe.

Noch kürzer wird die Aussicht abgethan. „Wir sahen das Rothe Meer und den indischen Arm, da die Schiff aus India fahren, und sahen auch die Stelle, da Pharao mit allem seinem Heer ertrank." Es bleibt eben das religiöse Moment immer das Alles Beherrschende.

Vom Oreb aus machten sich die Pilger nach einer „Collation" ohne Weiteres daran, auf einem andern „gar sorglichen und erschrecklichen Weg gegen Occident" den Dschebel Katharin

zu besteigen. Die Strapaze war jetzt ungleich größer, denn man mußte „über viel gebrochen und hangend Felsen und gar grausamliche Stiegen hinaufkommen". „Da wir aber gar nahe an die höchste Spitze vermeinten gekommen zu sein, fanden wir den Hals des Berges also krumm und lang, daß wir sehr erschracken. Denn kein ander Weg nicht war, um auf die oberste Höhe des Bergs zu kommen, denn daß wir uns auf die Felsen von einem zu dem andern mußten ziehen, bis daß wir mit großer Mühe und Arbeit darauf kamen."

Es folgt nun wieder eine kurze orographische Beschreibung die in ihrer naiven Umständlichkeit sehr charakteristisch ist. „Diese Statt ist also geschickt oder gestaltet: Der Berg Oreb und der Berg Sinai[1] haben ein groß Unterschied oder Teilung in ihrer Höhe und sind oben weit von einander, aber unten an ihren Wurzeln oder Anfängen sind sie vereinet, und mitten zwischen ihnen, da sie sich scheiden, liegt das Kloster zu den vierzig Märtyrern genannt. Doch die Höhe des Berges Sinai übertrifft gar viel die Höhe des Berg Oreb, ja alle Berge ringsdarum."[2]

Die Aussicht kommt hier etwas besser weg denn zuvor. „Darnach umsahen wir die Land und Königreich von dieser Höhe, und däuchte uns, daß wir ringsum mit dem Roten Meer umgeben waren, ausgenommen allein die Wüsten und den Weg, den wir gekommen waren. Man meinet, so man auf diesem Berg ist, daß das Rote Meer kaum drei Meilen davon sei, so es doch in der Wahrheit zwo Tagereisen fern von dannen ist. Viel unfruchtbar, öde oder wüste Inseln sahen wir in dem Roten Meer liegen. Dazu sahen wir fern über Meer die hohen Gebirg in dem Land Thebayda, da St. Paulus der erst Einsiedler und St. Antonius und viel ander heilige Väter ein streng abgeschieden Leben geführt haben. Wir sahen auch da den namhaftigen Port des Roten

[1] So wird damals immer der Dsch. Katharin genannt.
[2] Bekanntlich ist diese orometrische Bemerkung ganz zutreffend.

Meeres, „„Thor““ geheißen, da alle Schiff, mit Würz und Spezerei beladen, die aus India kommen, landen, welches Gut von dannen gen Alexandria und danach gen Venedig gebracht und in andere Land geführet wird. Von dieser Höhe sahen wir auch das allergrößte Gebirg Phasga genannt. Denn Phasga ist nicht ein einziger Berg, sondern begreift viel Berg in sich, besonders Abarim und Nebo, auf welche Moses stieg, auf daß er das gelobte Land möchte übersehen" ꝛc.

Die Rückkehr in die Heimath wurde am 27. September angetreten und über Tor und Aegypten bewerkstelligt. Sie bietet nur wenig des Interessanten. Noch im Bereich des Gebirges werden viele Waldesel weidend angetroffen. Auch kommen den Pilgern Araber mit vier Kameelen nach, welche Birnen und Aepfel aus dem Kloster in Kisten transportiren, ein Huldigungsgeschenk des Abtes an den Sultan von Aegypten. Das Gestein der Felsen wird jetzt als „weiß wie Kreide" geschildert.

Um den vollen Werth des Breydenbach'schen Reiseberichts würdigen zu können, muß man übrigens wissen, daß derselbe auch noch eine zusammenhängende Darstellung der hauptsächlichsten Berge Palästinas bez. Syriens enthält, die als der erste wenn auch noch schwache Versuch der Orographie eines Landes anzusehen ist. —

Auf die gleiche Zeit, 1783—84, vielleicht sogar die nämliche Reise bezieht sich auch der Bericht über die Wallfahrt des Hans Werli von Zimber und Genossen, verfaßt von Felix Fabri, Dominikaner in Ulm.[1] Dieses Schriftstück ist vor Allem dadurch interessant, daß es uns eine Besteigung des Olymp auf Cypern bringt, wie eine solche in der damaligen Zeit als Seitentour gelegentlich einer Reise in's heilige Land immer mehr üblich ward. Befand sich doch dort das Kreuz des einen der Schächer, die mit Christo waren gekreuzigt worden, und die fromme Kaiserin Helene hatte auf der stolzen Höhe sogar eine Kapelle erbauen lassen.

---

[1] Reisbuch pag. 122 ff.

Unsere Pilger nun unternahmen diese letztere Tour vom Dorfe Arnylia aus. Sieben Mann hoch ritten sie durch die stille Nacht bei hellem Mondschein, „mit großem Jubel, denn die Gesellschaft war fast gut, die Luft kül, und der Weg lustig, voll wohlriechender Kreuter, blüender Stauden und rinnender süßer, klarer kalter Wasser." Von einem kleinen Weiler am Fuße des eigentlichen Berges ab ward der Ausflug zu Fuß fortgesetzt „mit großer Arbeit", „denn der Berg fast hoch und rauch ist".

Mit begeisterten Worten wird dann die Aussicht von dem Gipfel geschildert. Dieselbe erstrecke sich über die ganze Insel und weit und breit über das unermeßliche Meer, ja über dasselbe nach Osten zu hinweg auf die Berge „in Armenien [1], Kappadozien und Galiläa, sowie den Karmel, Thabor und Libanum".

Bezüglich der Hauptsache, des Sinai, enthält das Buch nichts Erwähnenswerthes. Nur wird der Dschebel Katharin zweimal bestiegen [2] und doppelt so hoch befunden als der Oreb. —

Ein anderer Wallfahrer, Albrecht Graf von Löwenstein, der die Fahrt 1561 und zwar — wie dies verhältnißmäßig selten geschah — von Aegypten aus unternahm, kann wenigstens konstatiren, daß er unter diesen Breiten am 1. Dezember noch durch Schnee waten mußte, um den ersehnten Gipfel zu erreichen. —

Neben derartigen weniger bedeutenden Reisen finden wir aber auch wieder recht bemerkenswerthe Leistungen. Namentlich gilt dies von der i. J. 1565 unternommenen Sinai-Besteigung des Johann Helffrich, eines einfachen „Bürgers in Leipzig." [3] Derselbe stellt allerdings all die stolzen Rittersleute, die ihm vorangegangen, weit in Schatten. Denn wenn auch die abergläubische Befangenheit und religiöse Einseitigkeit selbst hier noch nicht ganz überwunden ist, so treten doch schon naturhistorische, namentlich mineralogische Beobachtungen bestimmter und reicher auf.

[1] Gemeint das sogenannte Kleinarmenien = Kilikien.

[2] S. 200.

[3] Reisbuch pag. 375 ff.

Der unternehmende Mann fand zunächst bereits auf der Hinreise Zeit, den cyprischen Bergriesen, den die „Historienschreiber" Olymp, die „Inwohner" der Insel aber Kreutzberg nennen, zu erklimmen. „Auß diesem Berg fliessen zwey Wasser, das eine so gegen Mittag fleußt, wirt genannt in lateinischer Sprach Licus, das ander aber gegen Mitternacht Lapetus." „Diesen Berg sind wir hinauff gestiegen, auff welchem man die gantze Insel und das Königreich Cypern umbsehen kan."

Die darauf folgende Sinai-Expedition unseres Helden bestand, von ihm selbst abgesehen, noch aus 10 Pilgern, darunter 2 Nürnberger Bürger, 2 Männer aus Kauffbeyern, mehrere Adelige, so ein Alexander von der Schulenburg u. s. w., dann ein Franzose und ein Italiener. Man ging von Kairo aus, wohin man von Jerusalem mit einer von Damaskus gekommenen Karawane gelangt war.

Das Interessante an dem ganzen Unternehmen ist nun dies, daß unser intelligenter Bürgersmann am Oreb „an der linken Hand gegen Aufgang der Sonnen gefunden einen hohenspitzigen Felsen, doch einer anderen sort Stein, denn sonsten das Gebirge ist." „Dieser Felsen ist so grausam hart, daß man ihm mit keinem Instrument oder Eysen abgewinnen mag, ist von farben schwartz und weiß, eyngesprengt, so doch sonsten der Berg Sinai, und das gantze Gebirge rotsteinig ist." [1]

Freilich schiebt sich unter diese ersten Aufgänge einer neuen Zeit auch gleich wieder das alte Unwesen. Denn es heißt dann weiter: „So ist zum mehreren wahrzeichen der gantze Berg Sinai, und gleichfalls das umbliegende Gebirg gantz schwartz und rauh, als were es abgesenget und verbrannt, welches damals auch geschehen ist, da Gott Moysi in einer fewrigen Wolken erschienen." —

---

[1] Gemeint ist wohl der allerdings sehr harte Granit der dortigen Gegend.

2. Die Reisen nach dem Libanon.

Ungleich weniger zahlreich aber dafür viel bedeutsamer als die Reisen nach dem Sinai sind die nach dem Libanon und seinen geheiligten Cedern. Hier finden wir in der That schon Leistungen, die an moderne Verhältnisse erinnern, allerdings nicht vor dem 15. Jahrhundert. Denn wenn auch die Besuche in dem alten Gebirge der Phönizier gleichfalls sehr alt sind, so macht sich doch hier ebenfalls zunächst noch die alte trockene, religiös befangene Art bemerkbar.

Dies gilt beispielsweise von der ältesten dieser Exkursionen, über die wir ein etwas ausführliches Dokument besitzen. Sie wurde 1449 von mehreren Pilgern, drei Adeligen: Stephan von Gumpenberg, Friedrich von Wolfskel und Hans von Kamerau, sowie zween Würzburger Bürgern: Hans Strigel und Nikolaus Magerer unternommen und ging von Damaskus aus, wohin man über Jerusalem gelangt war.[1]

„Wir ritten," so lassen wir uns erzählen, „einen Berg an, daß ich höhern Berg und feindtlichern Weg nie gesehen hab, wenn wir einen hohen Berg auff kamen, so lag noch ein höherer auff demselben. Es sagt uns unser Eselmann daß groß mördeery da geschehe, wir weren gern baldt geritten, so war der Berg so felßig und böß, daß wir mußten zu Fuß gehen." Dann kamen die Wallfahrer zu einer „Herberg voll Heiden," jedenfalls zu oberst auf dem Passe. Darauf heißt es weiter: „Am Mittwoch saßen wir auff und ritten wider immer zu das Thal ab, gar bösen Weg, und kamen umb die viere am tag gen Baruth ꝛc." Das ist leider Alles, was wir von dem interessanten Uebergang erfahren. —

Wie fortgeschritten erscheint dem gegenüber die Zeit hundert

---

[1] Reisbuch pag. 235 ff.

Jahre später. Damals, genauer in den Jahren 1552—53, führte ein gewisser Daniel Ecklin, Apotheker in Aarau, eine Libanonreise aus, die bereits unser vollstes Interesse in Anspruch nimmt.[1] Die ganze Exkursion war eine kühne, an Erlebnissen reiche Bergfahrt; ebenso ist die Schilderung davon sehr belebt und unterhaltend, sowie der ganze Mann überhaupt eine bemerkenswerthe Persönlichkeit. Leider nur starb er schon 1564 als Arzt und Apotheker in Aarau.

Außerordentlich viel für jene Zeit muß es bereits genannt werden, daß unser wackerer Pharmazeut allein reiste, „ohne Patron, Schirmherrn und Geleit." Er pflegte sich jedoch unterwegs reisenden Kaufleuten anzuschließen, namentlich Venetianern, und sogar zeitweise als Dolmetsch und Reisemarschall in ihre Dienste zu treten. Auf der hier in Frage kommenden Tour von Damaskus, wohin er über Venedig, Cypern und Tripolis gelangt war, über das Gebirge nach Beirut befand er sich selbst in der Gesellschaft türkischer Händler, was gefährlich genannt werden mußte, wie er selbst bemerkt. Doch unser Reisender kannte keine Furcht, vielmehr verließ er sogar jene Karawane noch, um, da dieselbe in der Ebene blieb und die mächtige Erhebung umging, auf eigene Faust einen Abstecher in den Libanon zu machen.

„Darzwischen gieng ich über den Berg Libanum allein mit zweyen Türckischen Buben, auff dem Berge mußten wir übernacht bleiben, denn die finstre nacht eyngefallen und uns begriffen, daß wir nit weiter kommen mochten. Nu auff dem Berg kamen wir zu etlichen Türckischen Hirten, die hüteten deß Viehs, hatten ire Hütten darin sie lagen nnd wohneten, die hatten grosse starcke Hunde und Rüden, daß ich sie nie grösser gesehen hab, die fielen uns gar rauh an, sie waren sonst gewehnet zum Vieh, daß sie daßelbig schirmen sollten für bösen reissenden Thieren, wenn die Hirten diesen Hunden nicht gewehret hatten, so weren wir von inen zerissen worden, ich und

---

[1] Reisbuch pag. 401.

die zween Türckische Buben: Aber sie wehrten den Hunden, namen uns auff in ire Hütten, gaben uns zu essen und zu trinken, Brot, Milch, und anders, auch gaben sie uns Deckinen und andern Zeug, daß wir uns vor frost und kälte erhalten und erwehren möchten. Ein solche grosse freundschaft und gutthat widerfuhr mir von Türcken auff dem Berg Libano, die gewißlich einem nicht bald begegnen solte an etlichen orten der Christenheit, ja von Christen selber. Morgens stunden wir auff, und giengen den Berg hinab wider zum Geleit."

Der Mann, der, wie man sieht, auch eine für seine Zeit recht freimüthige Anschauung besaß, suchte und fand aber nicht nur Abenteuer in den Bergen, er beobachtete die Welt der letzteren auch bereits mit sehr offenen Augen. So beschreibt er den Libanon mit folgenden Worten: „Der hohe Berg Libanus ligt zwischen der Stadt Tripolis und der Stadt Damaskus, denn als ich von Tripolis gen Damascum gereyset, hab ich über diesen Berg herübersteigen und wandeln müssen. Libanus ist ein hoch Gebirg, darauff ein mächtiger Wald ist, darinn viel herrliche grosse Bäum gefunden werden, als Thannen, Cedern, und andere, die werden hie gehauwen, und in dem heyligen gelobten Land gebraucht zum Gebäuwen. Seine höchsten Gipfel sind selten ohne Schnee, darumm denn das Volck, so in der Ebene wohnet bey diesem Berg, Sommers zeit darauff steiget, Eyßschmartzen zu holen, damit sie iren Wein külen." —

Nicht weniger wichtig ist eine andere nur einige Jahre später, nämlich 1556 unternommene Reise, weniger wegen dessen, was sie über den Libanus beibringt, als darum, weil sie sich, eine wahre odysseische Irrfahrt, zugleich noch auf eine ganze Menge anderer, selbst heute kaum dürftig gekannter Erhebungen erstreckte. Namentlich werden außer den bedeutendsten Bergen Kleinasiens auch die komplicirten Gebirgsstöcke im Nordwesten der Balkanhalbinsel gekreuzt. Bis zu den Tagen Hahn's und seiner Reise von Belgrad nach Saloniki hat die Geschichte kaum Aehnliches

wieder zu verzeichnen, wie der hier vorliegende Streifzug von Constantinopel zu Land quer durch die Türkei nach Ragusa war.

Diese originelle Reise wurde ausgeführt von Melchior von Seydlitz aus Schlesien, Wolf von Oppersdorf, Nikolaus von Reidburg und Moritz von Altmanshausen, zum Theil freilich unfreiwilliger Weise.[1]

Die 4 Herren, welche lediglich die heilige Stadt Jerusalem hatten besuchen wollen und dahin auch zur See über Venedig, Cypern und Joppe gelangt waren, wurden nämlich auf der Rückreise in Rama als Geißeln für einen Plünderungszug der Malteser festgenommen und zunächst an den Pascha in Damaskus abgeliefert. Dieser wieder beschloß die unglücklichen Reisenden an den Sultan nach Constantinopel und zwar durchaus zu Land zu senden. Man kann sich denken, welche Qualen den Männern auf einem so langen „Schub" durch rauhe Länder und unter dem Geleit roher Fanatiker erwachsen mußten. Doch die Erd- und vor Allem die Gebirgskunde sollte von daher nicht wenig profitiren.

Zuerst überstieg die kleine Karawane „das Gebirge bey Damasko", den Antilibanon, kam dann „durch etliche schöne wasserreiche und fruchtbare Thäler an demselben lustigen Berg Libano, welcher noch heute mit Cedern-Bäumen bedeckt und sich von dem Meere gen Damasko werts erstrecket", zog „under demselben hinauff" und gelangte „auff St. Viti" (Balbek) sowie weiter nach Aleppo. Von hier ging der Transport an das Meer durch die amanische Bergkette. „Kamen darnach in ein rauh Gebirge (so vorzeiten Amanus geheissen) traffen in demselben auff eine newe erbawte Kirchen, Spital und Cham oder Wirthshauß, welches der jetzige Kayser, als er Rodyß gewonnen (dieweil da eine wilde weite Straße, auch in zweyen tagen kein Volk oder Wohnungen erreicht hat mögen werden) für ein Opfer der Danksagung gegen

[1] Reisbuch pag. 250 ff.

Gott, wegen deß erlangten Siegs, so wol denen, so gedachte Strasse wandeln, zu gut gar köstlich hat bawen lassen." Dort wurden die Reisenden sammt Anderen, „so daselbst losirten (wie breuchlich und männiglich, die es begeren, widerfehret) nothdürfftiglich" gespeist.

„Folgenden tages kamen wir", so fährt die Schilderung fort, „an das Meer, vor zeiten Amanice Porte, jetzund Golfo de Laiazo genennet, nit weit von der Stadt Isso, davor die ander Victoria Alexandri M. wider den Darium vor 1889 Jahren erhalten, zu einem festen und wohlbesetzten Schloß, welches am Paß (der zwischen dem Gebirg, und dem Meer aus Cilicia, vnd anderen Landen nach Syrien gehet) ligt, daselbst wird jedermann, so hin und wider passiert, gerechtfertigt."

Den 4. Juli brachen die Gefangenen von dort wieder auf und kamen nach Klein-Armenien[1], ein „gewaltig hoch und rauh gebirgig Land, vorzeiten Taurus jetzund Giulich[2] genennet". Nicht weniger als 4 Tage zogen sie dort „fast in eytel Wildniß und Wüstung" umher. Endlich passirten sie das Joch, über welchem „zur linken Handt in aller Höhe ligt eine feste Klausen, durch die der Paß beschützet, und männiglich fürgehalten mag werden."

In der wohl bebauten Ebene jenseits angelangt, zogen die Männer dann „unter dem Persischen Gebirge (so deß Keysers und des Königs auß Persien Reich von einander scheidet)"[3] etliche Tage lang bis nach „Regula (Seleucha)"[4], von dort „nach Khuin oder

---

[1] Das gebirgige Kilikien, wie schon früher erwähnt.

[2] Jedenfalls das nämliche Wort wie Gülek, bekanntlich der Name des alten Ostpasses des Taurus, mit dem damals wohl auch oft das ganze Gebirge belegt wurde.

[3] Der Taurus, die alte Scheidemauer zwischen dem Inneren von Kleinasien und Syrien.

[4] Jetzt Eregli, nahe am See von Ak Göl, am Nordabhange des Centraltaurus (Bulghar Dagh).

Kogna"[1] und weiter „über ein groß Gebirge (vorzeiten Antitaurus[2] geheissen) nach Axia (al. Acsar am Meander)".[3]

Nachdem man hierauf „Inschara (al. Genischar ad Sangarium fl.) (Bithynien)"[4] erreicht hatte, stieg man abermals „über ein Gebirge" und gelangte nach „Snygk (Isnich, Ptol. Patavium) (Nikaea)"[5] und endlich glücklich nach Konstantinopel.

Doch noch waren die Leiden der armen Pilger nicht zu Ende. Sie mußten vorerst abermals eine längere Gefangenschaft durchmachen, bis es schließlich den freundlichen Bemühungen des französischen Botschafters gelang, sie zu befreien. Durch die lange beschwerliche Reise und den Aufenthalt in elenden Kerkern waren sie aber so heruntergekommen, daß beispielsweise bei dem Mahl, das der freundliche Diplomat ihnen noch gab, das Ungeziefer auf ihren Gewändern „marschirte", eine Wahrnehmung, die den ehedem so vornehmen Herren die Schamröthe ins edle Antlitz trieb.

Merkwürdigerweise benützten sie aber auch jetzt noch nicht den bequemen Wasserweg zur Heimreise, sondern ziehen zu Land quer durch das coupirte Innere nach Ragusa. Begreiflicherweise mußte diese zweite Hälfte ihrer Reise fast noch einen höheren Werth für die Länder- und Gebirgskunde erlangen als die vorher beschriebene, die zwar außereuropäische jedoch viel betretenere Erhebungen kreuzte.

Zunächst begaben sich unsere Pilger nach Philippopel, um von da den alten Uebergang über das „Trajansthor" nach Sofia zu machen. Der Berichterstatter nennt hierbei das zu überschrei-

---

[1] Ikonium (j. Konia).

[2] Ohne Zweifel eine Verwechselung mit dem heutigen Sultan Dagh.

[3] Gemeint ist wohl Escheklü (das alte Eumenia).

[4] Wohl nicht Jenischehr, östlich von Brussa, sondern jedenfalls Eskischehr (Dorylaeum), am Kiutahia, einem Nebenfluß des Sakaria (Sangarius). Dann trifft auch die Bemerkung über das Gebirge zu. Es ist in diesem Falle die östliche Fortsetzung des Olymp von Brussa gemeint, die bis zum mittleren Sakaria reicht.

[5] Das heutige Isnik am gleichnamigen See.

tende „kleine Gebirge", bekanntlich ein Querriegel zwischen Balkan und Despoto Dagh, bereits „Rhodope" selbst, „jetzund Vesteliza" geheißen. „Diese Gegend ist ringst umb von weite mit Gebirge (so vorzeiten Aemus geheissen, und Thraciam von Mysien scheidet) umbfangen." [1]

Auch von Sofia nach Nisch kreuzen die Männer nur „klein Gebirge" mit etlichen fruchtbaren und „erbauweten" Thälern. Aber nachdem sie „durch ein Gebirge nach Tepplitza [2] an der Morawa gelangt waren, nahm die Reise einen ganz anderen Charakter an, als sie bis dahin von Stambul an gehabt. „Allda verließen wir die Strasse, so nach Ofen gehet, und schlugen uns auff die linke Handt gegen dem (adriatischen) Meer, zogen über sehr hoch und rauh Gebirge, vorzeiten Aemum und Scardum, nach Ragusa, darüber anders nicht möglich zu kommen, denn auff Rossen, Eseln oder zu Fusse, doch beschwerlich. Dieses Gebirge scheidet Mazedonien von dem Lande Bosna." Leider wird nun auch die Schilderung unklarer und verworrener, so daß es nicht überall mehr gelingt, die eingeschlagene Route bestimmt nachzuweisen.

Gleich über den ersten Abschnitt dieser Reise, bis Novibazar, erfahren wir nichts Näheres. Ob der Marsch direkt westlich über das scheidende Kopaonikgebirge oder ungleich bequemer doch mit großem Umweg durch das Thal der serbischen Morawa und des Ibar gegangen, läßt sich nicht entscheiden. Doch darf man wohl das Letztere annehmen.

---

[1] Jeder, der einmal den Weg von Tatar-Bazardjik nach Ichtiman gemacht und den weiten Gebirgskranz ringsum bewundert hat, weiß, wie richtig der alte Autor oben die Szenerie schildert.

[2] Der Ort ist nicht mehr zu identifiziren. Das unweit von Nisch in gleicher Ebene gelegene Topolnitza kann nicht gemeint sein. Das Toplitza-Thal aber, durch das nach v. Hahn's Karte („Reise von Belgrad nach Salonik", Wien 1868) ebenfalls ein Weg nach Novibazar führt, mündet oberhalb Nisch in die Morawa. Jedenfalls ist ein Ort nahe beim Zusammenfluß der beiden Morawa gemeint.

Auch betreffs der Fortsetzung der Reise geht es uns nicht besser. „Daselbst (in Novibazar) nahmen wir frische Rosse, zogen noch deß tages fort, und kamen in hoch Gebirge, zu einem festen Schloß, auff gewaltigem hohen und gählingen Felsen, an dem Paß des Gebirges Cranze, wie eine Klause gelegen, Mylischaretz[1] genannt. Ungefehrlich eine halbe Teutsche meyl unter dem Schloß traffen wir ein Griechisch Kloster an, in einem wilden Thal, gantz allein gelegen."

Von da gelangten die Reisenden nach Pripole (Prjepolje), das als unweit des genannten Klosters gelegen bezeichnet wird. Ueber ein Gebirge, „Magrisi geheißen", erreichen sie dann einen Ort Katscha[2], von wo aus ihr Weg sie „an dem Wasser, welches Bosna von Dalmatien scheidet, auffwarts" und darauf abermals über ein „sehr hoch und rauh Gebirge" führt. Nachdem sie von da herab in „ein schön weit Thal"[3] gestiegen, gilt es, noch einmal „eine gewaltig kahle, steinigte und unfruchtbare" Erhebung, der wieder der Name Magrisi gegeben wird, zu erklettern. Dieselbe war derartig schwierig zu überschreiten, daß es den Reisenden höchst verwunderlich dünkte, „wie man mit Eseln oder Rossen wegen der wunderbarlichen Gänge und seltzsamen Stiegen darüberkommen kan". „Dieses Gebirge scheidet desselbigen Orts die Türkey von der Christenheit und Ragusischen Herrschaft."

Auf seiner Höhe war es den schwer und lang geprüften Pilgern vergönnt, den Spiegel der Adria zu erblicken, über den sie bald darauf von Ragusa nach Venedig gleiten sollten.[4] —

---

[1] Wohl Miloschewo im gleichnamigen Thale, südöstlich von Prjepolje. Auch das Kloster heißt also. Die oben angegebene Entfernung stimmt so ziemlich (8 Kilom.).

[2] Vielleicht Fotscha oder noch wahrscheinlicher Plewlje, das auch Taschlidscha heißt. Der angegebene Fluß würde dann die Drina (oder deren Nebenfluß, die Tzehotina) sein.

[3] Wohl das obere Narenta- (Neretwa-) Thal.

[4] Es ist zu beachten, daß trotz aller Kürze und Verworrenheit der Schilderung doch im Allgemeinen das wilde Karstgebiet zwischen der oberen Drina

Ueberblicken wir schließlich die denkwürdige Reise noch einmal, so hat allerdings ja die Detailkenntniß der betreffenden Gebirgswelt nicht besonders viel dabei gewonnen, aber doch können wir nicht verkennen, daß, wenn nur seiner Zeit der Bericht aufmerksam studirt worden wäre, das Kunstprodukt einer von der Adria bis zum Pontus ununterbrochen streichenden Gebirgskette, wie es bis in dieses Jahrhundert sich erhalten konnte und von Boué und Grisebach [1] noch bekämpft werden mußte, weder zu entstehen noch zu bestehen vermocht hätte. Betont doch Seydlitz ausdrücklich die niedrige Beschaffenheit des Verbindungsgliedes zwischen Balkan und Rhodope ebenso wie auch seine spätere Schilderung mindestens das meridionale Streichen der bosnisch-dalmatinischen Grenzgebirge erkennen läßt. —

Sind wir bisher aus der in Frage kommenden Periode schon manchen denkwürdigen Leistungen begegnet, so treffen wir zuletzt aber noch auf eine solche, die alles bisher Gefundene weit in Schatten stellt, eine Reise, auf welcher nicht allein wirklich wissenschaftliche Beobachtungen angestellt wurden, sondern welche auch gleich von Haus aus auf solche ausging, dergestalt, daß die bisher vorherrschende religiöse Haupttendenz mindestens zum Nebenzweck degradirt erscheint. Dazu war der betreffende Reisende auch weder Ritters- noch Bürgersmann oder Geistlicher mehr, sondern bereits wirklicher und zwar ganz bedeutender Fachmann. Wir müssen daher auf seine Persönlichkeit und seine Verdienste etwas näher eingehen, und das um so mehr, als seiner bisher in den die Geschichte der Erdkunde wie der Natur-

---

und der Adriaküste mit seinen in der That seltsamen Stiegen, die den trockengelegten Betten wilder Gebirgsbäche ähneln und für den Ausländer fast ungangbar erscheinen, und seinen mehrfach sich bietenden, in der Felswüste doppelt erquicklichen Ausblicken auf das blaue Meer so treffend gezeichnet ist. Vgl. mein „Montenegro", S. 51.

[1] Reise durch Rumelien nach Brussa 1839. Vgl. auch Hahn, a. a. O. Einleitung S. 1.

wissenschaften überhaupt behandelnden Werken kaum noch gedacht worden ist.[1]

Leonhart Rauhwolf, „der Artzney Doctor und bestellter Medikus zu Augspurg," verspürte schon von Jugend auf „grossen Begür und lust, hochgelehrter berümbter Leuten nachzuraysen, frembde Nationes und Mores zu besichtigen und dadurch etwas zu erlehrnen." Deshalb begnügt er sich später auch, als er der Medizin sich zu widmen entschlossen hatte, nicht, in Deutschland allein zu studiren, sondern besuchte außerdem noch italienische und französische Universitäten, namentlich das in Bezug auf die erwähnte Wissenschaft noch heutzutage berühmte Montpellier.

Von den verschiedenen Fächern aber, die zu seinem erwählten Studium gehören, zog ihn ganz besonders wieder die Botanik an. Und diese mußte jene seine Reiselust nur noch weiter anregen. Denn nachdem er „bey den Autoribus, so darvon geschrieben," viel über die fremden und „zur Medizin sehr dienstlichen Kreutern," die auswärts gedeihen, gelesen, bekam er „je lenger je grösser begürde," dieselben auch „an den Orten, da sie fürnemlich wachsen, zu besuchen und zu sammeln," zugleich mit der Nebenabsicht, „auch derselbigen Länder Innwohner Leben, Sitten, Gebräuche, Ordnungen, Religionen ꝛc. zu observieren und warzunemmen."

Freilich die Erfüllung solcher Wünsche war damals noch mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft. Daher sah sich unser Reiseenthusiast nach Beendigung seiner Studien, während der er indeß so viel als möglich kleinere Ausflüge unternommen, genöthigt, zunächst seinem geliebten Vaterlande etliche Jahre praktisch zu dienen. Doch endlich sollte sich ihm eine günstige Gelegenheit, ein groß Stück Welt, namentlich den Orient, nach welchem es ihn besonders zog, zu sehen, darbieten. Sein Schwager, Melchior

---

[1] Bei Peschel wird er ebenfalls nicht erwähnt, selbst nicht in der 2. von Ruge besorgten Ausgabe.

Manlich, hatte beschlossen, „umb erkundigung der Landen trogues, materialien und anderen zu seinem Handel dienstlichen sachen in die Morgenländer zu verraysen" und bot ihm völlig freie Station sowie außerdem noch eine ziemlich hohe Besoldung, wenn er die Expedition als Arzt begleiten wolle. Nachdem der „ersame wolweyse Rhat" auch den nöthigen Urlaub gern bewilligt, wurde im Mai 1573 die grosse Reise angetreten. Dieselbe währte drei Jahre lang und brachte zwar viel „gefahr mühe und arbeit", aber auch reichen Gewinn.[1]

Für unsere Zwecke nun ist es wichtig, daß während derselben namentlich auch das Gebirge berücksichtigt wurde, wie denn Rauhwolf sich schon von vornherein für die ja auch hinsichtlich des pflanzlichen Lebens so mannigfaltige Welt der Berge besonders interessirt hatte. Beispielsweise hatte er schon von Montpellier aus mit einem Commilitonen Jeremias Martius „vil Berg und Thäler hin und wider den Pflanzen zu lieb durchstrichen", „unter anderen sonderlich den hohen Berg Canti[2] bey Frontignan an gestatten des Möhres ligendt", wodurch er bereits ein großes Herbarium mit bergbotanischen Schätzen zusammen zu bringen in der Lage gewesen war.

Auf der großen orientalischen Reise aber widmete er durchgehends den Erhebungen derartig seine Aufmerksamkeit, daß er als der Vater der Bergbotanik und im Allgemeinen der wissenschaftlichen Gebirgskunde zu betrachten ist. Namentlich enthält sein gegen 500 Quartseiten umfassender, trefflich und mit großer Sorgfalt geschriebener Reisebericht außer zahllosen Pflanzenbestimmungen und Pflanzenbeschreibungen in einem Anhang auch über 40 zum Theil recht gute Abbildungen von Pflanzen, und

---

[1] Die Nachrichten über alle diese persönlichen Verhältnisse des Reisenden siehe in der Dedikation seines nachher gleich zu erwähnenden Reisewerkes.

[2] Jetzt Montagne de la Gardiole, zwischen Montpellier und Cette, 235 m. hoch.

zwar darunter eben eine Anzahl Höhengewächse, beispielsweise die Ceder.[1]

Schon in den Schweizer Bergen, welche der Reisende auf dem Weg nach Marseille und zwar mittelst des Splügen-Passes durchzog, begann er seine wissenschaftliche Thätigkeit und beobachtete verschiedene Alpenpflanzen, wie „Saxifraga aurea“, „Auricula ursi“ ꝛc.

Nachdem die Meeresfahrt glücklich überstanden, passirt die Karawane von Tripolis aus den Libanon, um nach Aleppo zu kommen. Doch erhalten wir hierbei nur die allgemeine Staffage des Ueberganges, da späterhin die ganze Erhebung ausführlich behandelt wird. Dagegen schildert unser Autor eingehender die Berge, welche den mittleren Euphrat in Syrien begleiten, auf dem die Reise späterhin abwärts geht. Mit kurzen, bestimmten Zügen schildert er die trostlose Oede dieser Wüstenerhebungen, sowie das unstete, räuberische Leben der dortigen Beduinen. „Alß nun die sandechten Wüstinen zimlich lang gewehret, kamen wir endtlich auß denen zwischen hohen gebürge, welche gar rauch und bloß waren, also auch, das in dem nit bald weder äcker noch wisen, hauß noch hof, weg noch steg zu sehen, darumb dann die Völcker darinnen keine andern häuser dann hütten und gezelten wie in den weiten Wüstinen haben, alß die der großen dürre und unfruchtbarkeit halb inn dem gebürg nit an einem ort in die lenge bleiben, noch eine gewisse Statt haben mögen: Wandlen derhalben hin und wider, überfallen und berauben die Karouanen, und behelffen sich wie sie könden.“ „Die Arabes, so in diesen Wüstinen wohnen, seind sehr gewiß mit Bogenschießen und Spiessen, die von röhren gemacht zu werffen, seind alte Völcker u. s. w.“

Rauhwolf läßt übrigens jenes Erhebungssystem sich bis an den Jordan, das Todte und Rothe Meer und an den Sinai erstrecken,

---

[1] Das Werk mit schier endlosem Titel erschien zu Augsburg 1583 in einer für die damalige Zeit glänzenden Ausstattung.

womit er insofern nicht Unrecht hat, als ja die ganze weite Strecke vom mittleren Euphrat bis zum Mittelmeer den nämlichen Charakter, starkgewellter Wüste trägt.

Nach 4 Tagen hatte das Schiff das Defilé passirt und nun sehen wir den Autor erst wieder im Gebirge, nachdem er über „alt Babylin" die „namhafte Stadt Bagadet, auch Baldac genannt", besucht hat. Von dort tritt er nämlich die Rückreise an, jedoch nicht auf dem eben zurückgelegten Weg, sondern so, daß er mittelst eines großen nach Norden gerichteten Bogens über den oberen Tigris wieder den Euphrat erreicht. Dabei berührt er die westpersischen und kurdischen Gebirge und betritt auf eine nicht kleine Strecke die Straße, die, wie er dessen sich wohl bewußt ist und ausdrücklich ausspricht, einst Xenophon mit den 10000 gewandelt.

Dieser Weg führte nur anfangs noch durch Flachland, am linken Tigrisufer aufwärts. Gar bald aber änderte sich die Szenerie. In der Frühe des 24. Dezember stiegen „hohe Schneegebürge"[1] vor den Reisenden auf, die in Wirklichkeit die mächtigen Grenzgebirge des nahen Persiens waren, von Rauhwolf aber für den Taurus gehalten wurden, der „sich weit von Mitternacht und Niedergang gegen Morgen erstrecket." Bekanntlich befand sich der Mann damit nur noch in dem alten Irrthum, nach welchem sich das südöstliche Randgebirge Kleinasiens als Breitengebirge durch den ganzen Kern von Asien ziehen und selbst der Hindukusch und der Himalaya nur seine Axenverlängerungen darstellen sollten. Viel besser ist unser Medicus in der Ethnographie jener Gebirgsgegenden bewandert, denn er weiß wohl, daß „die Kurti vor Jaren Karduchi und hernacher auch Kardueni gehaißen."[2]

Ueber Tauck (jetzt Dakuk) erreichte die Karawane Carcuck (jetzt Kerkuk) und nach Passirung eines großen Nomadenlagers

---

[1] Pag. 236.
[2] Pag. 238.

mit „vil Zelten, die mit groben gewürken von Gayß und Eselhaaren bedecket und fein ordentlich inn rayen neben einander aufgerichtet waren“, endlich Mosul (Ninive). Wir erfahren hierbei gelegentlich, daß die durchzogene Landschaft damals namentlich starke Ausfuhr von „Gallöpfeln“ hatte, die wohl aus den Eichenwäldern der Hochgebirge kamen.

War schon dieser erste Theil der Heimreise kein leichter gewesen, so mehrten sich nun die Beschwerlichkeiten und Gefahren. Denn es galt jetzt, die wilden Scheidegebirge zwischen dem oberen Tigris und dem mittleren Euphrat zu passiren. Mehrmals wurden die Reisenden von streifenden Kurden „angelaufen“ und Rauhwolf hatte dabei, wie nur der Kuriosität halber erwähnt sein mag, die Gepflogenheit, seine Brust mit dem Papier zu verwahren, das er mitgenommen, um die gesammelten Kräuter fein säuberlich darauf zu „leimen“.[1]

Interessant ist auch, was er noch aus jener Gegend berichtet, daß nämlich von Zeit zu Zeit, sonderlich an unsicheren und gefährlichen Orten, sich große, nach Art einer Schanze mit „Gräben und Schütinen“ versehene Plätze fänden, um den Reisenden Gelegenheit zur Abwehr der räuberischen Angriffe zu geben.

Auf höchst bösen Bergpfaden erreichten die Wanderer schließlich Zibin (Nisibin, südöstlich von Mardin) und im weiteren Verlauf des Marsches auch Urfa (Edessa). Hier hält der Autor die zur Rechten immer mächtiger heraustretenden Gebirge (Chodscha Dagh) ebenfalls noch für den Taurus, „welcher Armeniam gegen Mittag von Mesopotamia scheidet“. Die Wege wurden übrigens jetzt, Ende Januar, von Schneemassen noch böser gemacht. Doch kam den schwergeprüften Reisenden hierbei eine landesübliche Einrichtung zu gute. Es waren nämlich längs der Straße wiederholt Höhlen in den Felsen zu einer Art provisorischer Wohnungen eingerichtet, derart, daß die einherziehenden Karawanen mit Sack

---

[1] Pag. 248.

und Pack sich dahinein gegen Kälte wie gegen Angriffe flüchten konnten. Diese unterirdischen Quartiere reichten so tief in das Innere der Berge, daß man nichts weiter als den Eingang bemerken konnte. Eins von den seltsamen Logements maß nach Rauhwolfs Angabe 25 Schritt in der Länge, und 20 Schritt in der Breite, hatte auch etwa die gleiche Höhe.[1] Für die starke Benützung der trefflichen Vorkehrung sowie die bedeutende Frequenz, deren sich diese Gebirgsstraße, die immerhin kürzeste Verbindung zwischen Bagdad und dem Golf von Issos bezieh. Stambul, damals überhaupt zu erfreuen hatte, zeugt die Notiz, daß in einer Nacht noch ein „Kammerbott des großen Türken" mit dort einkehrte, der beiläufig die Strecke bis dahin von Bagdad aus in 6 Tagen geritten war.

Auch jenseits Urfa, das wir als einen Hauptstapelplatz für orientalische Waaren, namentlich Teppiche kennen lernen, geht der beschwerliche Gebirgsmarsch unserer Männer noch weiter, bis endlich bei Bir (jetzt Biredschick) das liebliche Euphratthal sich aufthut. Zwar war später jenseits, von Nisib ab, noch einmal rauhes Gebirgsterrain zu überwinden, aber nur für kurze Zeit, dann traten die kühnen Reisenden in das Flachland ein, das sie bis Aleppo nicht wieder verlassen sollten.

Hat so schon die ganze weite Wanderung Rauhwolfs für unsere Zwecke mancherlei Bemerkenswerthes geboten, so sollte das für die Geschichte der Gebirgskunde Wichtigste doch erst in seinen abermaligen Aufenthalt in Tripolis fallen, wohin er bald von Aleppo gelangt war. Es ist ein Ausflug in den Libanon, der in der That die erste wahrhaft wissenschaftliche Bergreise darstellen dürfte, von der überhaupt berichtet wird.

Allerdings kam unser Botaniker dazu durch Gelegenheit. Er hatte während seines Aufenthaltes in der belebten Hauptstadt das Glück gehabt, den Patriarchen der Maroniten von schmerzlicher

[1] Pag. 256.

Krankheit zu kuriren. Der dankbare Gottesmann lud nun seinen Wohlthäter ein, mit ihm in seine heimathlichen Berge hinaufzusteigen. Aber bemerkenswerth ist es doch, daß unser Doktor dieser Aufforderung willfahrte vornehmlich in Ansehung dessen, daß „dises gebürge bald das namhafftest im ganzen Lande Syria ist und das auch der frembden Kreuter darauff nit wenig zu finden". Und er hat die günstige Gelegenheit, die interessante Erhebung zu studiren, in der That auch weidlich ausgenützt.[1]

Zunächst werden uns schon die verschiedenen Vegetationszonen auf den Abdachungen des Gebirges trefflich gezeichnet. „Also ritten wir mit dem Patriarchen (alß der sich vor der Türken heimlichen aufffätzen nit wenig zugefahren hatte) bald darvon und kamen gleich außerhalb der Statt auff die höhe der fürberge Libani, welche oben gar fruchtbar und schöne ebene felder haben, die sich auff drey meyl wegs ferne biß an das hohe gebürge erstrecken, das also diß ein gantz lustiger Weg zuziehen, alß auff dem bald zur einen seyten schöne Weingärten, dann zur anderen wolerbauwete Felder mit Gersten, Weytzen, Indianischem Hirsch &c. waren zu sehen. Gleich diesem nach hatten wir weiter lustige Wäld von hohen Oelbäumen, darinnen sich hin und wider mit ihrem lieblichen gesang hören liessen die holdselige Waldvögelein, und ersahen etliche Hasen und Reher, das uns also nicht anderst gedüncket, alß ritten wir durch ein grossen und finsteren Wald."

Weiter hinauf folgen schöne grüne, schattige Wiesen mit mehreren kleinen Weilern. Hier machte die Expedition den ersten Halt und öffnete die mitgeführten Proviantsäcke. Der Patriarch, seiner Heilung von Herzen froh, fügte dazu „etliche venetianische ängster" von seinem Weine, der „zimlich versuchet" und wohlschmeckender als irgend ein anderer befunden ward.

Eine Stärkung war freilich auch recht nöthig. Denn nun begann der eigentliche Aufstieg. Derselbe führte zunächst in ein

---

[1] Pag. 273—296.

enges und rauhes Thal, „das zu bayden Seyten mit gähen wenden gantz wol beschlossen, sonderlich aber auff der lincken, welches wol etlicher Thürm hoch, also auch, daß sie gar nit zu ersteigen.“ Gleichwohl bemerkte man oben noch von Christen bewohnte Höhlen, deren Inhaber derart tollkühn sich an den Felsen hin bewegten, daß den Wanderern drunten vom bloßen Anblick schwindlig wurde. Auch ein gegen die Raubanfälle der Türken aufgestellter Wachtposten befand sich droben in einer Höhle, von der der Blick bis zum Meer herunter frei ist.

Nachdem diese Defiléen immer in steilem Aufstieg überwunden waren, kam man nochmals in eine Kulturregion mit saftigen Alpenwiesen, Fruchtfeldern und selbst noch Weinstöcken. Doch wurden diese lachenden Gefilde nur zu bald wieder von engen und tiefen „Klingen“ abgelöst, durch die es galt, „über schrofen und felßen“ aufwärts zu klimmen. Dem folgte eine neue Szenerie, eine Landschaft mit „schönen, lauteren und frischen Brunnenbächlein“, die unter einem lieblichen „getöß“ herabliefen, „wie ein Brunn lebendigen Wassers“, mit der hier vom Autor citirten farbenreichen Schilderung im hohen Lied Salomonis (4. Kap.) zu reden.

Auch die Vegetation nimmt in dieser Zone einen alpinen Charakter an und unser Botaniker tritt in Thätigkeit.

Indeß so sehr diese Staffage die Wanderer erfreute, der Weg machte ihnen doch je länger nur um so mehr zu schaffen. Aber während sie also hart aufwärts klettern auf jähen und hohen Steigen, kommen aus verstreuten Hüttlein auf den Höhen etliche Bäuerlein mit Krügen voll Weins, um nach ehrerbietiger Begrüßung des Patriarchen den verschmachteten Fremdlingen „einen guten Ehr- und Labtrunk“ zu bieten. Der vorsichtige Arzt kostete jedoch davon nur wenig, da er sich „ziemlich erhitzet“, und zog es vor, sich mit Brot und frischem Quellwasser zu erquicken. Weiterhin eilten auch noch andere Bergbewohner herzu, um ihrem geistlichen Oberhirten Hühner und dergl. darzubringen, Gaben,

die dessen Diener gern in Empfang nahmen und weiter transportirten. Schließlich wurde auch der Weg besser und so das Kloster, das der Patriarch bewohnte, glücklich erreicht.

Freilich zeigte sich dasselbe den Blicken erst, als man schon ganz nahe war. Denn es lag derart unter einem großen Felsen, daß es bald ganz davon bedeckt und namentlich gegen Angriffe von oben verwahrt war, während von unten nur ein Zugang zu ihm führte.[1] Nahe dabei floß auch ein treffliches Trinkwasser.

Die Mönche, 10 an der Zahl, empfingen selbstverständlich die Ankommenden aufs Beste und wiesen ihnen, da das Gebäude wenig Räumlichkeiten besaß, eine Kapelle zur Wohnung an, doch brachten die Reisenden die meiste Zeit ihres Aufenthaltes auf dem platten Dache „als auff dem schönsten Platz des Klosters" zu, „ob dem das hohe Schneegebürge, sonderlich gegen Morgen, oben bei den Cederbäumen, gar lustig zu sehen, wie auch underhalb etliche andere Berg, darauff sie ihr Vihe hatten, sampt dem tieffen und finsteren Thal".[2] Selbst die Mahlzeiten wurden dort eingenommen, und zwar in Gesellschaft der Klosterleute. Freilich begnügten sich diese letzteren dabei, „ihrem Orden gemäß", „mit ihren geringen richtlein, alß der Zugemüß von Bonen, Phaseolen und anderen dergleichen Hülsenfrüchten". Die Gäste aber wurden dafür um so besser ausgehalten. Namentlich erhielten sie einen trefflichen weißen Wein, „das nit bald dergleichen weder in Candia noch in Cypern zu finden". Nur die Nacht zwingt unsere Fremdlinge in ihr wunderliches Schlafgemach, das ihre fürsorglichen

[1] Eine ähnliche Lage weisen viele solcher griechischer Bergklöster auf, so das berühmte Monastir Ostrog, das Pulvermagazin Montenegros, das hoch an steilen Bergwänden in eine Felsnische eingebettet ist. Siehe mein „Montenegro" ꝛc. S. 266.

[2] Man sieht, wie bereits bei Rauhwolf die Anschauung fortgeschritten ist. Die vorher und selbst noch lange nach ihm so „häßlich" erscheinenden Schneeberge weiß er schon schön zu finden. Auch in dieser Hinsicht bezeichnet seine Reise den Anfang einer neuen Zeit.

Gastgeber mit Teppichen und Strohmatratzen versehen hatten. Sie genießen dort in der That auch eines trefflichen Schlummers, bis in früher Morgenstunde die zwei Klosterglocken die Hora einläuteten. Das gab denn unter dem Felsen „ein solchen Widerthon", daß die schlaftrunkenen Reisenden erschrocken lange nicht wußten, wo sie eigentlich waren, „sonderlich weil ihrer etliche wohl in zwei Jahren kein Geläute mehr gehört hatten".

Als der Tag angebrochen, machten sie sich, von zwei Mönchen geführt, auf, um auch die obersten Parthien des Hochgebirges zu besuchen sowie namentlich die altberühmten Cedern an Ort und Stelle zu sehen. Da gab es denn nun aber freilich keine leichte Arbeit. Die Bergpfade, die da hinauf leiteten, waren so „rauch" und „gähe", daß sich die Wanderer „offt und dick am gesteud, das sie zu bayden seyten mochten erraichen", stark halten mußten, „sonderlich im gähen umbwenden der krümminen, deren die staig wie ein Schneck zimlich vil hatt".

Nach langem Klettern erreichte man eine kleine Kapelle und nahe dabei ein Dörfchen, das noch von üppigen Fruchtfeldern umgeben war, dergestalt, daß „die innwohner dieses gebürges an getrayit, Wein, Fleisch, öl 2c. keinen mangel zu leiden hätten," selbst wenn sie in Jahr und Tag von auswärts her nichts würden beziehen können. Diese günstigen Umstände lassen sie leicht auch einen feindlichen Angriff aushalten, zumal bei der Anlage ihrer Wohnungen derartig das Terrain ausgenützt wurde, daß dieselben wohlverwahrten Schlössern mit Wällen und Gräben glichen. Zudem waren die Leute dort, wie unser Autor uns weiter schildert, auch im Waffenhandwerk wohl bewandert, eine Thatsache, die in diesem Falle schon dadurch bewiesen wurde, daß die Mönche in dem erwähnten Weiler mit Leichtigkeit zwölf mit Bogen und Büchsen versehene Reisige aufzutreiben vermochten. Dieselben sollten von da ab bis zu den Cederbäumen als Schutzmannschaft gegen die „Trusci" (Drusen) dienen. Doch bemerkt Rauhwolf, daß, wie er später vernommen, in dieser Hinsicht damals nichts zu be-

fürchten gewesen sei, da die beiden den Libanon bewohnenden Stämme gerade in Bundesgenossenschaft gelebt hätten. Es sei bei dieser Maßregel vielmehr nur auf ein Trinkgeld abgesehen gewesen

Von jener Leibgarde geführt, erreichten die Reisenden endlich nach saurer Mühe eine „wüste und rauhe" Ebene, „als auff dero sonderlich keine höhinen, mehr, dann vor uns noch ein kleine, welche gantz mit Schnee bedecket war, zu sehen." Dort hatte man die altehrwürdigen Cedern vor Augen, doch waren deren leider nur noch 24, darunter außerdem zwei, „deren äste nahe gar vor alter abgefallen seind." Junge Anpflanzungen aber vermochte man nicht zu entdecken.

Unser Botaniker beschreibt nun den heiligen Baum ausführlich wie auch mit ziemlichem Geschick und betont unter Anderem, daß er das ganze Jahr hindurch grün bleibe, einen starken, unter Umständen mehrere Klafter messenden Stamm habe und an Höhe unseren Tannen gleichkomme. Die Aeste seien vielfach verrenkt und verbogen, bildeten aber in ihrer Gesammtheit eine so regelmäßige Krone, „als weren sie oben beschnitten und mit sonderlichem fleiß zugeebnet worden." Die „Zapffen" seien groß und „rundlecht", im Uebrigen aber erinnere der Baum sehr an die Lerche, namentlich hinsichtlich der kleinen, schmalen und „dick beysammenen herfürschiessenden" Blättlein, die auf „rauhen", braunfarbenen Sprößlein stünden u. s. w.[1]

Lange freilich vermochten unsere Wanderer da oben nicht auszuhalten, denn es fing sie „an den schneeechten und mindestens kalten Orten" an zu frösteln. Daher wurde bald zur Rückkehr nach dem Kloster verschritten. Während des Abstieges versäumte aber unser eifriger Pflanzenkenner nicht, noch verschiedene Gewächse, die auf den Gehängen wucherten, zu untersuchen und womöglich zu bestimmen. Auch flicht er an dieser Stelle einige allgemeinere Bemerkungen über das ganze Gebirge ein.

---

[1] Pag. 210.

Dasselbe, sagt er, ist sehr hoch, „wie es denn auff 200 welsche meylen von ferne in Cypern zu ersehen." „Darumb denn auch zu Tripoli der tag umb so vil, bis die Morgen Sonne herfürkommet, desto später anbricht." Ebenso betont er, daß der Schnee das ganze Jahr hindurch oben liegen bleibe und erwähnt auch, daß derselbe in die Städte am Fuße der Erhebung verbracht und dort in den Bazaren verkauft werde, „umb ihre getränck sonderlich inn hundstägen damit zu külen, welchen sie knollenweis darein werffen." Die Aussicht von der durch die Expedition selbst erreichten Höhe aber anlangend, sagt er, daß dieselbe nicht groß gewesen, da sie von anderen Bergen „verhindert" worden seien.[1]

Als die Fremdlinge das früher erwähnte Dörfchen wieder erreicht hatten, wurden sie dort in einem schönen „lustigen" Garten von den herbeikommenden freundlichen Weibern mit Wein und „seltzsamen Milchspeysen" erquickt und in eine lange Unterhaltung verflochten. Das gastliche Kloster erreichte man in Folge dessen erst knapp vor Anbruch der Nacht wieder. Der nächste Tag schon brachte die Rückkehr nach Tripolis, doch da der Abstieg mehr Zeit und Kraft für botanische Studien ließ als der Aufstieg vorher, so gewinnt jetzt erst die ganze Tour wahren wissenschaftlichen Werth.

Allerdings vermögen wir über den letzteren um deßwillen nur unvollkommen zu urtheilen, weil viele der von Rauhwolf vorgebrachten botanischen Namen längst abgekommen sind. Doch begegnen uns auch noch einige bis heute erhaltene Bezeichnungen.

So finden wir erwähnt die „Styraces", „deren wolriechender Gummi gleiches Namens in Apotecken zu finden." Es ist

---

[1] Aus dieser Bemerkung geht doch hervor, daß er in Wirklichkeit nicht so hoch hinaufgekommen, wie er geglaubt, und daß die vorher erwähnte kleine Schneekuppe, die er allein noch üb'er sich sah, jedenfalls immerhin eine beträchtliche Höhe darstellte. In jener Gegend, im Rücken von Tripolis, liegen ja bekanntlich die bedeutendsten, gegen 3000 m. hohen Gipfel des ganzen Systems.

dies Styrax officinalis L., der besonders in den Mittelmeerländern und im Orient vorkommt und aus seiner Rinde vordem einen namentlich nach dem Erwärmen sehr angenehm riechenden Balsam lieferte, der aber heute nicht mehr im Handel vorkommt.[1] Sodann hören wir von einer „Scortzonera“ mit gelben Blumen (Scorzonera hispanica L.), ferner einem Alyssum (wohl A. alpestre oder serpyllifolium), einem Marrubium (M. vulgare L.), sodann werden genannt zwei Linarien, die eine mit „purpurfarbenen Blümlein“ (wohl L. alpina Desf.), die andere „licht purpurfarben“ (L. Cimbalaria Willd.), ein „gar schönes Gnaphalion, mit äschenfarb rundlechten blettlein der Meußörlein und gantz schneeweißen gefülten blümen“ (ohne Zweifel G. leontopodium L., das allbekannte Edelweiß), ein Apocynum mit dem Zusatz repens (jedenfalls A. syriacum Pall.), der Oleander, der „rechte Ahornbaum“, „welcher groß, dick, hoch und sich mit seinen Aesten weit ausbreitet“ (acer pseudoplatanus) u. a. Bemerkenswerth ist es auch, daß von manchen dieser Libanonpflanzen unser Medicus selbst Samen mit nach der fernen nordischen Heimath nimmt, um dort in dem weiten und „wolgezafften“ Garten eines „ehrnvesten“ Rathsherren Acclimatisationsversuche anzustellen.[2]

Neben seinen botanischen Studien pflegte der Reisende aber, wie auf seiner ganzen Reise, so gleichfalls während dieser Exkursion auch die Ethnographie und beschrieb uns in besonderen Abschnitten namentlich die beiden Hauptstämme des Libanon[3], ganz besonders eingehend und getreu die Trusci (Drusen). Dabei gedenkt er auch in ausführlicher Schilderung der blutigen Fehden zwischen den letzteren und den Türken. Doch vergißt er ebenso wenig, ihre friedlichen Leistungen zu erwähnen. „Ir fürnembste

---

[1] Das jetzt noch viel vertriebene Styrax (calamitus) stammt von Liquidambar orientale.

[2] Pag. 286.

[3] Die Maroniten s. pag. 426—428, die Drusen p. 290—296.

handtierung ist mit Seyden, der sie von Würmern in 100 rotulas schwer järlich spinnen (die bey uns wol in 450 Centner thun) dieselb weiter zu verschicken.“ Anlangend ihre Religion so bemerkt er, daß sie sich für Christen ausgäben und ihre Abkunft auf die Kreuzfahrer zurückführten, desgleichen auch alle reisenden Christen, namentlich aber die Kaufleute, welche kämen, Seide zu kaufen, wohl aufnähmen und gastfreundlich bewirtheten; den Muhammedanern und Juden aber wären sie übel gesinnt. Gleichwohl vermag sie unser Gewährsmann selbst nicht für Christen, ja nicht einmal für „Türcken, Moren oder Juden“ anzuerkennen, „denn sie halten weder Meß noch andere Versammlungen zum Dienst Gottes: schreyen zu zeiten gen Himmel, Gott soll sie beschürmen. Geben darneben für der mainung Pythagorä nach, daß die Seelen nach verdienst von einem leib in ein andern faren, eines frummen in das Kindt so erst geboren wirdt, eines bösen Menschens aber in einen Hundt ꝛc.“ Ebenso beschuldigt unser Autor die Trusken der Blutschande und der „Verwechselung“ der Weiber gelegentlich eines großen Jahresfestes. Dagegen rühmt er ihnen nach, „daß sie sonst mit stelen, tödten und anderen bösen stücken sich nicht vergriffen“, weil sie genug hätten, und daß, wenn ja einer bei derartigen Uebelthaten erwischt werde, derselbe alsbald seine Strafe empfange. „Also leben sie unter einander im frieden und geben umb keinen Potentaten nit viel.“ [1] —

---

[1] Man wird leicht erkennen, daß diese Charakteristik in der Hauptsache richtig ist. Namentlich hat sich die Religion der Drusen in der That als ein Gemengsel aus verschiedenen Religionen und Philosophemen, darunter selbst christliche Ideen, entpuppt, doch herrscht ein muhammedanisch angehauchter Gnostizismus vor. Auch die Behauptung betreffend die Seelenwanderung ist begründet. Dagegen dürften die Angaben über ihr sittliches Leben, wohl in Folge der Entlehnung aus maronitischen Quellen, nicht zutreffen. Die Polygamie ist zwar erlaubt, doch selten, im Uebrigen Mäßigkeit allgemein. Vgl. Silvestre de Sacy, Exposé de la religion des Druses.

3. Die mongolische Episode.

Ungefähr in die gleiche Zeit, wie die bisher erwähnten Besuche von Gebirgen Südwestasiens, fällt auch eine nicht weniger intensive Erschließung von Erhebungen am Nord- beziehentlich selbst am West- und Südrande von Centralasien. Und zwar erscheint auch diese religiös bedingt, wenngleich in einem anderen Sinne. Wir haben es nämlich hier nicht mehr mit Pilgerfahrten sondern mit Missionsreisen zu thun. Desgleichen hat an der zu berichtenden Entschleierung der Bergwelt in diesen Gegenden der Handel einen ganz wesentlichen Antheil gehabt. War er es doch, der, wie wir früher sahen, schon in grauer Vorzeit hier zuerst den Weg über die Ostasien vom Westen abscheidenden ungeheuren Naturwälle gefunden hatte. Der uralten Communikation auf der Serenstraße kommt ja das Verdienst zu, die erste schwache Kunde von der centralasiatischen Gebirgswelt dem Abendlande gebracht zu haben. Ferner hatte ja auch die im 6. Jahrh. n. Chr. von Justinian abgeordnete Gesandtschaft, die so zu sagen den Altai entdeckte, eine commerzielle Veranlassung gehabt. Und endlich würden selbst die Missionsreisen, von denen wir gleich zu reden haben werden, kaum angeregt worden, ja überhaupt möglich gewesen sein, wenn nicht schon lange zuvor die betreffenden Hochgebirgspfade Benutzung durch Händler gefunden hätten. Auf der anderen Seite aber darf auch nicht vergessen werden, daß in den beregten Gegenden die Missionssache theilweise nicht unerheblich weiter in die terra incognita und zwar gerade in der Gebirgswelt eindrang, als es der Handel that. Beispielsweise haben unsere mittelalterlichen Karten selbst am Issyk Kul ein armenisches Kloster[1], während doch Alles, was wir über das Becken jenes Hochgebirgssees durch P. v. Semenoff wissen, uns zu der

[1] So die catalanische Karte, dann die Karte von 1452, und Fra Mauro 1459, Peschel, Gesch. d. Erdk. S. 158.

Behauptung berechtigt, „daß nie eine große Handelsstraße diese schwer zugängliche Einsenkung zwischen den größten Ketten Centralasiens berührt habe.“ Sie kann also nur von Missionären zum Zwecke der Verbreitung des Christenthums aufgesucht worden sein.[1]

Wie dem aber auch sein mag, auf alle Fälle hat neben Handel und Religion noch ein dritter Factor an den hier anzuführenden Erfolgen auf dem Gebiete der Gebirgserforschung bedeutenden Antheil, das ist die Mongolenherrschaft.

Mußte sie doch, die eins der größten Reiche, welche die Welt je gesehen, erwarb, eben deshalb mit ihren Kriegszügen oder friedlichen Gesandtschaften und Expeditionen auch mannigfache Erhebungen berühren. Ihr orographischer Horizont reichte von dem Shan-Alin im Nordwesten Chinas bis zu den Karpathen Ungarns, und vom Thianschan bis zu Hindukusch und Himalaya, begriff also die gewaltigsten Gebirge der Erde in sich.

Nirgends, in der gesammten Kriegsgeschichte, finden wir zahlreichere und kühnere Gebirgsüberschreitungen als hier, selbst die betreffenden Thaten eines Alexanders nicht ausgenommen, die übrigens den theilweise hochgebildeten Mongolen-Chans, wie nachzuweisen ist, unter Umständen auch thatsächlich als Vorbilder vor Augen schwebten.

Nur des Wichtigsten sei hier gedacht. So war es namentlich der bekannte Timur, der sich in der Gebirgskunde für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz erwarb. „Wie der Paropamisus durch Alexander, so traten Ferghana und Badachschan um die Quellen des Jaxartes und Oxus, so Kabulistan, Kaferistan und Kaschmir um den oberen Indus mit ihren Gebirgen, Thälern, Strömen, Völkern und Helden durch ihn hervor.“[2] Ganz be-

---

[1] „Erforschungsreise in Innerasien“, Peterm. Mittheil. 1853, S. 351. „Ascent of Thianschan“, Journal of the K. Geogr. Soc. 1861, pag. 356. Peschel, a. a. O. S. 158.

[2] Ritter, Erdkunde, III, S. 428.

sonders aber ist es der Hindukusch, der ihm eine eingehende Erschließung verdankt. Ueber denselben ging sein Eroberungszug nach Indien, im Jahre 1398. Aber Timur hat diesen mächtigen Gebirgswall nicht einfach auf möglichst direktem Weg überschritten, wie der große Mazedonier that, nein, er hat auch in längerem Gebirgskrieg die Erhebung nach verschiedenen Richtungen hin durchstreift und die wilden Bergvölker überwältigt, demnach das Gebirge im vollsten Sinne der Kultur, dem Verkehr und Handel, für die seine Pässe so außerordentlich wichtig sind, erschlossen. Daneben kam dieser Gebirgskrieg Timurs auch der eigentlichen Wissenschaft zu gute. Durch ihn sehen wir die Kenntniß von jenen coupirten Erdräumen derartig gefördert, „daß selbst noch ein J. Renell bei seinem Atlas von Hindostan, bei dem Mangel besserer, nicht geringen Gebrauch von den authentischen Berichten jener Zeit zu machen im Stande war, die unmittelbar nach dem Tode des Welterschütterers auf Befehl seines Enkels, zum Ruhm seines Ahnen bekannt gemacht wurden."

Timur war denn auch selbst nicht wenig stolz auf seine Leistung, indem er sagte, daß die von ihm bezwungene Bevölkerung des Hindukusch selbst von Alexander dem Großen nicht besiegt worden sei.

Daneben stellte dieser Gebirgsfeldzug auch rein tactisch angesehen eine hoch bedeutende Leistung dar. Die Ueberschreitung der Hochpässe und Schneefelder, die bei Tag mit Eis überfroren, verursachte die größten Beschwerden. „Viele Pferde von der Reiterei kamen dabei um." „Beim Herabweg mußte das ganze Heer absitzen, selbst der Kaiser sich bequemen, mit einem Alpenstocke zu Fuß zu gehen, weil fast alle seine Pferde verunglückten." Dazu die Kämpfe mit den sich verzweifelt wehrenden Eingeborenen, die in einem Falle nicht weniger als 3 Tage und 3 Nächte ohne Unterbrechung währten.[1]

---

[1] Ritter VII, S. 207.

Noch kühner und gefährlicher war der Zug des Sultans Babur im Winter (Dezember) des Jahres 1506 von Herat nach Kabul durch das äußerst wilde und wenig bekannte Hesareh-Gebirge im Westen des Hindukusch. „Der Schnee reichte erst den Pferden bis über die Knie, dann über die Steigbügel." Man machte des Tags nicht über eine Stunde. Eine Anzahl Leute marschirten stets voraus, um den Weg etwas zu bahnen. Furchtbar waren die häufigen Schneestürme. Im Paß von Payan Daban erfroren Viele die Glieder. Und doch hatte der tiefe Schnee, der einerseits so viel Mühsal verursachte, wieder auch sein Gutes. Denn er allein machte es dem Heere möglich, die Steilwände herabzukommen.[1]

Aehnliche Züge führte derselbe Herrscher noch mehr aus, so daß er mit Recht der Meister in der Führung des kleinen Krieges genannt zu werden verdient. Mit einem ausgebreiteten Terrain, das vom Jaxartes bis Indus reichte und vorzugsweise eben Hochgebirge einschloß, war er in einer geradezu staunenswerthen Weise vertraut. Er kannte die kleinsten topographischen Details. Aber damit ist sein Lob noch nicht beendet.

Sultan Babur, der Urenkel von Timur, der Begründer des Groß-Mogul-Reiches in Indien, der schon in seinem 12. Lebensjahre (1494) Sultan von Ferghana ward, um, einige zwanzig Jahre alt, aus seinem Erbreich vertrieben, sich jenseits des Hindukusch neue Throne zu errichten, muß einer der bedeutendsten Geister aller Zeiten genannt werden. Thatkräftig und gefühlvoll zugleich, poetisch angehaucht und doch groß in nüchternster Beobachtung der Wirklichkeit, ein seiner Zeit weit vorauseilender Idealist, namentlich aber begeisterter Naturschwärmer und dabei doch ein wahrer, penibler Naturforscher von reichstem Wissen, ist er ein Mann, in dem sich die schroffsten Extreme des menschlichen Naturells, ja selbst zwei total verschiedene Perioden der

---

[1] Ritter VIII, S. 137.

Weltgeschichte, das rauhe, waffenstarrende Mittelalter und die aufgeklärte Neuzeit, oder zwei ethnographische Kontraste, Morgenland und Abendland, wunderbar vereinen.

Mit solchen Gaben war er speziell fähig, auch einer der bedeutendsten Geographen zu werden, ind essen Schriften die Resultate getreuester topographischer Forschung in feiner, malerischer Sprache geboten werden. Und wieder schildert er nichts mit so großer Liebe und tiefem Verständniß, als die Hochregionen, namentlich das so gebirgige nördlichste Indien, der Winkel zwischen Hindukusch und Himalaya, für den seine Memoiren geradezu klassisch sind.

In denselben finden wir außer zahlreichen treffenden meteorologischen und geologischen Notizen namentlich auch nicht wenige botanische Beobachtungen. Er erzählt uns selbst, daß er einst die reiche Tulpenflora am Südabhang des Hindukusch sammeln ließ und dabei 32—33 verschiedene Arten konstatiren konnte, die er zum Theil mit besonderen Namen, so die „rosenduftende", die „hundertblättrige" Tulpe u. s. w. belegte. Er war übrigens zugleich ein praktischer Botaniker, denn er ließ in seinem geliebten Kabulistan manche fremde Pflanzen acclimatisiren, so den sauren Kirschbaum, das Zuckerrohr, u. a. m.

Den sogenannten ewigen Schnee der Hochregionen faßt er mit feinem geographischen Verständniß als in der Weise entstehend auf, daß der Schnee des folgenden Jahres immer wieder auf den des vorhergehenden fällt.[1] Und wie treffend kennzeichnet er die Eigenthümlichkeit der Gebirgsbildung jener Lande, wo man auf den Höhen weite Ebenen antrifft, über welche man selbst reiten kann, während die Thäler unzugängliche Schlünde bilden. „Seltsamer Boden", ruft er aus; „indeß in den anderen Berglandschaften die festen Positionen, die steilen und rauhen Stellen auf

---

[1] Er erwähnt dabei auch, daß von den Vorräthen da droben die Eiskeller der Residenz Kabul gefüllt werden.

der Spitze der Berge liegen, so befinden sich hier die Festen alle gegen die Tiefen zu oder in den Gründen." Sehr richtig beurtheilt er dann auch die eigenthümlichen zoologischen Verhältnisse des Baran-Thales. Dasselbe sei von Hochgebirgen an der Ost- und Westseite eingefaßt, und in ihm gehe es aufwärts zum großen Paß des Hindukusch, der einzigen Naturpforte in der ganzen Umgebung. Daher sei dort der Hauptdurchstrich des Wildes. „Herrscht Widerwind oder liegen Wolken auf der Paßhöhe, so können die Vögel nicht hinauf, sie verbreiten sich in großen Schaaren im Thale und werden daselbst in Menge gefangen." Die Gebirgspässe des Hindukusch, sieben an Zahl, führt er alle einzeln auf in einer Weise, die uns noch heute, wo das Gebirge immer erst nothdürftig bekannt ist, sehr zu Statten kommt.[1]

Die Nachfolger Baburs, der Kaiser Akbar, sein Enkel, und Aurengzeb, der Enkel wieder von Diesem, haben sich ebenfalls um die Gebirgskunde durch Thaten, wie namentlich auch durch Schriften verdient gemacht, so daß wir die Mongolenperiode in Wirklichkeit als hochwichtig für unsere Wissenschaft hinstellen dürfen.

Sie war dies aber nicht nur direkt, sondern auch mittelbar und so zu sagen passiv. Denn die Mongolen begünstigten ebenso den Handel[2] wie sie weitherzig gegenüber Glaubensformen waren.[3] So konnte es kommen, daß sich christliche Sendboten aus dem fernen Abendlande über die himmelragenden Scheidewände bis zu ihnen wagten und Diesen nach wieder Handelskarawanen zogen wie in der arabischen Zeit. Nur sind, was den gewählten Weg betrifft, die Kaschgarpässe, die uralte Trace der Serenstraße, jetzt noch mehr vernachlässigt, als dies bereits in der späteren muhammedanischen Periode der Fall war. Wie in der letzteren, herrschen

---

[1] Ritter VII, S. 244 ff.
[2] Peschel, a. a. O. S. 155.
[3] Ebenda S. 150.

die Thianschan-Uebergänge vor und nur ausnahmsweise werden noch die alten schwierigen Routen gewählt.[1]

Die erste dieser Missionen, von der uns berichtet wird, fällt in das Jahr 1246. Sie wurde geführt von Plan Carpin. Nur zwei oder drei Jahre später überstieg ein anderer geistlicher Botschafter, Andreas von Lonjumel, das Himmelsgebirge und schon 1253 folgte ihm, bereits mit halb weltlichem Auftrage, von Ludwig dem Heiligen entsendet, der bekannte Ruysbroek oder Rubruquis.

Die Reise des Letzteren ist die bedeutendste in diesem ganzen Zeitraum vor den Poli's, nicht allein, wie Peschel betont[2], wegen der großen Naturwahrheit des uns von ihr gewordenen Berichtes, sondern — und das kommt ja für unseren Zweck ganz besonders in Betracht — auch wegen des mehrfach von der angegebenen gewöhnlichen Route abweichenden und bis dahin kaum noch erwähnte Gebirgszüge streifenden Weges, den der Gesandte wählte. Statt nämlich den Thianschan in seinem Centrum zu übersteigen, zog er an dem Nordrande der diesem nördlich gegen die Steppe hin vorgelagerten mächtigen Gebirgszüge, so der Alexanderkette, dann jenseits des Ili des Dsungarischen Ala-taus, hin und kreuzte endlich vom See von Alakul aus die Schneekette des Tarbagatai, um so in die zwischen dieser und dem Altai gelegene Steppe zu gelangen. Als er hier erkannte, daß er seinen Zweck, eine Glaubens- und Bundesgenossenschaft mit dem asiatischen Erzpriester Johannes, dem Corchan der Carachitanen, abzuschließen, wegen des bereits eingetretenen Unterganges des Reiches der Letzteren nicht erreichen könne, überschritt er eine weitere Bergkette, wohl

[1] Die Thianschan-Route findet sich schon in der catalanischen Karte (vom J. 1375) eingezeichnet, ferner beschrieben bei dem später noch zu nennenden Balducci Pegoletti, Pratica della mercatura, cap. 1—3, vgl. Peschel, a. a. O. S. 155.

[2] Ebenda S. 151.

Ausläufer des großen Altai oder aber des Thianschan, und gelangte so schließlich in die Gobi.[1]

Natürlich zwingen auch diese kühnen Züge dazu, an einen schon vorher im Gang befindlichen lebhaften Verkehr über jene Hochgebirgswälle zu denken, der erst die Anregung zur Entsendung solcher Botschafter im Abendlande gab. In der That fanden denn auch die Entsendeten unter den Mongolen bereits zahlreiche europäische Abenteurer.[2] Freilich eine „genauere Kunde der mittelasiatischen Steppen und Hochländer" konnte erst jetzt, wo gebildetere und bedeutendere Männer folgten, der Kulturwelt vermittelt werden. In der That wurden denn auch, wie Peschel betont, „die Reisen jener Botschafter von den beiden großen Geographen des 13. Jahrh., von Roger Bacon und von Vincenz von Beauvais, benützt".[3]

Den aufgeführten Pionieren folgten übrigens immer rascher und zahlreicher andere Gesandte und Unterhändler, wofür u. A. auch schon die Thatsache zeugt, „daß man daran dachte, an der Pariser Sorbonne einen eigenen Lehrstuhl für die mongolische Sprache zu errichten".[4]

Natürlich blieb es auch bei jenen vorübergehenden Anknüpfungen nicht. Den periodisch am Hofe erscheinenden Glaubensboten rückte gar bald das Gros der Missionare für die Volksmassen nach, die binnen Kurzem auch festen Fuß faßten und stabile Niederlassungen begründeten. „Eine Kette von Missionsposten der Franziskaner und Dominikaner erstreckte sich von der Wolga nach dem Ili und vom Ili bis zur Oase Chamil in der Gobi."[5] Zum religiösen Zweck gesellte sich dann aber ganz von selbst der materielle.

---

[1] Die Quellenangaben über diese und die vorher erwähnten Reisen siehe bei Peschel, a. a. O. S. 150, A. 1 u. w.

[2] Ebenda S. 150.

[3] Ebenda S. 151.

[4] Ebenda S. 150.

[5] Ebenda S. 157.

Schon die Sendung Ruysbroeks hatte ja einen halb politischen Charakter gehabt. Bei seinen Nachfolgern mag derselbe immer dominirender hervorgetreten sein. Und in gleicher Weise tauchte nach oder neben, vielfach selbst noch vor dem Mönche der Händler auf.[1] So entwickelte sich im 14. Jahrhundert ein geordneter „Ueberlandverkehr bis nach Peking"[2], eine Thatsache, die es uns leicht macht, die fernen, wilden Gebirgspforten zum Herzen Asiens, die bis in die Neuzeit heran halb verschollen waren, uns als Stätten eines Lebens zu denken, wie es bunter wohl kaum die Saumpfade der heimathlichen Alpen zur Zeit der größten Blüthe der oberitalienischen Handelsrepubliken und ihres Verkehrs mit den freien deutschen Städten aufzuweisen gehabt haben. Beispielsweise waren die Wege so begangen und sicher, daß, von der Strecke zwischen Don und Wolga abgesehen, die Reisenden sich überall, also namentlich auch in den wilden Hochregionen, so sicher fühlten, „wie im eigenen Hause".[3]

Doch auch damit haben wir die Bedeutung, die die leider nur zu kurze Periode der Mongolenherrschaft für die Gebirgskunde hatte, noch nicht erschöpft. Einem Baume gleich, der, wenn er einmal eingewurzelt ist, dann auch nach den verschiedensten Richtungen hin Zweige entsendet, dehnte sich jener Handelsverkehr auch bald über andere Gebirgsscheidewände hinweg aus, so daß in jener doch relativ noch so frühen Zeit schließlich wenigstens die Haupterhebungen des gesammten asiatischen Continents recht wohl bekannt, manche der Uebergänge, darunter solche, die jetzt kaum noch gangbar sind, selbst überaus betreten erscheinen.

Beispielsweise variirten manche der Reisenden, die Besuche

---

[1] So entsenden schon im 14. Jahrh. große italienische Firmen veritable Handlungsreisende ebendorthin. Ein solcher war z. B. der schon genannte Balducci Pegoletti, der im Dienste der Bardi in Florenz stand und sich 1336 nach Asien begab. Vgl. Peschel, a. a. O. S. 155.

[2] Ebenda S. 155.

[3] Ebenda.

bei den Mongolen abstatteten, ihre Tour derart, daß sie, sei es für den Hin- oder Rückweg, eine andere als die oben angegebene Route einschlugen. Namentlich kamen auf diese Weise wieder die altbegangenen westpersischen Pässe zu Ehren. Denn da die Mameluckensultane den Weg nach Indien durch das Rothe Meer gesperrt hielten[1], mußte sich die Tour durch den persischen Golf nahe legen. So ging, um aus der großen Zahl der in Frage kommenden Reisenden nur einige der bedeutendsten herauszuheben, Johannes von Montecorvino 1291 über Täbris nach Indien und China.[2] Auch Odorico von Pordenone nahm 1316 seinen Weg über Trapezunt, Täbris und Ormus[3], während er durch die Kaschgarpässe, nach Anderen durch Tibet und Indien heimkehrte. Ein venetianischer Reisender, Josafat Barbaro, verlängerte diese Gebirgsstraße noch insofern, als er über den Kaukasus und zwar von Derbend aus nach Persien gelangte.[4]

In gleicher Weise werden auch die Pässe über die ostpersischen Grenzketten zu Thüren für diesen intensiven Verkehr. So erreichte z. B. der König Hethum von Westarmenien auf der Heimreise Täbris, indem er von Sarachs aus über den trennenden Gebirgswall stieg, nachdem er beiläufig vorher in die Bucharei mittelst der uralten Uebergänge im Südwesten von Samarkand vorgedrungen war.[5] Gerade seine praktischen Forschungen sollten aber infolge des Umstandes, daß die Schriften des mit ihm verwandten Mönches Hethum, in denen dieselben verwerthet sind, ins Lateinische übersetzt und von den Geographen des Mittelalters viel benutzt wurden, von Bedeutung werden.[6]

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 167.

[2] Ebenda S. 162.

[3] Ebenda S. 163.

[4] Ebenda S. 165. Ein Pendant zu diesem Umweg nach Ormus liefert die Reise von Nicolaus Conti, der über den Libanon und Bagdad dahin gelangte. Ebenda. Die oben angegebene persische Transitroute wählten übrigens auch die Poli bei ihrer Heimreise. Ebenda S. 161.

[5] Ebenda S. 151 u. 152.

[6] Ebenda.

Ferner ersehen wir aus der catalanischen Karte (1375), daß in der damaligen Zeit selbst die alten Karawanen-Wege über den Hindukusch von Neuem florirten[1], ja selbst ganz ungewöhnliche und bis jetzt kaum wieder benützte Gebirgsrouten treten aus ihrem Dunkel heraus. So führte der bereits erwähnte venetianische Kaufmann Nicolo Conti den Uebergang über die wilden Erhebungen zwischen Brahmaputra und Irawaddi aus.[2]

Der Mongolenperiode gebührt zuletzt auch das Verdienst, die erste etwas eingehendere, verwunderlich klingende und doch — wie dies neuerdings so oft geschehen — gerade durch das scheinbar Fabelhafte zuletzt als wahrhaftig erkannte Kunde von dem ungeheuren Scheidegebirge zwischen dem mittelasiatischen Hochland und dem nordasiatischen Tiefland, dem Altai, dem Abendland vermittelt zu haben. Es geschah dies durch den bekannten Johannes Schiltberger aus München, der, wie man weiß, 33 Jahre, von 1394—1427, in mongolischer Kriegsgefangenschaft zubrachte und viele Züge des „Tämerlin" mitmachte.[3] Beispielsweise erfahren wir schon von ihm des Interessanten genug über den denkwürdigen Zug des großen Mongolen-Khans nach Indien. Derselbe führte — beiläufig betrug die Zahl der Theilnehmer an der kühnen Expedition nicht weniger als 400000 Mann — nach Durchkreuzung einer Wüste acht Tage lang „durch ein Gebirge" (Hindukusch). „Und in dem gebirg ist ein weg da must man die kamel und die roß uff bretter binden und musts abhin lassen. Darnach kam er (der „„tämerlin"") in ein tal, da ist es als finster das ainer den andern nit wol gesehen mocht by liechtem tag, das weret uff ein halbe tagweid. Dornach kam er in ein hochs gepirg. Da zog er drey tag und drey nächt Inn. Und

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 157.

[2] Ebenda S. 166.

[3] „Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asien u. Afrika von 1394—1427", herausgegeb. v. K. F. Neumann, München 1859.

kam dornach uff ein schönen eben die ligt vor der hoptstat des landes"[1] ꝛc.

In einem anderen Abschnitt (25) wird uns ein weiterer interessanter Gebirgszug geschildert. Bei diesem waren nur 600 Pferde betheiligt. Das in Frage kommende Gebirge ist der Kaukasus. „Dornach zoch er durch eins heist Temurtapit[2] in tarterscher sprach, das ist als vil gesprochen des ysen tor. Das schaidt persia und Tartaria." Der Autor betont übrigens hier ausdrücklich, daß er selbst mit dabei gewesen sei.

Weiterhin folgt dann der schon erwähnte, das Altai-Gebirge betreffende Abschnitt, der unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. „Da zog er (von der „„großen Tartarei"", von Astrachan aus) in das obgenannt land jbissur (Sibirien). In dem land ist ein pirg, das ist zwo und dreissig tagweid lang. Es mainen och die lüt da selbs, das an dem end des pirgs ein wüst angee; die selbe wüst sy ein ende des ertrichs. In dem selben pirg sind wild lüt die nit by andern lüten sint vnd wonung haben. Die sind überall ruch an irem lib, ußgenommen an den henden noch under dem antlüt und loffent als andere tier in dem pirg und essent och lob und gras und was sie ankomen. Die roß sind in der grösse als die esel. Und so vil mengerley tier die in tütschem land nit sind, und der ich och nit genennen kan. Es sind och hund, die ziehen in karren und och in schlitteny."[3]

Zieht man die Thatsache in Betracht, daß das Werk Schiltbergers lange Zeit ein vielbeliebtes Lesebuch war, so wird man die Bedeutung, die dasselbe für die Verbreitung der Kunde von den

---

[1] Näheres über den interessanten Zug bei: Neumann, „Geschichte des engl. Reichs in Asien", I, 156 ff.

[2] Demirkapu.

[3] Neumann, a. a. O. S. 40, weist mit Recht darauf hin, daß uns in den merkwürdigen Worten die bekannten kleinen sibirischen Pferde und die langhaarigen Ainos entgegentreten, die bei den Chinesen schon viel früher als „Haarleute" bekannt waren.

asiatischen Gebirgen in jener Zeit hatte, wohl zu schätzen im Stande sein.

Wenn aber durch die letzterwähnten Reisenden immerhin nur einzelne der Gebirgszüge Centralasiens uns entgegentreten, so haben wir nun einen Mann zu nennen, durch den die vereinzelten Lichtstrahlen der Forschung gewissermaßen wie in einem Brennpunkte zusammengefaßt werden, dergestalt, daß durch ihn das gesammte Gebirgssystem, die ganze so eigenartige orographische Gestaltung des Herzens von Asien in's Licht tritt. Die fernsten peripherischen wie die verstecktesten, internsten Theile jener ungeheuren, complizirten Bergwelt erscheinen hier bloßgelegt, in einer Weise, wie es seitdem nur erst von Humboldt ab wieder geschehen ist.

Dieser Mann ist Marco Polo, gleich groß auf dem Gebiete der Erforschung in vertikaler wie horizontaler Linie, der Columbus der Gebirgskunde, der uns ebenfalls eine neue Welt, die mächtige Erhebungswelt im Innern des ausgedehntesten aller Continente, aufdeckte und, wie er mit seinen verlockenden Schilderungen auf der einen Seite indirekt zur Auffindung des Westwegs nach Ostasien, d. h. also zur Entdeckung Amerikas den Anstoß gab, so auch — ein Verdienst, das noch zu wenig gewürdigt wird — der Sporn zu dem modernen Riesenwerke, der Entschleierung Innerasiens wurde, in welchem Namen wie Humboldt, Ritter, Schlagintweit, Prschewalski und viele Andere als leuchtende Zierden unserer Zeit glänzen.

Marco Polo ist der Nachfolger und Ergänzer keines Geringeren als des großen Mazedoniers, der Alexander der unblutigen Gebirgsforschung, zugleich auch, obwohl von Haus aus ebenfalls von geschäftlichen Interessen geleitet, doch im Laufe der Zeit mehr und mehr sogar zum wirklichen wissenschaftlichen Forscher geworden, dem wir über die vielen von ihm betretenen und beschriebenen Gebirge nicht nur zahlreiche topographische, sondern auch ethnographische, zoologische (selbst ichthyologische), mineralo-

gische und speziell bergmännische, sowie botanische Notizen verdanken, die theilweise von großer Wichtigkeit sind, wie z. B. die Bemerkungen über den Rhabarber, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Das Hauptverdienst Marco Polos bezüglich der Gebirgskunde wird freilich immer ein topographisches sein. Und zwar besteht es nicht sowohl darin, daß er überhaupt eine ganze Menge der Welt bis dahin kaum dem Namen nach bekannter Gebirgsketten genauer fixirt hat, als darin, daß er als der erste abendländische und wissenschaftliche Reisende insonderheit die Pamir, den eigentlichen Wurzelstock des ganzen innerasiatischen Gebirgssystems, an's Licht zog. Wohl wurde dieser wahrhafte gordische Knoten von ihm noch nicht endgiltig gelöst, sondern derselbe verwirrte sich vielmehr in der Folgezeit noch mehrfach, aber wenn diese wichtigste aller orographischen Parthien heute durch hochverdiente Reisende aus den letzten Dezennien schließlich völlig klar vor uns liegt, so werden wir doch sagen müssen, daß den Anstoß zu dem interessanten Forschungswerke eben kein Anderer als Marco Polo gegeben, wie sich denn auch die Schriften eines Humboldt und Späterer häufig genug auf ihn beziehen. Das 28. Kap. des ersten Buches der „Reisen des Marco Polo" wird darum in den Annalen der Gebirgskunde für alle Zeiten einen der wichtigsten Abschnitte bilden.

Neben der Masse des von unserem Reisenden Erforschten kommt übrigens der Umstand noch besonders in Betracht, daß er uns über seine Forschungen auch einen zwar nicht sehr umfangreichen, dafür aber überaus klaren Bericht hinterlassen, dessen früher und noch bis in unser Jahrhundert herein angefochtene Treue gerade durch die neuesten Forschungen in das hellste Licht gestellt worden ist.

Allerdings ist dieser Bericht nicht so gehalten, daß er die Erlebnisse des Reisenden der Reihe nach wiedergiebt, vielmehr hat er die Form objektiver Schilderungen der betreffenden Gegenden,

indeß es läßt sich aus denselben, namentlich aus der gewählten Reihenfolge der Landschaften, das in Wirklichkeit eingehaltene Itinerär unter gleichzeitiger Scheidung dessen, was der kühne Mann selbst gesehen, nnd was er nur vom Hörensagen hat, leicht reconstruiren.

Bei der Wichtigkeit der vorliegenden Leistung gehen wir auf das Werk etwas näher ein, indem wir dabei zur Charakterisirung des Autors und seiner Forschungsart wie seiner Forschungsresultate möglichst seine eigenen Worte gebrauchen.[1]

Zuerst werden wir in das Gebirgsland Armenien geführt, durch das damals, wie schon erwähnt, eine vielbegangene Straße nach dem persischen Golf und Indien führte. Der stolze Ararat ist es, von dem wir hier eine zwar kurze aber immerhin interessante Schilderung erhalten. „In dem mittleren Theile Armeniens befindet sich ein sehr großer und hoher Berg, auf welchem, wie man sagt, die Arche Noäh nach der Sündfluth stehen geblieben ist. An seinem Fuße kann man ihn in nicht weniger als in zwei Tagen umgehen. Hinaufsteigen kann man nicht wegen des Schnees, der oben liegt und nie schmilzt, sondern nach jedem Schneefall noch zunimmt. In der niederen Gegend jedoch, nach der Ebene zu, wird der Boden durch das Schmelzen des Schnees fruchtbarer gemacht, und es besteht ein so üppiges Pflanzenleben, daß alles Vieh, welches aus den benachbarten Gegenden dahin zusammengetrieben wird, das reichste Futter findet."

Darnach tritt der Kaukasus auf, über den damals, wie ebenfalls bereits erwähnt, gleichfalls Viele den Weg nach Vorderasien nahmen. Es wird uns aus diesem großen Gebiete jedoch nur der in jener Zeit fast ausschließlich benützte uralte Paß von Derbend beschrieben. „Dies ist dasselbe Land, in welches Alexander der Große nordwärts vordringen wollte, aber nicht weit kommen

---

[1] Wir benützen die deutsche Uebertragung von A. Bürck („die Reisen des Venezianers M. Polo" ꝛc., 2. Ausgabe, Leipzig 1855.

konnte wegen der Enge und Schwierigkeit eines gewissen Passes, der auf der einen Seite vom Meere bespült und auf der anderen von hohen Bergen und Wäldern in der Länge von vier (italienischen) Meilen begrenzt wird, so daß wenige Leute im Stande wären, ihn gegen die ganze Welt zu vertheidigen. Als Alexander dem Großen der Versuch mißlungen, ließ er eine große Mauer am Eingange des Passes aufführen und befestigte sie mit Thürmen, um die, welche jenseits wohnten, abzuhalten, ihm Schaden zuzufügen. Wegen seiner außerordentlichen Festigkeit hat der Paß den Namen des eisernen Thores erhalten."

Weiterhin[1] lernen wir die Uebergänge aus dem Hochlande Persiens nach Ormus über die westlichen Grenzgebirge kennen, gleichfalls damals, wie früher angedeutet, viel begangene Pfade. Zwei derselben, die von der Landschaft Kerman ausgingen, werden uns vorgeführt. „Wenn man Kierman verläßt, so wandert man acht Tage lang auf gar freundlichem Pfade durch eine Ebene, in der man Rebhühner und anderes Wild im Ueberflusse findet; auch auf viele Städte, Schlösser und zerstreute Wohnungen stößt man, bis man endlich an einen beträchtlichen Berghang kommt, der zwei Tagereisen absteigt. Fruchtbäume werden in reichem Maße daselbst gefunden; die Gegend aber war früher sehr bevölkert, da sie jetzt ohne Einwohner ist. Man sieht nur Hirten darin, die ihr Vieh weiden lassen. In dem Theile des Landes, den man durchzieht, bevor man an die Bergneigung kommt, ist die Kälte so groß, daß ein Mann sich nur schwer gegen dieselbe durch viele Kleider und Pelze schützen kann."

Bei dieser Gelegenheit können wir übrigens die Beobachtung machen, daß der im Ganzen seiner Zeit so weit vorausgeeilte, sowie mit klarem, nüchternem Beobachtungsblick begabte Mann doch auch immer noch ein Kind seiner Zeit blieb. Von dem räuberischen Karaunas, die jene Uebergänge unsicher machten, erzählt

---

[1] Lib. I, cap. 13. Bei Bürck S. 92 ff.

er nämlich, daß sie „in Indien die Kenntniß magischer und teuflischer Künste erlangt" hätten, vermittelst derer sie eine Finsterniß hervorbringen könnten, daß die Leute am hellen Tage auf geringe Distancen sich nicht zu sehen vermöchten. Sie benützten dann die Gelegenheit zu tückischen Ueberfällen auf die Reisenden. Zur Bekräftigung dieser Behauptung fügt der Autor darauf noch hinzu, daß er selbst mit in eine solche „zauberkünstliche Finsterniß" gehüllt worden, daraus aber, freilich nicht ohne Verlust einiger Gefährten, in ein Schloß entkommen sei.[1]

Ohne Zweifel haben Hochgebirgsnebel, wie sie in jenen, große Temperaturextreme aufweisenden sowie dem Meere naheliegenden Gegenden besonders häufig sein mögen, den Grund zu der sonderbaren Fabel gegeben.

Hat sich die Schilderung bisher nur mehr an den Westrändern des eigentlichen Rumpfes von Asien bewegt, so führt sie uns weiterhin rasch in das wahre Herz desselben hinein. In demselben Maße aber, als sie so aus bekannteren und betreteneren Gebieten in die terra incognita einlenkt, wird glücklicherweise auch die bisherige kurze, skizzenartige Darstellung namentlich gerade betreffs der Gebirge zur ausführlicheren Beschreibung.

Dies gilt zunächst von den Alpenländern der Dschihunquellen, der Landschaft Badachschan, wohin uns das Buch aus Persien leitet. Das merkwürdige Hochland, trotz seiner Abgelegenheit eine Stätte uralter Kultur, seit Marco Polo und dem Pater Goës, wie Bürck[2] betont, bis in die Neuzeit von keinem Europäer wieder besucht, wird uns in anschaulichster Weise gezeichnet.

Der uralte, ausgedehnte dortige Bergbau, die mit Stollenanlage betriebene, als Regal behandelte Gewinnung der berühmten Balaß-Rubine, wie nicht weniger der Abbau von Lapis Lazuli, die Zucht trefflicher Bergpferde, deren Stammbaum sogar bis auf

---

[1] Lib. I, cap. 13 (Bürck S. 95) und cap. 14 (Bürck S. 102 u. 103).
[2] A. a. O. S. 434.

den Bucephalus Alexanders des Großen zurückgeführt wird und auf denen die Eingeborenen den steilsten Berg hinaufgaloppiren, „wo kein anderes Vieh zu laufen wagen würde“, das Vorkommen mehrerer trefflicher Falkenarten, die Tüchtigkeit der Einheimischen im edlen Waidwerke, der ansehnliche Getreidebau, die großartige Viehzucht, das und noch Anderes mehr lernen wir kennen.

Wahrhaft malerisch aber wird die Schreibweise unseres Autors, wo es sich um das eigentliche Hochgebirge handelt, von dem jener versteckte Erdenwinkel ringsum eingeschlossen ist. „Dieses Gebirge ist sehr hoch, so daß ein Mann von Morgen bis zur Nacht steigen muß, um den Gipfel zu erreichen. Es breiten sich aber in den Bergen weite Ebenen aus, mit Gras und Blumen bekleidet, und große Ströme mit dem klarsten Wasser stürzen sich durch die Felsklüfte. In diesen Flüssen findet man Forellen und viele andere Arten schmackhafter Fische. Auf den Höhen der Berge ist die Luft so rein und heilsam, daß die, welche in den Städten und in den Ebenen und Thälern unten wohnen, wenn sie vom Fieber oder von anderen Krankheiten befallen werden, sich augenblicklich hinaufbegeben und nach drei Tagen Weile daselbst ihre Gesundheit wieder erhalten. Marco Polo versichert, daß er an seiner eigenen Person diese Wirkung erfahren habe; denn da er nahe ein Jahr krank in diesem Lande darniederlag, wurde ihm der Luftwechsel auf diesen Bergen gerathen, wo er alsbald gesundete.“ [1]

Nachdem der Reisende hierauf noch den Weg von Badachschan nach Kaschmir, den er nicht selbst machte, sondern nur erkundete, flüchtig beschrieben und beispielsweise den eigenartig hochgebirgigen Charakter des letztgedachten Ländchens kurz aber treffend gekennzeichnet hat, läßt er die Reise aus dem oberen Oxusthale nach Kaschgar über die Pamir folgen, die, wie schon erwähnt, den Glanzpunkt seiner gebirgsforschenden Thätigkeit bildet.

---

[1] Lib. I, cap. 25 (Bürck S. 139).

„Wenn man dieses Land" (er hat zuvor von der östlich auf Badachschan folgenden Landschaft Vokan, dem heutigen Wakhan im oberen Oxusthale, gesprochen) „verläßt und drei Tage wandert, noch immer in nordöstlicher Richtung, Berg auf Berg übersteigt, so kommt man endlich auf einen Punkt, wo man glauben kann, daß die Berggipfel ringsum das Land zum höchsten in der Welt machen. Hier zwischen zwei Bergreihen sieht man einen großen See, aus welchem ein schöner lustiger Fluß strömt, der mit dem reichsten Grün bekleidet ist. Und diese Weide hat so gute Eigenschaft, daß das magerste Vieh, welches dahin getrieben wird, im Laufe von zehn Tagen fett wird. In dieser Ebene gibt es eine Menge wilder Thiere, vorzüglich Schafe von außerordentlicher Größe, welche Hörner von drei, vier und sogar sechs Spannen Länge haben. Aus diesen fertigen die Schäfer Löffel und allerlei Geschirr zu ihren Speisen; auch machen sie Zäune daraus, ihr Vieh darin zu hegen und es gegen die Wölfe zu schützen, von denen, wie sie sagen, das Land heimgesucht ist, und die große Verheerung unter diesen Schafen oder Ziegen anrichten. Die Hörner und Gebeine werden in großer Menge gefunden und daraus Haufen an den Seiten der Straße gemacht, um die Reisenden in der Jahreszeit, wo sie mit Schnee bedeckt ist, zu leiten. Zwölf Tage führt der Weg über eine erhöhte Ebene, die Pamer genannt wird, und da man während dieser ganzen Zeit auch keine Wohnung findet, so muß man sich vorher mit allem Nöthigen versehen. So groß ist die Höhe der Berge, daß keine Vögel in der Nähe ihrer Gipfel zu sehen sind, und wie außerordentlich es auch scheinen mag, es wurde versichert, daß wegen der Schärfe der Luft Feuer, die da angezündet werden, nicht dieselbe Hitze geben, wie in niedrigeren Gegenden, auch nicht so kräftig wirken bei Zubereitung der Speisen.

Wenn man diese Reise von zwölf Tagen zurückgelegt hat, so hat man noch vierzig Tage in derselben Richtung vorwärts zu wandern, über Berge und Thäler in stetem Wechsel, viele Flüsse

und Wiesenstriche zu überschreiten, ohne eine Wohnung oder irgend Grün zu sehen. Daher muß man Alles, was man bedarf, mit sich führen. Dieses Land heißt Beloro. Sogar mitten in den höchsten dieser Berge wohnt ein Stamm wilden, übelwollenden, götzendienerischen Volkes, welches von Thieren lebt, die es erlegen kann, und sich in dessen Felle kleidet." [1]

Der Weg aus Ostturkestan nach China, den der Autor darauf beschreibt, führte an den Nordhängen des Künlün-Gebirges und seiner östlichen Fortsetzungen hin und hierbei erhalten wir wieder manche interessante Aufschlüsse über die Natur dieser Erhebungen. So wird uns berichtet, daß dort in einem Berge außer Stahl, Zink und Antimon auch „eine Substanz von der Natur eines Salamanders" sich finde, „die zu Tuch gewebt und in das Feuer geworfen, nicht verbrennt. Die folgende Art sie zu bereiten, lernte ich von einem meiner Reisegefährten, einem sehr unterrichteten Turkomanen, der Curficar hieß und die Aufsicht über die Bergwerke der Provinz hatte. Die fossile Substanz, welche aus dem Berge gebracht wird, besteht aus Fasern, die denen der Wolle nicht unähnlich sind. Sie wird der Sonne ausgesetzt und getrocknet, dann in einem ehernen Mörser zerstoßen und darauf so lange gewaschen, bis alle erdigen Theile sich davon losgelöst haben; dann spinnen sie dieselben zu Faden und weben dieselben zu Tuch. Um nun das Gewebe weiß zu machen, legen sie es in's Feuer und lassen es ungefähr eine Stunde darin, dann

---

[1] Lib. I, cap. 28 (Bürck S. 145 ff.). Uebrigens liefert dieser ganze Passus wieder einen Beweis, wie Marco Polo auf der einen Seite ein echtes Kind seiner Zeit, voll Leichtgläubigkeit und Irrthum, war und wie andrerseits manche seiner Behauptungen doch auch Wahrheiten enthalten, die erst eine viel spätere Zeit wieder ans Licht stellen konnte. So fehlten auf der Pamir die Vögel nicht, weil die Berge zu hoch, sondern weil die ganze Gegend zu steril. Dagegen wurde die von unserem Reisenden zuerst mitgetheilte Beobachtung, betreffend das schwierige Anzünden von Feuer in großen Höhen u. A. von Humboldt auf den Cordilleren Amerikas glänzend bestätigt.

ziehen sie es, unverletzt von den Flammen und weiß wie der Schnee gebleicht, heraus. In derselben Weise reinigen sie es später wieder, wenn es Flecken bekommen hat, und es wird dabei keine andere Wäsche als die im Feuer angewendet.“ [1]

Weiterhin wird der Botanik ein wichtiger Beitrag geliefert. „In allen Bergen (der Provinz Tanguth) findet man den besten Rhabarber in großer Menge und Kaufleute, die ihn hier aufnehmen, verführen ihn nachher in alle Welt.“ [2]

In den zahlreichen Kapiteln seines Werkes, die China behandeln, lernen wir — und das dürfte ebenfalls als ein Hauptverdienst Marco Polos anzusehen sein — wenngleich nur flüchtig, das ausgedehnte Gebirgsland des westlichen Chinas sowie auch Tibets, Jünnans und das mächtige, vielverzweigte Erhebungsgebiet zwischen diesem und Barma kennen, bekanntlich bis an unsere Tage heran und theilweise auch heute noch eine wahre terra incognita. [3] Die Wege, die wochenlang „nur über Berge, durch Thäler und Wälder“ führen, ferner die hauptsächlichsten der dort lebenden wilden Thiere, als Löwen (Tiger), Bären, Luchse, Dammhirsche, Antilopen, Hirsche, verschiedene Moschusträger u. s. w., der großartige Getreidebau, der Handel, die hochentwickelte Industrie, beispielsweise die Schleierfabrikation, die Perlenfischerei, der Bergbau auf Türkise, der Gebrauch von kleinen Kuchen aus Salz, das in jenen Gebirgen sehr rar ist, als Geld, der Goldbergbau, kurz die ganze eigenartige und, wie es scheint, uralte Kultur dieser Alpenländer zieht an uns vorüber. Wir lernen

---

[1] Lib. I, cap. 38 (Bürck S. 181 f.). Der hier behandelte Stein ist bekanntlich der Asbest (Amiant).

[2] Lib. I, cap. 39 (Bürck S. 185 f.). „Das wilde Alpenland um Sining und Koko-Nor mit seinen Schneegebirgen ist die wahre Heimath der Rhabarberpflanze.“ „Marco Polo ist der Erste, der als Augenzeuge von ihrer Heimath spricht und sein Bericht wurde lange als fabelhaft gehalten.“ Bürck, ebenda not. 185 u. Ritter, allgem. Erdk. (Asien) II, 179—186.

[3] Lib. II, cap. 35 seq. (Bürck 338 ff.).

ferner das Bier kennen, das die Einwohner Jünnans sich aus Weizen bereiten, den großen, fischreichen See, den sie besitzen, das Pökelfleisch, das ihre Lieblingsspeise bildet, ihre Sitte, die Pferde zu anglisiren, die eigenen Zähne mit Goldplättchen zu belegen, Panzer aus Büffelleder zu tragen, sowie endlich den eigenthümlichen Gebrauch, daß nach der Entbindung der Frau der Ehemann sich längere Zeit zu Bette legt, u. A. m.

Schließlich wird noch des uns von Ibn Batuta her bereits bekannten Adams-Piks auf Ceylon gedacht, „der so felsenzerrissen ist und solche Schluchten und Abgründe hat, daß man, wie gesagt wird, ihn nicht ersteigen kann, außer mit eisernen Ketten, die man an den Felsen befestigt; mit diesen sollen einige Leute den Gipfel erreicht haben, wo das Grab Adams, unseres Urvaters sich befinden soll."

4. Die Russen im Altai.

Mit Marco Polo hatte die von Alexander so glorreich eingeleitete Erschließung der Gebirge des centralen Asiens durch das Abendland ihren Höhepunkt und im Allgemeinen auch ihren Abschluß gefunden. Sank doch bald nachher das Mongolen-Reich, das abendländischen Reisenden relativ so viel Freiheit gewährte, in Trümmer, und das mehr und mehr an seine Stelle tretende Osmanenthum verfolgte im Gegensatz dazu eine Politik der Ausschließung fremder, namentlich occidentalisch-christlicher Elemente, so daß die unter den Mongolen so belebten Gebirgspforten Innerasiens bald verödeten und schließlich einer Vergessenheit anheimfielen, aus der sie noch heute, trotz der großartigen Arbeit der letzten Jahrzehnte, nicht ganz wieder herausgeführt sind.

Nur mehr an den Rändern, die die centralen Hochlande des Continents gegen die Tiefebenen hin abgrenzen, findet sich, im Norden wie im Osten, Süden und Westen auch fernerhin noch eine rege explorirende Thätigkeit, aus der schließlich sogar die

große Periode der modernen Entschleierung der asiatischen Erhebungen herauswächst, die an Großartigkeit sich recht wohl mit der parallel daneben hergehenden Erschließung Afrikas messen könnte, welche freilich nach Lage der Sache, namentlich infolge des Reizes der Neuheit, den das fast noch jungfräuliche Afrika vor Asien, der Heimath uralter Kultur, voraus hat, ungleich mehr die Sympathie unserer Zeit besitzt, als jene.

Wir beginnen nach diesem allgemeinen Worte unsere Einzeldarstellung mit dem Nordrande, weil das Erschließungswerk dort zeitlich wie räumlich an die Errungenschaften in der Mongolen-Periode angrenzt. Die Russen, in so vieler Hinsicht die Erben Jener, sind es, mit denen wir es hier zu thun haben, und das Gebirge, um dessen Kenntniß sie in der beregten Periode, etwa von 1600—1800 sich verdient machen, ist der Altai.

Derselbe war, wie man weiß, dem klassischen Alterthum nicht bekannt. Vielmehr bildete damals der Jaxartes, der heutige Syr Darja, die Grenze des Wissens nach Nordosten hin.[1] Nichts desto weniger aber müssen die jenseits davon belegenen Gebiete und in denselben eben vor Allem die langgezogene Erhebung des Altai eine Stätte uralter Kultur genannt werden. Namentlich stand, wie schon früher erwähnt wurde, das metallurgische Gewerbe dortselbst und zwar sogar bis in den Ostflügel des ganzen Systems, bis in das daurische Hochland, das heutige Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge hinein, in höchster Blüthe. Eine reiche Sagenwelt, die zur Stütze eine große Zahl uralter Schürfe und Baue hat[2], zeugt davon noch in der Gegenwart.

Das Abendland wußte, wie gesagt, davon in der klassischen Zeit nichts, obwohl unzweifelhaft die Produkte jenes vorgeschichtlichen Bergbaues, namentlich Bronze, bis auf seine Märkte ge-

[1] Peschel, a. a. O. S. 8.
[2] Vgl. Ritter, Erdkunde II, 2. Aufl. S. 671 u. III, 333 ff.

langten.[1] Erst in der byzantinischen Zeit fällt, unseren früheren Ausführungen zufolge, ein Lichtstrahl in die Finsterniß jener entlegenen und so wilden Gebirgsmassen. Ebenso werden dieselben in der Mongolenperiode mannigfach, namentlich auch in mongolischen Urkunden, genannt. In einer der letzteren[2] heißt es beispielsweise, der Theil des „Kaukasus", der direkt von dem Strome Irtysch bis zum Japanesischen Meere streiche, sende zwei Arme aus, die den Irtysch auf beiden Ufern begleiteten bis zum Saisansee aufwärts, sie hießen „großer" und „kleiner Altai". Desgleichen wird in einer anderen mongolischen Urkunde selbst des Baikal-Sees gedacht, was, beiläufig bemerkt, auch schon in alten chinesischen Dokumenten geschieht.[3] Ferner haben wir früher darauf hingewiesen, daß die Mongolen ihre Königsgräber im Altai hatten. Derselbe spielte darnach für Dieselben die Rolle einer durch die Pietät geweihten Lieblingsstätte, ähnlich wie dies vom Shan-alin im chinesischen Norden in Bezug auf die chinesische Mandschu-Dynastie galt, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Dieses Gebirge ist es denn nun, das in der nachmongolischen Periode noch weiter in das Licht der Bekanntschaft für das Abendland heraustritt, und zwar in seiner ganzen Längenerstreckung, die Ritter, in Uebereinstimmung mit der angezogenen trefflichen mongolischen Abgrenzung, ebenfalls östlich erst mit dem Ochotskischen Meer ein Ende finden läßt.[4] Dabei werden einzelne Theile des gewaltigen Systems sogar schon so intensiv durchforscht, wie in der damaligen Zeit kein anderes der sämmtlichen asiatischen

---

[1] Herodot läßt selbst die Karawanenstraße erkennen, auf der jene metallischen Produkte zum Pontus gelangten. Ritter III, S. 336.

[2] Abulghasi Khan's Historie der Turktataren (1660), französ. Uebersetzung Leyden 1726, p. 385, Not. a.

[3] Ritter, a. a. O. II, S. 599.

[4] A. a. O. II, S. 316 und 472.

Erhebungen. Die Eroberung Sibiriens durch Rußland gab den Anstoß dazu.

Freilich die erste Occupation des ungeheuren Tieflandes jenseits des Ural durch den bekannten Kosaken-Hetman Jermak Timofeew († 1584) blieb zunächst noch von der mächtigen Südumwallung weit entfernt[1], wie nicht anders zu erwarten war. Bot doch das ebenere Land vorläufig dem kühnen Abenteurer Spielraum genug. Indeß gar bald mußten auch dorthin sich die Blicke der Russen wenden. Denn in jener Richtung, nicht nordwärts, gegen den eisgepanzerten, öden Ozean hin, lockten Handelsverbindungen mit bunten Völkerschaften, dorthin lag das alte China, als wohlgeordneter rühriger Handelsstaat längst bekannt, dort in den Grenzgebirgen endlich sollten, alten Sagen gemäß, die den Eindringlingen überall in Sibirien entgegenklangen, vor Allem die reichen Metallschätze[2], die von Greifen gehüteten Goldmassen des hyperboräischen Volkes der Arimaspen liegen, von denen die Fabeln des klassischen Alterthums sprachen. Nirgends wieder hat der Bergbau für die Geschichte eines Gebirges eine solche Bedeutung erlangt, als hier.[3]

Es sind aber nicht, wie man erwarten sollte, die westlichen Parthien der großartigen Erhebung, welche von den Russen zuerst entschleiert werden, sondern vielmehr die östlichsten Ansätze, das heutige Jablonoi- und Stanowoigebirge; denn während dort ihnen zahlreichere und kräftigere Nomaden-Horden entgegentraten, hatten sie es in den letztgenannten Gebieten mit dem schon mehr kultivirten und friedlicheren Volke der Dauren zu thun, das sich leichter verdrängen ließ.[4]

---

[1] Ritter, a. a. O. II, S. 565.

[2] Ebenda II, S. 603. An dieser Stelle wird gezeigt, wie die Gegend des Baikal-Sees eben durch Gerüchte von Erzreichthum zur Entdeckung durch die Russen gelangte.

[3] Daneben that allerdings auch der Zobelfang das Seinige. Denn die Felle wurden, je tiefer im Gebirge, um so kostbarer.

[4] Ebenda S. 566.

So ergiebt sich denn die interessante Thatsache, daß jetzt der Theil des Altai, welcher schon im 6. Jahrhundert im Abendlande bekannt wurde, noch unbeachtet und unenthüllt liegen bleibt, um erst mit dem Anfange des 18. Säkulums, gegen das Ende der Regierung Peters des Großen hin von Neuem an das Licht zu treten; während dagegen der Ostflügel, der „der klassisch-gebildeten Welt im Occident wie dem Mittelalter in ganz Europa, als läge er in nächtliches Dunkel gehüllt, völlig verborgen war“ [1], in ausgiebigster Weise durchzogen wird. Man sieht also, daß sich die Russen hier ein bedeutendes Verdienst um die Orographie erworben und damit in würdigster Weise das große Werk der Erforschung der Erhebungen Centralasiens eingeleitet haben, das sie bis in unsere Tage herein mit ebenso viel Energie wie Erfolg fortsetzten.

Zum Einzelnen übergehend, so war es vor Allem wesentlich, daß schon 1632 — fast 30 Jahre früher als Irkutsk — das ferne Jakutsk angelegt werden konnte.[2] Damit hatte man zu den beiden schon früher begründeten Plätzen Tomsk (1604) und Jeniseisk (1620) einen neuen Stützpunkt für die Entdeckungs-Expeditionen nach dem Transbaikalischen Gebirgslande gefügt.[3] Es lag nahe, von dort aus zunächst noch weiter gen Osten, bis zum Ende des Landes, bis an's Ochotskische Meer vorzubringen. So wurde 1639 das mittlere Stanowoi-Gebirge überschritten. Dies aber führte wieder zur Erforschung des westlicheren Zweiges dieser Erhebung und des anstoßenden Jablonoi-Zuges sowie vor Allem auch der so wichtigen Gebirgsumfassung des Baikal-Sees.

Die Expedition war nämlich am Meer von Kamtschatka bis zur Amur-Mündung vorgedrungen und hatte dort von den Dauren in dem Gebiete der nördlichen Quellflüsse dieses gewaltigen Stro-

---

[1] Ebenda S. 596.
[2] Ebenda S. 565.
[3] Ebenda S. 601.

mes gehört. Große Reichthümer sollten dort zu finden sein. Infolge dessen beginnt denn schon vom nächsten Jahre, 1640, ab von Norden her ein überaus eifriges Vorgehen gegen jene Gegenden, welches etwa 20 Jahre lang währt und in diesem kurzen Zeitraum in zwei gesonderten Strömungen einerseits die Gebiete des oberen sowie die des mittleren und unteren Amur, andererseits die Landschaft um den wichtigen Baikal-See und die beiden großen ostsibirischen Ueberlandwege nach China, die Straße von Nertschinsk (östl.), und die von Kiachta (westl.), entdeckt und eröffnet.[1]

Nur die Hauptdaten dieses großen und verdienstlichen Entdeckungswerkes, welches Leistungen aufzuweisen hat, die nach Ritter den Thaten eines Cortez in Mexiko nicht nachstehen, sollen hier kurz besprochen werden. So ward 1643 der Baikal-See zum ersten Male beschifft; 1647 drang Iwan Pochabow an der Selenga aufwärts über das Gebirge nach Urga (Kiachta-Straße). Auf der letztgenannten Route ging auch schon 1648 eine Gesandtschaft des dortigen mongolischen Khans nach Moskau, die 1650 heimkehrte. 1661 wird dem so erworbenen Terrain durch die Anlage von Irkutsk eine feste Stütze gegeben.

Daneben taucht auch bereits die östlichere Route, die durch das obere Ingoda-Thal geht, auf. Der kühne Abenteurer Beketow gelangt nämlich 1652 mit 100 Kosaken über die Wasserscheide zwischen Baikal-See und Amur in das Schilka-Thal und so an den Amur, während Pojarkow schon 1643 von der Lena, bezieh. deren rechtem Nebenfluß, dem Aldan, aus über das Stanowoi-Gebirge zum Oberlauf, Chabarow aber 1649—1652, ebenfalls von der Lena aus, indeß unter Benützung des Thales eines südlicheren Nebenflusses, der Olekma, über das Jablonoi-Gebirge zum Mittellauf jenes mächtigen Grenzstromes vordringt.

Auch das so erschlossene transjablonoische Gebiet, das dau-

---

[1] Siehe darüber Ritter II, S. 594 ff. u. S. 102 ff.

rische Gebirgsland zwischen den nördlichen Zuflüssen des Amur, wird wieder der Anlegung eines Stützpunktes gewürdigt. 1658 ersteht an der Schilka, auf den Südabhängen des Jablonoi-Zuges die Stadt Nertschinsk. Dieselbe erlangte zunächst schon Wichtigkeit als Ausgangspunkt für die östliche Route von Sibirien nach China, die nach Ueberwindung des Jablonoi-Gebirges dann noch den Chin-gan in Nordchina übersteigt und so in die Mandschurei führt. Der Verkehr auf dieser wie auf der westlicheren Kiachta-Straße wurde übrigens 1689 durch einen russisch-chinesischen Kongreß, für dessen Abhaltung man eben wieder Nertschinsk wählte, geregelt. Solchen Vortheil gewährte es, daß in diesem Theile des langgestreckten Altai-Systems zwei Kulturstaaten direkt an einander grenzten, während weiter westwärts, im hohen Altai, ungezügelte und unstäte Nomadenschwärme den Russen entgegentraten. Man kann sich denken, wie darum eben jener Ostflügel des langen Grenzgebirges um so viel eher, leichter und umfassender zur Besiedelung und zu weiterem Bekanntwerden gelangte.

Zu letzterem Erfolge trug übrigens der Umstand viel mit bei, daß zu jenem Kongreß chinesischerseits auch ein gelehrter Abendländer, der um die Geographie China's so hochverdiente Pater Gerbillon, von dem weiter unten noch zu reden ist, zugezogen wurde.

Allerdings da man in den damals festgesetzten Grenzbestimmungen jede Ueberschreitung der Grenze auf der ungeheuren Linie vom Baikal bis zum japanischen Meere streng untersagte und nur alle 3 Jahre auf den beiden erwähnten Straßen eine russische Karawane nach China gelangen lassen wollte, so wurde auch wieder ein lebhafterer Verkehr in jener gebirgigen Ecke unmöglich gemacht, dafür aber erlangten durch die Errichtung der Grenzsteine selbst viele der Details jener Gegend Bekanntschaft und konnten graphisch fixirt werden.

Außerdem entwickelt sich jetzt auf den beiden genannten Routen ein reger Austausch von Gesandtschaften, deren zum Theil

ausführliche Tagebücher ebenfalls manchen werthvollen Aufschluß ergaben. Besonders erwähnenswerth sind hier die Reise von Ides und Brand 1692 auf der Ostroute, d. h. über den Baikal nach Nertschinsk, dann weiter über das Chin-gan-Gebirge nach Tsitsicar (in der Manschurei) und Peking, vor Allem aber die vier Gesandtschaftsreisen des Lorenz Lange (aus Stockholm) in den Jahren 1715 bis 1736. Gelegentlich derselben wird (1727, auf der 3. Reise) auch die Weststraße vom Baikal über Kiachta betreten, die späterhin allein benützt werden sollte.[1]

Endlich trägt noch ein weiterer Umstand zur Erschließung des betreffenden Theiles des Altai-Zuges bei. Mit dem Jahre 1702 wird nämlich Nertschinsk eine Bergwerksstadt im eminenten Sinne des Wortes[2], deren werthvolle Gruben mehr und mehr zahlreiche Ansiedler in jene abgelegene Gebirgswelt von weither locken. Die metallischen Funde führten aber — und das war für die wissenschaftliche Gebirgskunde natürlich noch ungleich wichtiger — bald auch Gelehrte herbei, so zuerst den Naturforscher Messerschmidt aus Danzig, der in Czar Peter's Auftrag i. J. 1724 das daurische Gebirgsland bereiste und dabei auch Aufnahmen machte.

Die späterhin, namentlich unter Katharina II. von der Petersburger Akademie abgeordneten glänzenden Expeditionen zogen ebenfalls diese Erhebungsgebiete in den Kreis ihrer Beobachtungen und untersuchten das daurische Bergland nach seinen verschiedenen Theilen, Formen, Gaben und Productionen auf's Eingehendste.

Wir finden daselbst in den J. 1734 und 35 den bekannten Gmelin, der dort das Material für seine Flora Altaica sammelte; mit ihm kam, das politisch-historische Gebiet zu bearbeiten, G. Fr. Müller, dessen Schriften für jenes Terrain unsere ersten und gründlichsten geographischen Quellen bilden, dann der Akademiker

---

[1] Ritter, a. a. O. II, S. 104 ff.
[2] Ebenda S. 623 ff.

J. Eb. Fischer, der Feldmesser Louis de l'Isle de la Croyère, sowie 1772 die Akademiker Georgi und Pallas, von denen der Erstere den ganzen Baikal-See in wissenschaftlichem Interesse befuhr und der Letztere namentlich die Landschaften im Osten des Selenga-Thales bis zum Scheidegebirge gründlich durchforschte.[1]

Vom Osten wenden wir uns nun dem Westen, dem hohen Altai zu, der ebenfalls durch die Russen eine wenngleich etwas verspätete aber doch immerhin bedeutsame Erschließung erfuhr. Die Veranlassung ging hier vom Statthalter in Tobolsk, Fürst Gagarin, aus[2], der Proben von Goldsand nach Petersburg schickte, mit dem Vorschlage, um den Lagern jenes edlen Metalls nahe zu kommen, von Tobolsk aus eine Festungslinie in das Thal des oberen Irtysch zu führen, wo man jene vermuthete. Bei dieser Gelegenheit wurde dann das Altai-Hochgebirge erst förmlich entdeckt, durch die betreffenden Festungsanlagen aber auch die Kolonisation und Civilisirung jener Alpenländer ermöglicht. Namentlich mußte die Gründung von Semipalatinsk (1718) für die Aufschließung dieses Theiles der altaischen Bergwelt dieselbe Wichtigkeit gewinnen, wie Jenisseisk und Jakutsk für die östlichen Parthien.

Von dem obengenannten Orte aus spann sich nämlich die ganze Angelegenheit dann in der Weise weiter, daß man zunächst den Saisan-See zu erreichen suchte. Dies galt damals noch für so schwierig, daß Fürst Gagarin den Verbrechern, die sich zur Theilnahme an der Unternehmung erboten, die Gefängnißzellen öffnen ließ. Hundert Reiter, geführt von Iwan Kalmakow, erreichten so in der That auch 1717 das wichtige Wasserbecken, das sie sogar mit einem improvisirten Kahne befuhren. 1719 folgte eine zweite Expedition, die sich vom See aus ostwärts noch 10 Tagereisen weit in den Lauf des oberen Irtysch zwischen die Berge

[1] Ebenda S. 629.
[2] Ebenda S. 570.

des Altai hineinwagte, die man dabei zum ersten Male erblickte. 1720 schon wurde eine weitere Unternehmung in Scene gesetzt, bei der man weit in das Herz des Hochgebirges eindrang. Es wurde hierzu der südliche Arm des oberen Irtysch benützt. Zwölf Tage und zwölf Nächte fuhr man auf ihm abwärts. Schließlich griff ein Kalmückenheer von nicht weniger als 200000 Mann die kühnen Schiffer an, die nun trotz ihrer Artillerie den Rückzug antreten mußten. Der Kommandant, General Licharew, aber erfüllte noch des Czaren Auftrag und legte da, wo der Irtysch aus den Bergen tritt, die Zwingburg Ust-Kamenogorskaja, d. i. „Ausgangspunkt der Felsgebirge", an (1720).

Bald folgten auch in dieser Gegend Gelehrte den militärischen Pionieren, so 1733 Müller und Gmelin, und 1771, in Palla's Auftrag, der Student Sokolef.

Zu einer eingehenderen Bekanntschaft mit den inneren Theilen der nördlicheren Verzweigungen des Hochgebirgs aber führte hier ebenfalls wieder das Bergwesen. Und dabei war es, wo namentlich die deutsche, bezieh. die sächsisch-erzgebirgische Bergbauschule eine verdienstvolle Rolle spielte. Zum Beweis dafür sei nur an die deutschen Fachausdrücke, wie „Bergamt", „Blende", „Strecke", „Ort", „Gesenk" u. s. w. erinnert, die sich dort noch bis heute erhalten haben, obwohl sonst alles russifizirt worden ist.[1]

Die interessante Episode beginnt bald, nachdem der Ural bergmännisch entdeckt und erschlossen war. Beide Thatsachen stehen sogar in einem gewissen inneren Zusammenhang. Der Schmidt Nikita Demidoff von der Tula'er Gewehrfabrik hatte nämlich 1699 im Ural die ersten Eisenhütten begründet. Sein Sohn, Ak. Nik. Demidoff, begnügte sich aber mit diesen Werken nicht, sondern legte auch im Altai Gruben und Hütten an. Was ihn freilich bewog, eben dorthin sein Augenmerk zu richten, ob viel-

---

[1] Löwenberg, Geschichte der geogr. Entdeckungen von Magellan bis 1800, Leipzig 1885, S. 195.

leicht der Name Altai = der Goldene, das wissen wir nicht. Nach einer Version sollen im J. 1723 altaische Jäger an die in der Nähe befindlichen besoldeten Erzsucher Demidoff's Erzproben abgeliefert haben, die dann an den Letzteren selbst gelangten. 1730 konnte schon der Ort Barnaul gegründet werden. 1733 kam Gmelin auch hierher, das neu entdeckte Eldorado zu besuchen und zu beschreiben. Und 1735 nahm die Krone alle Werke an sich. „Sicherung nach Außen, verbesserte Administration im Innern, Anstellung tüchtiger wissenschaftlich und praktisch gebildeter Berg- und Hüttenmänner, sowie Bereisung der Landschaften durch Akademiker förderten nun nicht nur den Wohlstand der Population und der neuen Andsiedlungen, sondern verbreiteten auch die Wirthbarkeit der Gebirgslandschaften, zähmten ihre wilden Bewohner und machten den Fortschritt der geographischen Entdeckungen möglich, der in diesen Berggruppen ohne die Stütze des Bergdepartements unmöglich gewesen sein würde."[1]

Im J. 1745 glückte es, die Golderze des berühmten Schlangenberges aufzufinden und nun wurden erst recht „alle Thäler und Höhen näher ausgeforscht" wie auch „mit Dörfern und Ansiedlungen besetzt". Ebenso mehrte sich „die Zahl der Beobachter und Entdecker".[2] „Die Ursassen des Gebirgs, Nomaden und Jagdvölker, zogen sich in die hintersten Winkel der Thäler zurück, die ganze Gebirgsgruppe wurde zu einer Europäischen Kultur-Kolonie in der Mitte des asiatischen Kontinents." —

Ungleich weniger sah sich das eigentliche Mittelstück des altaischen Systems, das Sajanski'sche Gebirge, vom Glück begünstigt. Zwar waren angeblich schon frühe, 1616—1620, einige Kosaken dahin als Botschafter gegangen und sogar bis zum Ubsa-See gelangt. Ebenso hatte die „Embassade" Stepan Gretschanin's

---

[1] Ritter II, S. 579.

[2] Zu den schon früher Genannten (Gmelin, Müller, 1733, und Pallas, 1771) sei noch angeführt Falk, 1770.

1636 diesen Theil des Zuges gekreuzt, und ähnlich andere nach dieser[1], allein die Nachrichten über All' das sind zu spärlich und zu unsicher. Nur die Fixirung der Grenze hat auch hier, so weit sie überhaupt erfolgte, wieder manches Licht gebracht. Namentlich ist der Grenzkommissar Geodet J. Pesterew[2] zu nennen, der in den Jahren 1772—1781 in diesen Gebieten, ebenso wie im Ostaltai, werthvolle Entdeckungen und Aufnahmen machte, auch die sogenannten Schürf-Expeditionen führten manche wichtige kartographische Arbeiten aus.[3]

5. Die katholischen Patres in den Gebirgen Indiens und Chinas.

Kaum weniger merkwürdig, als die ohne Zweifel hochinteressante russische Invasion im Altai-Systeme, ist das, was ungefähr gleichzeitig im gerade entgegengesetzten Theile des weiten asiatischen Kontinents, im Süden, zur Entschleierung des mächtigsten Gebirges der Erde, des Himalaya, geschah.[4] Wir dürfen dasselbe übrigens um so mehr an die Altai-Episode anschließen, als, wie schon flüchtig erwähnt wurde, schließlich beide Erforschungswerke, das dort im Norden, und dieses hier im Süden, im Osten, in den russisch-chinesischen Grenzgebirgen, auf einanderstoßen. Dafür aber sind sie um so mehr verschieden hinsichtlich des Weges, auf welchem das Abendland in die betreffenden Forschungsgebiete gelangte.

Während nämlich die Randgebirge im Nordwesten und Norden Centralasiens in der Zeit der Mongolen und der nachfolgenden russischen Periode ihre Erforscher von dem mehr östlichen Europa aus und durch die Levante oder über den Ural, also auf dem

---

[1] Ritter II, S. 1066 ff.
[2] Ebenda S. 591.
[3] Ebenda S. 587.
[4] Ebenda III, S. 419—486. Vgl. Löwenberg, S. 168 ff. und 251 ff.

Landwege erhalten, ist die hier zu schildernde Himalaya-Erschließung bereits ein Werk aus der großen Epoche der von dem südwestlichen Europa ausgehenden gewaltigen maritimen Entdeckungsfahrten.

Kaum nämlich, daß die kühnen Unternehmer dieser letzteren die Küste des erstrebten indischen Wunderlandes erreicht hatten, so landeten hinter ihnen auch schon die Glaubensboten, die in ihrem Bekehrungseifer ebenso rasch in das Innere weiterziehen und bald bereits am Fuß der Himalaya-Berge auftauchen. Wie anderwärts sollten sie mit dem dann erfolgenden Eindringen in die Wildnisse dieser letzteren eben auch hier der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst leisten.

Allerdings war jene ungeheure Bergwelt, so wenig bekannt sie auch damals noch für die abendländische Kultur heißen mußte, doch für das interne asiatische Leben nichts weniger als jungfräuliches Terrain. Jahrhunderte, ja jedenfalls Jahrtausende vorher hatten fromme Pilger in großen Schaaren schon die Wege in das innere Heiligthum der grotesken Wildniß, bis zu den gefeierten Ganges-Quellen gefunden.[1] Ebenso ging über diese hohen Rücken hinweg frühe bereits ein bedeutender Handelsverkehr, wie sich nicht weniger auch Völkereinbrüche von Tibet her nachweisen lassen. Besonders lebhaft aber gestaltete sich die Ueberschreitung des kolossalen Scheidegebirges in den Jahrhunderten vor der islamitischen Invasion in Indien. Buddhistische Pilger ebenso wie politische Gesandte wanderten damals in großer Zahl zwischen China und Indien hin und her. So giebt „schon aus den Jahren 713 und 720 die Geschichte der Tsang-Dynastie China's in ihren Annalen interessante Berichte über die Gesandtschaften von Kaschmir (Kachymilo").[2] „Diese Daten sind aus einer Zeit, in welcher wir gar keinen Europäerbericht über jenes Hochgebirge kennen." Desgleichen figurirt unser Gebirge auch bereits auf alten bud-

---

[1] Ritter, a. a. O 442.
[2] Ebenda S. 422.

dhistischen Kartenwerken.[1] Ja unter den Mandschus erweiterte sich die Kenntniß und Thätigkeit der Chinesen bezüglich dieser weitverzweigten Erhebungen derart, daß behauptet werden konnte, es sei „erst durch die chinesische Kartenaufnahme der Tübetanischen Länder der Weg zur sicheren Erdkunde des Südrandes von Hochasien angebahnt werden".[2] In gleicher Weise verrathen auch die beschreibenden Werke der Chinesen, wie die Annalen des Khotan und die historische Bibliothek des chinesischen Strabo, des Matuanlin († 1322), eine Bekanntschaft mit den Territorien im Südwesten des himmlischen Reiches, die „über die Schneeketten des Himalaya-Zuges hinaus" bis zum Ganges und Indus reichte.[3]

Große Fortschritte machte die Aufschließung dieses Gebirges dann in der arabischen Epoche. Sultan Mahmud eroberte schon 1013 Kaschmir und von da an datirt der Lobgesang, mit welchem muhammedanische Autoren die Schönheit jenes Hochthales nicht müde wurden, der Welt zu verkünden. Gar bald geht der Siegeslauf des Islam auch über die Kämme hinweg nach Tibet, das als Königreich Tobbat vor unsere Augen tritt. Zu Ibn Batuta's Zeit hat sich der Muhammedanismus bereits sehr bedeutend in den Himalaya-Thälern ausgebreitet. Namentlich tritt auch schon Nepal, bekanntlich der die höchsten Gipfel des ganzen Systems enthaltende Gebirgsabschnitt, an's Licht. Dorthin ging der eben erwähnte berühmte arabische Reisende selbst an der Spitze einer Gesandtschaft im Jahre 1342. Goldbergbau und Landwirthschaft wurde dabei in jenem Berglabyrinth constatirt.[4] Ebendorthin hatte Sultan Muhammed in Delhi um die nämliche Zeit auch schon einen Heereszug mit 100000 Mann unternommen, in der

---

[1] So auf der Karte der Japanischen Encyclopädie von Inner-Asien aus dem 15. Jahrh. die nach den Materialien der buddhistischen Missionare seit dem 7. Jahrh. gefertigt ist. Ritter Bd. II, S. 396, und Bd. III, S. 423.

[2] Ebenda S. 465.

[3] Ebenda.

[4] Ebenda S. 425.

Absicht, so unter Anlegung von befestigten Stationen allmählich bis nach dem reichen China vorzudringen. Aber das chinesische Grenzheer warf die durch die langen Gebirgsmärsche geschwächte Armee zurück. Es wird uns sogar von einem bereits in das Jahr 1315 fallenden Versuch auf Nepal gemeldet, das den Islamiten um deßwillen besonders begehrenswerth erscheinen mußte, „weil durch sein Gebiet von jeher die Eingänge nach Tibet und China die gebahntesten waren". Endlich sehen wir die muhammedanische Mission zu Ibn Batuta's Zeit selbst auch schon in die südlichsten Parthien des langen Zuges, in das Bergland von Butan und Assam, eingedrungen. Auch dahinein reiste übrigens der große Geograph in eigener Person und lieferte uns von dorther sogar bereits eine naturwissenschaftliche Beobachtung. Er constatirte nämlich das häufige Vorkommen von Moschus-Gazellen in den tibetanischen Grenzgebirgen.[1]

Weiter wurde die Himalaya-Kunde auch durch die Mongolen befördert. Was dieselben für die westlichen Verzweigungen des Zuges, namentlich für das Hindukusch-Gebirge und das Hochland von Kabul geleistet haben, ist früher schon angedeutet worden. Hier soll nur noch dessen gedacht werden, was den Himalaya im engeren Sinne angeht. So finden wir Timur gelegentlich seines indischen Eroberungszuges (1398) am oberen Ganges und in den Vorketten des Hochgebirges bis gegen Kaschmir hin. Sein Urenkel Babur war „ganz vertraut" mit den von ihm 1525 eroberten Ländern am oberen Indus und Ganges. Doch beklagt er in der Geographie seines Königreichs mit Recht, daß er infolge der vielen kleinen souveränen Fürstenthümer im Himalaya nicht weiter in's Innere dieses Gebirges eindringen konnte.[2] Sein Enkel, der Kaiser Akbar († 1605), vermochte dafür aber in seinen berühmten „Institutionen" unsere Kenntniß von den „Stromthälern und

---

[1] Ebenda S. 427.
[2] Ebenda S. 450.

Höhenzügen" des Himalayas sehr zu erweitern. Er besiegte ja nicht nur Kaschmir, sondern reiste, von Wissensdrang getrieben, selbst wiederholt dahin und hielt überhaupt gern nahe am dortigen Gebirge Hof. In seinem Gefolge waren dabei (1598) auch die noch später zu nennenden Jesuiten-Patres Xaverius und Bened. Goës, die wohl als die ersten Europäer angesehen werden müssen, welche das Paradies von Kaschmir bewundern durften. Dem Enkel Akbars, dem Kaiser Aurengzeb, gebührt das Verdienst, selbst einen wissenschaftlichen Beobachter aus dem Abendland, den Franzosen Bernier, 1663 mit sich in die grandiose Welt des Himalaya geführt zu haben. Dieser kenntnißreiche Mann, der als kaiserlicher Leibarzt fungirte, konnte 3 Monate in Kaschmir weilen und hinterließ uns die lehrreichsten Berichte über jenes Wunderland.

Obwohl in solcher Weise die 3 Perioden, die buddhistische, die arabische und die mongolische, viel für die Himalaya-Kunde geleistet haben, so tritt doch namentlich für das Abendland das riesige Gebirge erst durch die katholische Mission hervor. Und zwar gab dazu wiederum, wie so oft, eine an sich gar nicht auf das Gebirge speziell gerichtete Absicht die Veranlassung.

Die Patres hatten nämlich am Hofe Akbar's von einem in Peking bekannten Kaschgarer gehört, daß man auch zu Land nach China, wo das Christenthum schon große Erfolge errungen haben sollte, gelangen könne. Diesen Weg nun suchten sie und dabei mußte schließlich das Himalaya-Gebirge und das Hochland von Tibet an's Licht treten. Freilich zuerst machte man noch einen großen Umweg, der den eigentlichen Himalaya-Zug rechts liegen ließ.

Es war Pater Bened. Goës, der 1602 mit einer Karawane über den Hindukusch und Kaschgar unter ungeheuren Schwierigkeiten wirklich glücklich bis nach der fernen chinesischen Hauptstadt gelangte. Gar bald aber mußte das Gelingen dieses Wagnisses den Gedanken nahe legen, nun auch den direkten Weg über den Himalaya zu versuchen. Der kühne Missionar, dem auch dies zuerst gelang, hieß Antonio de Andrada, ein Portugiese, wie die

meisten der hier in Frage kommenden Männer. Er war begleitet von seinem Ordensgefährten Manuel Marquez, und trat seine Reise, eine der außerordentlichsten, die je ausgeführt wurden, im J. 1624 an. Dieselbe ging im Allgemeinen von Delhi über Sirinagur durch die Gangesthäler aufwärts und über den Hochpaß des Mana zum Setledsch, in das Land Undes, nach Tschaprang, wo der tibetanische Herrscher, den aufzusuchen die Patres kamen, residirte. Bei dem außerordentlichen Interesse, den die wahrhaft tollkühne Bergfahrt beanspruchen muß, können wir es uns nicht versagen, auf ihre Einzelheiten noch näher einzugehen. [1]

Unsere Reisenden hatten das Glück, sich für den ersten Theil der Tour einer Karawane von Hindu-Pilgern anschließen zu können, die den Wallfahrtstempel von Badri-Nath zu besuchen ging. „Solchen Wallfahrten der Hindu-Pilger bis zu den höchsten Quellen und Schneewiegen der Ganges- und Indus-Arme hinauf in die Aetherregionen verdankt, als Wegweisern, in der folgenden Zeit fast überall die Erdkunde den großen Fortschritt der Entdeckungen im Himalaya-Gebirge, weniger wie anderwärts dem Handelsverkehr oder der Kriegführung" (Ritter). Von Delhi brach man in angemessener Verkleidung auf und befand sich nach 15 Tagen am Fuß der Gebirge. Hier sahen sich die kühnen Männer einige Tage als verdächtige mongolische Ausreißer festgehalten, sie entkamen jedoch und begannen nun „mit großer Freudigkeit", wie Andrada selbst sagt, das Gebirge zu ersteigen, „das sehr hoch und rauh ist". Die Beschwerden waren denn allerdings auch nicht gering. An der einen Seite starrten senkrechte, wie behauene Felsenwände empor, während an der anderen

---

[1] Ritter S. 441 ff. Wir unterlassen nicht, hier noch ausdrücklich des Ausspruches des großen Geographen (S. 443) zu gedenken, daß die „naive und treuherzige Erzählung" aus dem Munde Andrada's durch Webb und Rapers Entdeckungsreise i. J. 1808, also rund 200 Jahre später, in überraschendster Weise als völlig getreu bis in die kleinsten Details hinein sich erwies.

tiefe Abgründe gähnten, in denen der große Ganges vorüberrauschte, voll Felsen, voll Getös und voll Widerhall. An vielen Stellen mußten die Wanderer rücklings wie auf Leitern emporklimmen. „Die Hindu-Pilger indeß, wenn auch alt und bejahrt, stiegen doch freudig darüber hinweg zu ihren Götzen, wir", sagt Andrada, „mit jüngerer Kraft aber zur Ehre Jesu Christi."

Der Marsch passirte viele Pagoden „von köstlicher Arbeit", in denen Ampeln brannten; „ihr Inneres voll Götzengestalten, denen Yogi's aufwarteten, so häßlich wie Teufelsdiener; einer sogar alt, mit langem Haar und Nägeln (ein Büßender oder Sanctus), der da stand wie ein Bildsäul, und nahm die Verehrungen und Lobsprüche der Heidenpilger auf, die sich vor ihm niederknieten und selbst die Füße ihm küßten".

Weiterhin folgten herrliche Wälder mit den verschiedenartigsten Bäumen und Stämmen, zwei- bis dreimal höher als der Kirchthurm zu Goa, desgleichen köstliche Blumen, Waldblüthen und Früchte sowie rauschende Quellen. Auch der Menschenschlag erschien dem aufmerksamen Pater ganz anders als im hindostanischen Tieflande.

In Sirinagur, der Hauptstadt des Landes und Residenz des Radja, werden die heiligen Väter abermals Objekte mißtrauischster Beobachtung, indeß kommen sie auch hier glücklich durch und haben nun 15 Tage lang eine etwas leichtere Bergwanderung, bis sie „das andere Gebirge" (d. h. die Hauptkette des Himalaya) erreichten, „das voll Schnee lag und wo es sehr kalt war".

Der Ganges mußte jetzt oft übersetzt werden, und zwar nicht, wie auf dem Rückwege, mittelst der bekannten Hängebrücken an aufgespannten Seilen, als vielmehr auf Schneebrücken, die den Strom oft große Strecken weit überwölbten. Schauervoll war der Anblick, wenn sich auf der hohlen, trügerischen Decke unter dem Tritte der Wanderer hie und da schreckliche Löcher zur dunklen Tiefe öffneten, in der der heilige Ganges mit furchtbarem Tosen dahin strömte.

Endlich, nach 1½ Monate anstrengendsten Marsches, war das vorläufige Ziel, die an der Grenze des Landes Sirinagur liegende Wallfahrtspagode Bhadri-nat'ha erreicht. Nur 3 Monate ist die Gegend schneefrei, in der übrigen Zeit wird sie verlassen und die Bewohner ziehen 3 bis 4 Tagereisen tiefer ins Thal hinab. An diesen Letzteren beobachtete übrigens der nichts übersehende Pater einen völlig anderen Typus, als die übrigen Einwohner des kleinen Staates von Sirinagur offenbarten.[1]

Von den warmen, sagenumkränzten Quellen des heiligen Tempels ab, in welchen die Hindus die vorschriftsmäßigen Waschungen vornahmen, begann nun der mühseligste Theil der Fahrt. Zunächst freilich mußten die Patres im letzten Dorfe des Landes noch einige Tage warten, bis der nahe Hochpaß schneefrei wurde. Denn die weite winterliche Wüste zwischen dem Orte und dem Lande Tibet konnte nach Aussage der Gebirgler nur während zweier Monate im Jahre begangen werden.

„Gleich hinter dem Dorfe fangen die großen Berge an, durch welche man allein 20 Tage jener zwei Monate zu steigen hat, ohne alle Wohnungen, ohne etwas Anderes als Schnee zu finden, der dort das ganze Jahr hindurch niederfällt. Doch werden während jener 2 Sommermonate etliche Halden der Bergpassage von Schnee entblößt; wo er aber liegen bleibt, ist er mächtig und hart genug, um darüber weg zu schreiten. Brennholz fehlt, zur Nahrung nimmt man Hafermehl mit, das man mit Wasser mengt, denn kochen kann man nichts. Es sterben viele Wanderer auf der Durchreise; sie sagen, von giftigen Dünsten, die aus dem Erdboden hervortreten. Die Menschen fallen ohne schmerzliche Empfindung in Ohnmacht und sind in einer Viertelstunde schon todt." Es zeugt dafür, daß es unserem geistlichen Herrn auch an kritischem Blicke nicht fehlte, wenn er hier hinzusetzt, daß die

[1] Auch dies bestätigt Raper, der einen mehr tartarischen Menschenschlag da oben findet.

wahre Ursache solcher Unfälle wohl eher die große Kälte und der Mangel an Speise, dem auch Mangel an Wärme folgen müsse, sein dürfte.

Leider wurde der unfreiwillige Aufenthalt im besagten Dorfe der kleinen Expedition verhängnißvoll. Man erfuhr nämlich, daß der Radja die Weiterreise verhindern wolle. Daher beschloß Andrada, allein aufzubrechen. Er erforschte den Weg und die Zeit, ließ seinen Ordensbruder im Dorfe zurück, und machte sich eines Morgens früh heimlich davon. Zwei Jungen, die Christen geworden waren, und ein Wegweiser aus dem Berglande waren seine Begleiter, mit Jagdtaschen voll Speise versehen.

Zwei Tage marschirten sie durch Schnee, am dritten Tage wurden sie von nachgesendeten Boten des Landeshauptmanns ereilt, welche den Wegweiser durch Drohungen, daß sein Weib und Kind sonst sterben müsse, zur Rückkehr bewogen. Auch Andrada bedrohten sie mit der Rache an seinem zurückgebliebenen Ordensgefährten, alle seine Habe würde verloren gehen, und wenn er allein reisen wollte, werde er doch auch sterben müssen. Hierauf wandte sich der Wegweiser zurück, Andrada aber betete zu Jesu und wanderte weiter. Die Mühseligkeit ward nun unbeschreiblich. „Bis an die Knie im Schnee wandernd, sanken wir oft noch tiefer ein, mußten uns oft ganz niederlegen, um nicht noch tiefer zu sinken, schliefen Nachts auf dem Schnee, hatten nur „„Golter““ zur Unterlage, und wurden in der einen Nacht mit neuem Schneefall bedeckt.“ Doch kamen die Wanderer endlich auf die oberste Höhe der Berge, von wo der Ganges seinen Ursprung hat, aus einem großen Teiche, aus dem auch ein ander Wasser nach Tibet abfließt.[1] „Unsere Augen waren durch den blendenden Schnee“, sagt Pater Andrada weiter, „schon so übel zugerichtet, daß wir

---

[1] Dies ist ein Irrthum. Nach Tibet geht dort kein Wasser. Doch stimmt nach Walker's Map of India das Entspringen des (Vischnu-) Ganga aus einem kleinen See. Vgl. Ritter III, S. 445.

nicht mehr gut sehen mochten.“ Er wurde in der Folge auf 25 Tage so blind, daß er sein Officium nicht beten und nicht einen Buchstaben im Brevier lesen konnte.

„Auf der Bergeshöhe angekommen, zeigte sich jedoch eine große Ebene des Landes Tübet, aber bei unsern bösen Augen sahen wir nur, daß alles weiß war. Die Wahrzeichen, die wir bis dahin zum Fortkommen gehabt, hörten auf, und doch waren wir nicht mehr als 5 Meilen fern von der königlichen Hauptstadt, wie sich später ergab. Doch konnten wir unmöglich weiter; alles war voll Schnee, die Provision zu Ende, der Durst nicht zu stillen, die beiden Jungen so elend, daß ich ihnen den Bissen in den Mund stecken und die Schuhe ab- und anziehen mußte. Wir entschlossen uns nun, daß sie über den Berg zurück in das Dorf Mana gehen sollten, wo ich den Ordensbruder gelassen; den Weg konnten sie in 6 Tagen zurücklegen, ich wollte hier an einem Felsstück in Schutz verharren, wo Wasser war, nahe an obgesagtem Teiche. So hoffte ich mit etwas Proviant so lange mein Leben zu fristen, bis der Bruder mir aus dem Dorfe neue Vorräthe nachschickte, und Gott mir Hülfe und Geleit sendete bis nach Tübet hin. Die Jungen nahmen nun Abschied, sie sollten sich beeilen und konnten es auch, weil ihr Weg immer bergab ging. Aber allein? Sie weinten, ich bin daher mit ihnen selbst wieder zurück gereiset 3 Tagereisen weit. Aber am dritten Tage rief uns eine Stimme entgegen: gute Botschaft, lieber Bruder! Diese Botschaft kam aus Antrieb derer von Mana; sie besorgten, wenn mir ein Unglück widerführe, so würde der König von Tübet sie hart dafür bestrafen. Welch ein Trost! Sie brachten uns Hafermehl und Honig mit, auch Kleider und Decken. Der Bote blieb uns nun 3 Tage lang Wegweiser, bis wir einen Ort erreicht, wo wenig Schnee, aber Felshöhlen, in denen wir uns verweilen konnten. Dort haben wir etliche Tage ausgeruht, bis der Frater mit dem Geleit einer Kafila (Karawane), die ihm zu Liebe etwas früher aufbrach, zu uns gelangte. Welche Freude

bei der Zusammenkunft!“ „Mit dem Ordensbruder sind wir noch einige Tage“, fährt Andrada fort, „an demselben Orte verblieben, bis der Schnee abgenommen, und etwa nach einem Monat sind wir auf eben dem Wege fortgezogen, auf welchem wir uns früher verirrt hatten. Die Beschwerde war jetzt weit geringer, aber doch konnte ich meine Augen noch nicht gebrauchen; auch die Gebirgsleute konnten sich durch Schirme gegen den blendenden Schnee nicht hinreichend schützen und hatten Augenweh. Der König von Tübet hatte indeß Botschaft von uns erhalten; er schickte uns 2 Männer zu unserm Beistand entgegen, und ließ der Kafila befehlen, für uns zu sorgen wie für sein Eigenthum; an mich schrieb er, ich sollte in sein Land fröhlich und wohlgemuth einziehen, er wolle mir reichen, was ich bedürfte. Dies geschahe, weil der König schriftlichen Bericht von unserer Ankunft als von ganz fremden Leuten erhielt, wie man sie nie bei ihm gesehen habe. Drei Tage vor der Ankunft in seiner Residenz schickte er uns 3 Pferde entgegen, und in der Stadt erhielten wir gute Aufnahme, Quartier und bald Audienz.“ Die Reisenden fanden den König und seine Gemahlin ungemein wohlwollend, und ungeachtet beide sich in der Person der Fremdlinge, die sie für Händler mit Perlen und Edelsteinen gehalten, auf die sie sehr begierig gewesen, geirrt hatten, doch sehr empfänglich für ihre dogmatischen Mittheilungen.

Die Rückreise erfolgte auf dem gleichen Wege und im Anschluß an dieselbe Karawane, mit der man die letzte Strecke der langen Tour zurückgelegt hatte. Die ungeheuren Strapazen aber blieben jedenfalls nicht ohne Einfluß auf des trefflichen Paters Gesundheit, denn er starb schon 1634 zu Goa. Daher ist es übrigens wohl auch zum guten Theil erklärlich, daß sobald kein weiterer Glaubensbote durch das geöffnete Thor nach Tibet drang.

Erst mehrere Jahrzehnte später wird dasselbe wieder von der Jesuitenmission aufgesucht, diesmal aber bereits von der entgegengesetzten Richtung, von China her. Ein weiterer Fortschritt besteht darin, daß jetzt auch wirklich die eigentliche Hauptstadt des

Landes, H'lassa, und das Brahmaputrathal, erreicht und zuletzt sogar die mächtigste Himalaya-Parthie, das Gebiet von Nepal gekreuzt wird. Dazu kommt, daß auch vorher schon, um H'lassa zu gewinnen, die Reise wichtige Gebirgsgegenden, nämlich die Gebiete am Kukunor, Theile des Kün-Lün und das ganze Innere von Tibet berührt hatte.

Wir sehen also, daß hier abermals eine Gebirgswanderung im großartigsten Maßstabe vor uns liegt, die in der That auch nicht weniger als 214 Tagereisen nöthig machte. Leider nur sind wir gegenüber dieser außerordentlichen Leistung nicht so günstig gestellt, wie bei jener von Andrada. Denn hier bilden lediglich Briefe des einen Theilnehmers (Grubers) an seine Freunde eine dürftige Quelle.[1]

Die wichtige Reise war nicht eigentlich eine Missions- als vielmehr eine Gelegenheitsreise. Die Patres Gruber und Dorville, bis dahin in Peking stationirt, wollten nach Europa zurückkehren. Sie fanden jedoch den Hafen von Macao blokirt und schlugen daher, es war im Jahre 1661, im Juni, den Landweg durch Tibet nach Indien ein, den vor ihnen nach Löwenberg nur Odorich von Pordenone (nach Ritter noch kein Europäer) eingeschlagen haben sollte, ohne daß wir aber darüber einen Bericht hätten.[2]

Unsere beiden Jesuiten wanderten zunächst von der chinesischen Kapitale in das Thal des mittleren Hoangho, dann, den großen, nach Norden gerichteten Bogen dieses Flusses abschneidend, über Hsinganfu nach Hsiningfu im Gebiete des oberen Hoangho. Von da erreichten sie den wilden Hochlands-See Kukunor, den

---

[1] Löwenberg, a. a. O. S. 172 ff. Ritter III, S. 453 ff.

[2] Ritter meint auch, daß nach Gruber kein Europäer den Weg gemacht. Dies that jedoch, in umgekehrter Richtung, von Indien über Tibet nach Peking, 1729—37 der Holländer van de Putte, der dann über Hinterindien und Assam nochmals nach H'lassa und von da nach Indien ging. Löwenberg, a. a. O. S. 174.

sie als Quelle des „gelben“ Flusses ansehen. Nachdem sie hierauf durch ein ödes Hochland Toktokai gezogen waren, gelangen sie nach dreimonatlicher äußerst mühseliger Wanderung endlich wirklich wohlbehalten in der tibetanischen Kapitale an.

Von hier brauchten sie wieder einen ganzen Monat, um über die hohen, rauhen Himalaya-Pässe, wo ebenfalls Sagen von giftigen Ausdünstungen des Bodens gingen, Kuti, die erste Stadt in Nepal, zu erreichen. Ueber Katmandu, die nepalische Hauptstadt, kamen sie schließlich nach Patna am unteren Ganges. Die Strapazen waren aber so immense gewesen, daß Dorville kurze Zeit nach der Rückkehr starb. Und doch trug, wie schon erwähnt, im Einzelnen diese großartige Reise der Erdkunde so wenig Nutzen ein. Speziell für die Gebirgskunde hatten die wackeren Patres derartig geringen Sinn, daß sie beispielsweise nicht einmal die kolossalen Eisgipfel, an denen sie doch dicht vorbei hatten ziehen müssen, mit einem Wort erwähnen. Für uns als Deutsche dürfte indeß die Thatsache, daß der eine der beiden Helden, Gruber, ein Landsmann von uns war, immerhin eine gewisse Befriedigung gewähren. Ein Deutscher der erste Europäer in dem ungeheuerlichen Gebiet von Nepal im 17. Jahrhundert, und Deutsche, die Brüder Schlagintweit, die ersten wissenschaftlichen Erforscher des mächtigen Zuges im 19. Jahrhundert.

Fünfzig Jahre später sehen wir abermals einen Missionar das Himalaya-Gebirge und zwar wiederum auf einem neuen Wege überschreiten.[1] Es ist Pater Desideri, der mit seinem Ordensbruder, Manuel Freyre, Ende März des Jahres 1714 von Delhi aufbricht, um über den Paß Pir Pangial zunächst Kaschmir zu erreichen, wo überwintert wurde. Im Mai des nächsten Jahres erfolgte dann der Uebergang nach Leh oder Ladak im oberen Indus-Thale, das man nach vierzig Tagen vor sich sah. Von da

---

[1] Löwenberg, a. a. O. S. 251 ff. Ritter III, 434 ff.

brach man am 17. August wieder auf und gelangte nach H'lassa am 18. März 1716.

Die Wanderung war, wie man sich sagen kann, nicht wenig beschwerlich. Schnee, Kälte, Stürme, schlechte Wege verursachten manche Pein. „Die über einander gethürmten Berge lassen kaum einige Schluchten zwischen sich, durch welche Sturzbäche mit einem Getöse herabfallen, welches in dieser Umgebung den kühnsten Reisenden mit Schrecken erfüllt. Die Steige sind mitunter so schmal und gefährlich, daß man kaum Fuß fassen kann und der geringste Fehltritt den Wanderer der Gefahr aussetzt, in den Abgrund zu stürzen. Um von einem Berge zum anderen zu gelangen, hat man Seilstege aus Bast und Baumzweigen geflochten, und ist oft genöthigt, die Schuhe auszuziehen, um mit weniger Gefahr zu gehen. Dazu kommt noch die veränderliche Witterung und die schlechte Nahrung, welche wegen Holzmangel nicht einmal aus gekochtem Mehlbrei besteht. Die Nächte bieten wenig Erholung, da man sie auf Schnee und Eis zubringen muß. Bei Tage aber ist der Reflex der Sonnenstrahlen so gewaltig, daß man Gefahr läuft, zu erblinden. Um das Uebel voll zu machen, trifft der Reisende alle zwei Tage noch Mauthbeamte an, die sich nicht begnügen, die gewöhnlichen Zölle abzunehmen, sondern die Reisenden völlig martern und ausplündern."

Trotz Alledem werden infolge der Bekehrungsversuche in Tibet die Wanderungen über die Himalaya-Kette von Seiten der Patres immer gewöhnlicher. In Katmandu entsteht Angesichts der höchsten Hochgipfel der Erde schon 1715 ein Kapuziner-Hospiz. Ebenso werden Hospize auf den Mittelstationen des weiteren Gebirgsweges nach Tibet angelegt. Infolge dessen bildete sich auch bald bereits eine eingehende Literatur über jene wichtigen Gebirgsländer aus, unter denen die Arbeiten des Paters Horazio de la Penna († 1745) die werthvollsten sind. Ja es kam selbst zu Aufnahmen von wichtigen Hochgebirgsthälern. So besonders durch den Jesuitenpater Tiefenthaler, einen Tyroler, der von 1766 bis

1771 das Gebiet zwischen der Landschaft Kemaun und Nepal bereiste.

Dieser geistliche Herr war auch der Erste, „welcher die Aufmerksamkeit auf die kolossalste Gebirgsgruppe der Erde, auf die Riesen des Dhawalagiri gerichtet hatte, ohne daß dies weiter beobachtet wurde." Er giebt in seinem Werke sogar schon Abbildungen von den über 20 Meilen von O. nach W. sich erstreckenden imposanten „Weißen Bergen", doch ist das Machwerk leider nur kümmerlich ausgefallen.[1]

In ein ganz neues Stadium trat die Himalaya-Forschung durch die Engländer in dem letzten Drittheil des Jahrhunderts. Mit Missionen, nur jetzt politischen Charakters, beginnt auch diese Epoche. G. Bogle geht im Mai 1774 aus Indien nach Tibet, ebenso Sam. Turner und Genossen in den Jahren 1783 bis 84. Bemerkenswerth ist es, daß dabei zum ersten Male der Weg durch die Gebirge Butans eingeschlagen und Ortsbestimmungen ausgeführt sowie Wegkarten angefertigt wurden. Von da ab datirt die große Aera der englischen Arbeiten im Himalaya, die indeß, weil der neuen Zeit angehörig, außerhalb des Rahmens unseres Buches liegt. —

Auch in China leisteten, wie zum Theil schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die katholischen Missionare Erkleckliches für die Gebirgserforschung, namentlich auch in kartographischer Beziehung. Allerdings fanden sie den Boden hier wohl vorbereitet.

Die Chinesen haben ja nach ihrer eminent praktischen und nüchternen Beanlagung eine ganz bedeutsame Eignung für die Erdkunde, die Wissenschaft von den thatsächlichen Verhältnissen der Erdoberfläche. Dazu gab ihnen die enorme Ausdehnung ihres Reiches und die dadurch erzeugten großartigen Feldzüge, Gesandt-

---

[1] Pater Jos. Tiefenthalers histor. geogr. Beschreib. von Hindustan, herausgeg. v. J. Bernoulli, Berlin 1785. 4. Bd. Tabul. XXIV, 1.

schaftsreisen u. s. w. Gelegenheit genug zu entsprechenden Beobachtungen und geographischer Bereicherung ihrer Kenntnisse. Der missionirenden Thätigkeit des Buddhismus endlich und des außerordentlichen Gewinnes, den dieselbe für die Erdkunde hatte, ist schon gedacht worden.

Namentlich aber mußte bei der in so hohem Grade gebirgigen Beschaffenheit des Terrains, das als Ausbreitungsgebiet im Rücken der Chinesen lag, eben die Gebirgskunde durch China viel profitiren. In der That finden wir denn auch, entsprechend dem so hohen Kulturgrad des Volkes in alter Zeit, schon früh chinesische Reisende in allen möglichen Erhebungen von Central- und Ostasien, über deren Thaten wir infolge der großen Schreibseligkeit des chinesischen Elementes meist auch eingehende, getreue, mitunter selbst malerische Berichte erhalten haben. Aus Alledem konnte sich dann ebenso auch frühe schon eine förmliche chinesische Landeskunde mit mancherlei wissenschaftlichen, namentlich kartographischen Ansätzen entwickeln.

Aus dem reichen Material sei nur einiges Wenige hervorgehoben. So wird beispielsweise in der großen chinesischen Reichsgeographie bereits das Thianschan-Gebirge, in welches u. A. der chinesische Gesandte Vam-Yen-te bereits 982 n. Chr. mittelst beschwerlicher Schneewanderung[1] eindrang, eingehend und selbst poetisch beschrieben. „Das Gebirge des Bogdo bei Urumtsi ist mit Eis und Schnee bedeckt, welche den Glanz der Sonnenstrahlen reflectiren, sein Gipfel steigt hier bis in die Wolken und verbirgt zuweilen Mond und Sonne." Interessant ist auch das durch angestellte Leute täglich früh wiederholte Stufenhauen auf den dortigen Gletscherpässen, das uns gleichfalls alte chinesische Urkunden sammt den großen Fährlichkeiten der Gletscherwanderungen eindrücklich schildern.

Ferner wird selbst die Pamir, diese crux der Geographen bis

---

[1] Ritter II, 349.

in die Neuzeit herein, von den Chinesen schon frühzeitig gekannt und richtig erkannt. Der Pilger Hiüan-Thsang, der 650 n. Chr. über dieselbe nach Kaschgar drang, bezeichnet sie treffend als ein mittelst Aufstiegs über hohe Gebirge und vorgelagerte Erhebungen zu erreichendes Thal, Namens Pamilo, das 50 Meilen lang und 5 Meilen breit sei. Es ziehe sich zwischen zwei Gebirgsketten hin, die mit Schnee bedeckt seien. Es herrschten dort Nebel, und Schnee falle das ganze Jahr, auch im Sommer, der Boden sei mit Salztheilen geschwängert, der Pflanzenwuchs gering, die Gegend unbewohnt. Schließlich wird auch der dort belegene Drachensee, der eine Art Drachen mit vier Pfoten und schlangenähnlichem Körper, sowie einen mit harter Schildhaut bepanzerten Fisch (Tho) und Schildkröten berge, desgleichen die dort sich aufhaltende, aus Schwänen, wilden Gänsen u. s. w. bestehende Vogelwelt, sowie der aus dem Bassin abfließende Fluß geschildert, der nach Westen laufe u. s. f.[1]

Beiläufig ward das merkwürdige Hochland der Pamir auch schon früher von chinesischen Pilgern besucht und beschrieben. So passirten dasselbe Song-yun-tse und Hoei-seng 518 n. Chr. In ihrem Berichte kommt zwar der Name Pamir nicht selbst vor, indeß schildern sie ebenfalls die Lokalität und den See so genau, daß sich beides leicht erkennen läßt. Betont werden die Kälte, der perpetuirliche Schneefall und der giftige Drache, der im See wohne. Derselbe sollte schon einmal sogar reisende Kaufleute[2], die ihn durch Aufschlagen der Zelte am See gereizt hätten, mittelst Zaubersprüche getödtet haben. Der Herrscher von Hanpanto (Tasch Balig) habe hierauf seinen Sohn bei den Bramahnen in vier Jahren die nöthigen Beschwörungsformeln erlernen lassen, die,

---

[1] Ritter VII, 493.

[2] Mit Recht betont Ritter, daß man hieraus ersehe, wie schon im 5. Jahrh. eine Handelsstraße über die Pamir von China nach Badachschan und Indien führte.

dann, gegen den Drachen in Anwendung gebracht, bewirkt hätten, daß derselbe sich in einen Menschen verwandelte. Reuemüthig vor dem König erschienen, sei derselbe schließlich in das Gebirge Thsungling verbannt worden. [1]

Interessant ist in jenen Berichten noch die treffende Bemerkung, daß das Königreich Hanpanto „auf dem Gipfel der Berge" liege, daß von deren Westseite alle Wasser zur westlichen See (Kaspisches Meer) flössen, und die Landeseinwohner sagten, dieser Thsungling liege in der Mitte zwischen Himmel und Erde. [2] Auf der höchsten Höhe wachse kein Baum noch Strauch. Während des achten Monats im Jahre war es schon sehr kalt, der Nordwind trieb die wilden Gänse vor sich her und das Schneegestöber erstreckte sich auf einen Landstrich von wohl 1000 Li. [3]

Selbst noch der so weit im Westen von China liegende Samarkandtau, am Ostende der aralo-kaspischen Steppen, findet, wohl als das westlichste von Chinesen in jener Zeit passirte oder doch beschriebene Gebirge, noch in chinesischen Reiseberichten Erwähnung. So passirte bereits im 8. Jahrh. n. Chr. der berühmte chinesische Reisende Sian-Tsjan das sogenannte „eiserne Thor", ein wildes Defilé auf dem Wege von Samarkand nach dem Oxus und den Hindukusch-Pässen. Die Schilderung desselben, die wir aus der Feder des weitgewanderten Mannes erhalten, ist äußerst anschaulich. Die Schlucht hatte beiläufig bereits ein eisenbeschlagenes Thor mit eisernen Glöckchen und eine Zolleinnahme. [4] Derselbe Paß wurde beiläufig im 13. Jahrh. noch einmal von einem Chinesen passirt auf der Reise von Kesch nach Tochara (zum Zweck einer Zusammenkunft mit Dschingis-Chan). [5]

---

[1] Man wird aus dieser Stelle manche Anklänge an die von uns im allgemeinen Theil gebrachten Drachengeschichten herausfinden.

[2] Eine Analogie zu der bekannten Bezeichnung der Pamir als Dach der Welt.

[3] Ritter VII, 498 ff.

[4] S. Frh. v. Richthofen, China, 1877, Bd. 1, S. 544.

[5] Der Bericht mitgetheilt (russisch) von Palladius, Arbeiten der russisch.

Waren die Chinesen schon so gut bekannt mit den Erhebungen ihrer Vasallenstaaten, so mußten sie es natürlich erst recht sein hinsichtlich der Gebirge des eigentlichen China.

Von denselben aber ist durch sie keins mit größerer Vorliebe und gründlicher durchforscht worden als der Shan-alin im Norden der Korea-Halbinsel. Namentlich war dies der Fall seit der Dynastie der Mandschus, die als echte Hochlandssöhne die schwüle Hitze des tiefen China's immer nur mit Beschwerde ertrugen.[1] Ihnen war der „lange weiße Berg", den sie für die höchste Erhebung der Erde hielten, ein heiliger Berg, der förmlich Verehrung genoß. Selbst die Kaiser pflegten dahin zu wallfahrten und beim ersten Anblick der stolzen Erhebung vom Pferde zu steigen, um sich dreimal gegen den Berg zu verneigen. Dort fanden auch die todten Herrscher ihre Ruhestätte.

So konnte es kommen, daß einer der Regenten des „himmlischen" Reiches, der Kaiser Khien-long, jenes Gebirges sogar in chinesischer und mandschurischer Sprache zu besingen vermochte. In diesem Nationalgedicht wird die Landschaft als ein entzückendes Alpenland geschildert, voll Erinnerungen an die alte Zeit, erquickend durch die schönen Wiesen, Quellen, Bäche, durch die vielen heiligen Berge, die herrliche Luft und die einfachen, friedlichen Bewohner. Hier findet der königliche Sänger seinen klassischen Boden, das Land der patriarchalischen Einfalt und Rechtlichkeit, von schöneren Sternen beschienen, von Schutzgeistern beschirmt. Die Gebirgsluft, die hier weht, schließt nicht nur Knospen zu Blumen auf, sondern erzeugt auch die Herren, die zu Fürsten der Erde bestimmt sind.

---

geistl. Mission in Peking, Bd. 4, S. 319, deutsch in: Reise der russ. Gesandtschaft nach Afghanistan, deutsche Ausgabe von Petri, Jena 1855, S. 88. — Das eiserne Thor ward bald darauf auch, 24. Aug. 1404, an einem Montag, von einem Europäer, Gonzales de Clavijo, Gesandt. Heinr. III., Kön. von Castilien, an Tamerlan, durchschritten. Ebenda S. 85. Dann bis 1875, d. h. bis zur Reise jener russ. Gesandtschaft, von keinem Europäer wieder.

[1] Ritter II, S. 143.

Dort boten sich dem muthigen Gebirgssohne die weitesten Jagdgründe voll Wildpret aller Art wie voll reißender Thiere. Die Jagd wurde dort darum in den Mandschu-Gesetzen selbst zur Pflicht gemacht. „Wer nicht jagt, ist nicht fromm." Hier, am Fuß der schneeigen Alpenkette, ist aber auch die Heimath der berühmten chinesischen Heilpflanze, des Ginseng, die in Peking mit siebenfachem Silbergewicht unzenweis aufgewogen wird. Ihre Einsammlung ist kaiserliches Regal und höchst gewinnbringend. Daher jährlich tausende von Sammlern dort sich einfinden.[1]

Im Jahre 1677 fand auch eine Besteigung des heiligen Gebirges durch einen kaiserlichen Abgeordneten Umuna, der dem Berggeiste Opfer bringen und die Landschaft beschreiben sollte, statt, wohl die erste und überhaupt einzige Bewältigung eines ostasiatischen Hochgipfels in früherer Zeit, über die wir wenigstens einen Bericht besitzen. Der Letztere möge deshalb und zugleich als Probe anschaulicher chinesischer Schilderungsweise hier noch Platz finden.[2]

Die Reise ging von Peking, im Juni, über Mukden zur Stadt Girin-ula (oder Kirin); aber hier sowohl als im ganzen Lande Ninguta (eigentl. Nin-gunta, d. h. die sieben Häuptlinge der Patriarchen der ersten Mandschu) am Nordgehänge der Schneegebirgskette, welche die Halbinsel Korea von der Mandschurei scheidet, wo auch die Stadt Ninguta liegt, suchte man anfangs vergeblich nach Wegweisern zu jenem Ziele. Endlich fand sich ein bejahrter Mann, im Lande des Stammes der Ekhé-neyen geboren, der in seiner Jugend vom Vater gehört hatte, daß von da nicht weit zu jenem Berge sei, wo man die Hirsche zu jagen pflegte. Nun brach Umuna von der Stadt Girin-ula, die am Songariflusse liegt, auf, und erreichte nach mühevoller Reise das Waldland der Ekhé-neyen, von wo er eine Anzahl Leute mit Aexten aussandte, um in den undurchdringlichen Waldungen einen

---

[1] Ritter II, S. 90—92, und S. 94 und 95.
[2] Ebenda S. 92 ff.

Weg auszuhauen, und von der Entfernung des Weißen Berges zu berichten.

Nach zehn Tagen meldeten sie, daß sie an fünf Stunden weit vorgedrungen seien und den großen Weißen Berg erblickt hätten; 13 bis 14 Meilen liege er fern. Eine zweite Nachricht rückte den Berg weit näher, und nun begann man die Reise zu ihm hin, immer gegen Süden. Schon am dritten Tage hörte man das Geschrei der Kraniche, die vorüberzogen, aber Nebel hinderte die Umsicht. Man folgte nun den Pfaden der Hirsche, und diese führten zum Weißen Berge. Ein lieblicher Wald, eine grüne Alpe, von Bäumen wie von Menschenhand künstlich umpflanzt, mit duftenden Büschen und gelben Blumen bewachsen, lagen an seinem Fuße; sein Gipfel war noch in Nebel und Wolken gehüllt und unsichtbar.

Hier stieg die Reisegesellschaft ab von den Pferden, und Umuna recitirte sein Gebet an die Schutzgötter, wie der Kaiser es ihm aufgetragen. Alsbald enthüllte sich der Montblanc in seiner ganzen Schönheit, und der Pfad hinauf lag vor Augen: denn der klarste Himmel zeigte die Gipfel hell und rein.

Ueber vierzehn Stunden hatte man zu steigen, anfangs gemächlich, dann immer steiler und beschwerlicher, zuletzt ununterbrochen auf Schnee und Eiskrusten, die von Jahr zu Jahr übereinander gehäuft zu sein schienen, ohne je aufzuthauen; also in die ewige Schneegrenze reichend.

Auf dem Gipfel erreichten sie eine Tafelhöhe, von fünf sehr hohen Gipfeln umgeben, in deren Mitte ein Alpensee von drei Meilen Umfang; hier zeigte sich ein Bär. Vier der Hochgipfel hingen gegen den Süden über. Der fünfte Gipfel, gegen S. gelegen, stieg steil und gerade, aber minder hoch empor; seine Basis sah wie ein Thor aus. Verschiedene Quellen sprangen rauschend aus dem Berge von verschiedenen Seiten hervor, und flossen ab, theils links (d. i. gegen Norden) in den Sungari-ula, theils rechts (d. i. gegen S.) gegen den Großen und Kleinen Neyen. Hier

wurden Opfer gebracht, und dann der Rückmarsch begonnen; indem sprang ein Rudel Hirsche vorüber, die sich über die Felsen stürzten; sieben blieben von ihnen todt liegen. Dies galt als gnädige Erhörung der Schutzgeister, die dem kaiserlichen Gesandten und seinem Geleit neuen Mundvorrath gaben, an dem es gebrach. Am Fuße des Berges wurde das Wild verzehrt und geopfert: sogleich umhüllte sich der Berg mit Nebel und Wolken und verschwand.

In Ninguta, der alten Mandschurenstadt, setzte Umuna seinen Reisebericht auf. Bei der glücklichen Rückkehr der Embassade gab der Kaiser für die liebevolle Aufnahme seines Opfers an sein Tribunal des Ritus den Befehl, den Schutzgeistern des Weißen Berges zu den alten, die ihnen schon längst decretirt waren (a. 1175 von den Kaisern der Jutschy oder Kin-Dynastie, Altun Khan genannt), neue Ehrentitel beizulegen. —

Ueberblicken wir noch einmal das so im Allgemeinen über die Gebirgskunde der Chinesen Gesagte, so finden wir, daß in der That ihr orographischer Horizont ein auffallend weiter war. Schade nur, daß bei der hermetischen Abschließung, die das Reich der Mitte namentlich späterhin dem Auslande gegenüber vorzunehmen beliebte, und der Schwierigkeit der Landessprache jene reichen Kenntnisse der occidentalischen Kultur bis in die neuere Zeit herein wenig zu Gute kamen.

Indeß die Patres der Jesuitenmission, auf die wir nun wieder zurückkommen, machten sich dieselben wohl zu Nutze. Nur so sind ihre wirklich bedeutenden Resultate gerade auf dem Gebiete der Gebirgskunde von China zu begreifen. Es ist ihnen aber als ein besonderes Verdienst anzurechnen, daß sie in die chinesischen Erhebungen nicht nur zu Bekehrungszwecken, auch nicht nur in Anlaß von Gesandtschaftsreisen in kaiserlichem Auftrag, sondern sogar schon um der Gebirge selbst willen, zu wissenschaftlichen Forschungen, Messungen und Aufnahmen eindringen.

Gleich einen der ersten der europäischen Glaubensboten, die

das Land betraten, den kühnen und kenntnißreichen Ricci, finden wir im chinesischen Gebirge. Von Kanton, wo er landete, gelangte er 1582 über die Nan-ling-Kette in's Innere.[1]

Der Pater Regis vollendete 1715 sogar eine Aufnahme der so wilden Provinz Jünnan, wobei ihm, wie ausdrücklich betont wird, die älteren chinesischen Landkarten, die er bei den Mandarinen wie bei dem Landvolk vorfand, treffliche Dienste leisteten.[2]

Der bekannte Pater Martin Martini, der so viel für die allgemeine Landeskunde von China gethan, durchforschte das obere Hoangho-Thal[3], Pater Verbiest arbeitete 1682 im Shan-Alin und 1683 am Petscha-Stock im Chin-gan-Zuge, wo er über 100 Gipfel mißt, namentlich auch die Petscha-Spitze selbst, die er zu 15000 Fuß findet. Pater Gerbillon aber, der nicht weniger als acht mal die Reise über die Chin-gan-Kette nordwärts macht, von 1688 ab, gelangte selbst bis in die östliche Altaikette, so daß also hier die russischen und chinesischen Forschungen aufeinander treffen.

In ähnlicher Weise könnten wir die Spuren der Missionare noch in manchen anderen Erhebungen des himmlichen Reiches nachweisen. Nahmen sie doch das ganze Gebiet der großen Mauer, die auf und ab über die Berge steigt, auf. Es genüge indeß hier nur noch an eine bedeutende montane That der kühnen Missionare zu erinnern. Im Jahre 1709 gehen sie ihrer Messungen wegen von der Alpenstadt Mukden in der Mandschurei quer über den Koreanischen Isthmus durch das Hochgebirge bis zur Mündung des Tumenula und von da zurück nach Ninguta.

So erwuchs jener bekannte Atlas China's, mit dem für alle Zeiten die Männer von der Gesellschaft Jesu sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben und der, wie der allgemeinen Erd-

---

[1] Ritter III, S. 437.

[2] Ebenda S. 465.

[3] Nov. Atl. Sinens. fol. 52. Er vergleicht dort jenes Thal im fernen Ostasien mit seinem heimathlichen Etschthale.

kunde, so auch der Orographie in einem sonst Europäern so wenig zugänglich gewordenen Lande den größten Gewinn gebracht hat. —

6. Verschiedene Reisen in vorderasiatischen Erhebungsgebieten. Die Europäer im Hochlande von Abessinien.

Um den Ring zu schließen, müssen wir nun auch noch einer Anzahl von theilweise allerdings weniger bedeutenden Reisen aus dem gleichen Zeitraume gedenken, die vorzugsweise die Gebirge zwischen Mittelmeer, Kaspischem Meer, Persischem Meer und Rothem Meere berührten. Zu ihrer allgemeinen Charakteristik diene noch die Vorbemerkung, daß sie zumeist nicht mehr von Glaubensboten, sondern theils von wirklichen Händlern, namentlich Edelsteinhändlern, theils von Solchen ausgehen, die sich nur als Händler verkleideten, und hinter dieser Maske bereits den wißbegierigen Forscher bergen. Einzelne treten auch schon offen als reine Forschungsreisende auf. Als Favoritgebiet erscheint dabei besonders Persien, das im Vergleich mit benachbarten asiatischen Territorien sich damals relativ leicht zugänglich erwies. Fast alle hier in Frage kommenden Touren haben dies Land als Ziel oder berührten es doch wenigstens mit.[1]

Wir beginnen unsere Aufzählung mit dem Holländer van der Brock, den wir in den Jahren 1606—13 Arabien, Persien, Kabul und das bis dahin noch so wenig betretene Belutschistan besuchen sehen.

Bedeutender ist die Reise von Pietro della Valle, einem römischen Edelmann, die zunächst 1617 über Konstantinopel nach dem Sinai, wo trotz hohen Schnee's der Horeb und Katherin bestiegen werden, darauf über Damaskus und Bagdad nach Ispahan in Persien geht. In letzterem Lande macht sich der muthige Reisende namentlich durch den Besuch der Nordhänge des

---

[1] Vgl. Löwenberg, a. a. O. S. 233 ff.

Elbursgebirges verdient. Die Rückreise wird von Schiras aus über das westpersische Randgebirge und Ormus bewerkstelligt.

Der nächst Erwähnenswerthe aus der Reihe der hierher gehörigen Reisenden ist ausnahmsweise wieder einmal ein geistlicher Herr, der französische Jesuit Alexander Rhodes, der 1622—49 Indien, Persien und Kleinasien durchzieht, 1648 von Ormus nach Ispahan hinaufsteigt, und von da die Heimreise am „No-Gebirge“ (Ararat) vorbei über Eriwan und Erzerum nimmt.

Das Jahr 1638 bringt uns dann einen originellen Deutschen, den Ritter von Mandelsloh, der ganz Persien zu Fuß durchwandert.

Bedeutsamer für unser spezielles Gebiet verdient die Reise des Holländers Tavernier genannt zu werden, der zahllose Kreuz- und Querzüge durch Vorderasien ausführt und dabei auch vielfach Gebirgsterrain kreuzt. So trägt er besonders zur Entschleierung der bis dahin noch so wenig bekannten Hochländer im Gebiete des oberen Tigris bei, indem er die beschwerliche Tour von Amida nach Bitlis zurücklegt.[1] Desgleichen macht er sich um die Orographie speziell dadurch verdient, daß er von Schiras aus im J. 1655 das interessante Alpenland von Farsistan besucht und dann eingehend beschreibt.

In dem Jahre 1669 und 70 tritt uns auch das so eminent gebirgige Afghanistan einmal näher vor Augen, da es der Juwelenhändler Jean Chardin, ein Franzose, auf seiner Reise von Indien nach Persien durchquert.

Hatten wir im 17. Jahrhundert bereits durch Tavernier die Aufmerksamkeit auf das schon durch den Zug des Xenophon zu einem gewissen Renomée gelangte, indeß gleichwohl so wenig bekannt gewordene, wilde kurdische Alpenland sich lenken sehen, so finden wir dasselbe im 18. Jahrhundert sogar zu einer Art Lieblingsgebiet der wissenschaftlichen Reisenden und selbst des gläubi-

[1] Ritter XI, S. 90 ff.

gen Bekehrungseifers geworden. Mehrere tüchtige Reisende treten hier neben oder dicht hinter einander auf.

So treffen wir den Franzosen Pitton von Tournefort, der ursprünglich zum Geistlichen bestimmt war, dann aber Naturforscher wurde und schließlich als Professor der Botanik in Paris fungirte, i. J. 1700 im Gebiete der Euphratquellen, das er namentlich botanisch trefflich untersucht und beschreibt. Sein Werk ist auch reich an wohl gelungenen Abbildungen von wichtigen und seltenen Hochgebirgspflanzen, wie denn für die Pflanzengeographie von Vorder- und Kleinasien seine ganze Reise wahrhaft epochemachend genannt zu werden verdient.

Dieselbe ging im Einzelnen von Trapezunt über das Gebirge nach Erzerum, dann über Kars nach Tiflis und über Eriwan und Kars zurück nach Erzerum, von da aber auf dem Landwege über Tocat und Angora durch die weitverzweigten Erhebungen des nördlichen Kleinasiens zum Mittelmeere.

Besonders interessant erscheint diese große Gebirgswanderung eines namhaften Gelehrten noch durch den Umstand, daß er auch eine Araratbesteigung versuchte. Eine eben dahin gehende Absicht hatte allerdings schon 400 Jahre früher Johann von Montevilla[1], der erfahrungs- aber freilich auch sagenreiche alte Reisende gehabt, obgleich er den Berg noch für „viele Meilen hoch" hielt. Traf er doch Leute an, die behaupteten, oben gewesen zu sein und die Arche sammt „dem Loch, da die Taub auß floge", gesehen zu haben. Auch ein Mönch sollte die kühne Idee gehabt, aber auf dem Dritttheil der Höhe eingeschlafen und wieder heruntergefallen sein, bis er auf Engels Befehl es noch einmal versuchte, dabei auch hinaufkam und ein Brett von der Arche als testimonium praesentiae mitbrachte. Diese Legende hörte auch Tournefort im Kloster von Etschmiadzin wieder und zugleich den Rath, den Aufstieg nicht zu versuchen, denn er sei unmöglich, weil Gott

[1] Im Frankfurter Reisbuch S. 405 ff.

nicht wolle, daß die noch droben stehende Arche von den Menschen auseinandergenommen werde.

Trotzdem ging der wackere Franzose an's Werk (10. August 1700), sah sich aber nach mehrtägigem sauren Klettern, bei welchem ihm außerdem noch zahlreiche Tiger, die umher „spielten“, große Angst machten, gezwungen, umzukehren, nachdem er zu seiner großen Befriedigung wenigstens ein ausgedehntes Schneefeld, wenngleich noch nicht die eigentliche Schneegrenze erreicht hatte. Auch glückte es ihm, in so bedeutender Höhe auf den bekanntlich sehr vegetationsarmen Gehängen noch ein Exemplar von „Ehrenpreis“ (Elephas orientalis) zu finden.[1]

Im gleichen Jahre, im September, unternahm Paul Lucas die großartige aber sehr beschwerliche Reise von Palu am sogenannten östlichen Euphrat über den Bingöl Dagh nach Erzerum[2], während der Pater Garzoni im Kurdenlande am Khabur-Fluß weilt.[3]

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß um diese Zeit der bis dahin fast noch jungfräuliche Kaukasus anfängt, durch die russischen Eroberungs- und Grenzkriege, ebenso wie die nordpersischen Gebirgsregionen, allmählich bekannter zu werden.

Schließlich treffen wir die Forschung wenig später auch in ganz entgegengesetzter Richtung, im Hochland von Jemen (Arabien) thätig. In dieses konnte allerdings bereits 1508 der Italiener Lodovicho di Barthema, der in Mekka gefangen und dann in die genannte Landschaft geführt wird, einen Blick werfen. Aber eine genauere Kenntniß von dem kulturreichen Berglande gewinnen wir doch erst durch die Gesandtschaftsreise des Herrn de la Grélandières[4], 1712, und mehr noch durch die verdienstreiche Unter-

---

[1] Tournefort, Reise nach der Levante, deutsch Leipzig 1777, Band 3, S. 341 ff.

[2] Ritter X, 717. Lucas reiste übrigens ebenso, wie Tournefort, auch in den Gebirgen Kleinasiens. Ritter XVIII, S. 553.

[3] Ritter IX, S. 656.

[4] Ebenda XII, S. 739.

nehmung des bekannten Gelehrten Karsten Niebuhr i. J. 1764, bei der auch ein kundiger Botaniker, Forskal, betheiligt war. Unter Anderem erhalten wir besonders von dem berühmten „Kaffeegebirge" eine äußerst anschauliche Schilderung. Auch ist nicht zu vergessen, daß Niebuhrs Reise zugleich noch Indien berührte, von dort mit Karawane nach Schiras und Persepolis, dann hinab nach Bagdad, weiter über Aleppo und in den Libanon ging, wo namentlich die Bewohner eingehend beobachtet werden. Der Sinai bildet darauf die letzte Etappe auf dem Weg nach dem oben genannten Hauptziele. —

Arabien ergiebt leicht den Uebergang zu Afrika, insonderheit zu Abessinien. Denn nicht nur, daß dies letztere direkt gegenüber, nur durch einen schmalen Meeresarm geschieden, belegen war, nein, ohne Zweifel haben auch Araber in uralter Zeit schon von den abessinischen Häfen aus einen regen Karawanenhandel nach dem nahen Hochlande unterhalten.[1] Bei der schweren Zugänglichkeit desselben, das man eine Festung im großartigsten Stile nennen könnte, blieb aber doch die Kunde von diesem Lande gering. Dieselbe wurde erst in der Zeit der Byzantiner, die dorthin Zins zu zahlen hatten, etwas bedeutender, um dann jedoch in der Zeit der Kreuzzüge neue Nahrung zu erhalten. Denn die Kreuzfahrer fanden abessinische Priester in Jerusalem. Dieser Umstand gab den Anstoß zu der späteren Missionsthätigkeit des Abendlandes in jenem Gebiete und dadurch eben auch zum Bekanntwerden seiner Gebirge. Und zwar haben nirgends die Jesuiten eifriger und wissenschaftlicher die Landeskunde betrieben, als eben in Abessinien. Durch die von den Kreuzfahrern mitgebrachte Kunde von dem christlichen Wunderlande wurden indeß auch frühe schon Abenteurer ins Land gelockt, so Peter Kovilham, der bereits 1490 den Hof von Schoa erreichte. Eine bedeutende Leistung war auch die Gesandtschaftsreise des Alvarez von Tigré über An-

[1] Ritter I, S. 181.

gote und Amhara nach der Hochterrasse des abessinischen Alpenlandes. Leider nur ist der Bericht darüber sehr verworren und fabelreich.

Dagegen brachte bereits die nächste Reise, nämlich die des Missionars Fernandez, der 1613 eine abessinische Gesandtschaft zum Pabst begleiten sollte, großen Nutzen, obwohl sie nicht völlig durchgeführt wurde. Sie ging in der Absicht, die Küste bei Sansibar zu erreichen, zunächst bis zur Grenze von Narea acht Tage lang durch wildes, bergiges Land, dann mittelst eines beschwerlichen Passes, der mit einer Grenzfestung versehen war, auf eine weite Hochfläche und wieder durch zwei steile Pässe über den Ostrand hinab.[1]

Leider wurden die Jesuiten schon 1632 aus dem Lande getrieben; jedoch kehrten sie 1750 nochmals zurück. Es hatte aber auch in der Zwischenzeit die Forschung nicht geruht. So kam 1699 der französische Arzt Poncet dahin, indem er von Sennaar aus nach Gondar aufstieg, der Erste, der von dieser Seite anlangte.

In ähnlicher Weise, wie Niebuhrs Reise für Arabien, wurde epochemachend für die abessinische Landeskunde aber doch erst die Reise des berühmten Afrikaforschers Bruce im Jahre 1769, die das merkwürdige Alpenland zum ersten Male klar und anschaulich der gebildeten Menschheit vor die Augen führte. —

7. Die Gebirge der „neuen Welt“.

Während, zumeist bedingt durch die Unduldsamkeit des Osmanenthums, in der nachmongolischen Zeit, wie schon früher erwähnt, die massige Welt der Erhebungen im eigentlichen Herzen Asiens, in deren Bereich die Wiege wenn vielleicht auch nicht der Menschheit überhaupt, so doch der ältesten Kulturentwickelung der-

---

[1] Ritter I, S. 173 ff.

selben gestanden haben dürfte, wenigstens zeitweilig für Jahrhunderte unter den Horizont hinabsinkt, taucht auf der anderen Seite aus dem Weltmeere eine ganz neue Gebirgswelt vor den erstaunten Blicken des alten Europa auf, die Gebirgswelt Amerikas, die unter den Erhebungen der Erde den zweiten Rang beansprucht, ja eine Zeit lang von ihren Entdeckern sogar auf den obersten Thron erhoben wurde.

Allerdings nach Lage der Sache konnte die Gebirgskunde in der ersten Zeit des großen Entdeckungszeitalters nur indirekt, d. h. nur insofern profitiren, als durch die Auffindung neuer Landmassen überhaupt die Möglichkeit der Auffindung auch neuer Erhebungsgebiete gegeben wurde. Direkt erfuhr dagegen unsere Wissenschaft zunächst noch keine Erweiterung. Denn jene große Periode war ja eben eine Periode der peripherischen, nicht der centripetalen Erforschung der Kontinente, der Küstenfahrten, nicht der Landreisen.

Dazu kam, daß die Hochgebirge des neuen Doppelkontinents in der Hauptsache gerade im fernsten Westen, weitab von den Parthien lagen, wo die europäischen Eindringlinge zuerst landen mußten. Daher die im Allgemeinen so späte, vielfach erst in unserer Zeit ausgiebiger betriebene Entschleierung der Gebirgswelt Amerikas, das doch nun schon seit fast 400 Jahren aufgefunden daliegt.

Ausnahmsweise freilich hat die Gebirgsforschung auch hier Erfolge zu verzeichnen, nämlich da, wo Erhebungsgebiete für das große Entdeckungswerk mehr am Wege liegen, wie dies in zwei Fällen besonders zur Geltung kam.

Zuerst sollte der gewaltige Pik der canarischen Inseln, die ja die nächsten Etappen auf den Seefahrten jenes Entdeckungszeitalters bildeten, in den Vordergrund treten. Diese Eilande waren zwar schon im Alterthum bekannt gewesen, ja der Name „Schneeinsel“, den Teneriffa führte, zeigt, daß man auch bereits mit dem Hochgebirgscharakter der mächtigsten der dortigen Erhe-

bungen etwas vertraut war [1], die maurische Periode aber hatte sie für das Abendland allmählich wieder in Vergessenheit gerathen lassen, so daß sie Ende des 14. und im Laufe des 15. Jahrh. förmlich wieder entdeckt werden konnten. [2] Natürlich erregte dabei der riesige, weithin über's Meer sichtbare Pik das Interesse der Eroberer nicht wenig, um so mehr, da er ja zu den vulkanischen Bergen zählte, zu denen frühere Zeiten sich aus bereits dargelegten Gründen besonders hingezogen fühlten. Trotzdem wagte sich sobald noch Niemand auf den Scheitel des Kolosses, da man auch hier wieder ganz extravagante Vorstellungen von der Höhe hatte.

So gaben ihm Dellon und Durret nicht weniger als 9 Meilen = 47812 Fuß, Andere, wie Herbert gar 15 Meilen. [3] Mindestens aber war er „nach der gemeinen Ansicht der Schriftsteller" der höchste Berg der Welt, der bis 300 Meilen weit in der See gesehen werden sollte. [4] Nur allmählich ging diese Ueberschätzung zurück und die Ansicht, daß der Riese nicht unbezwinglich sei, brach sich Bahn. Gleichwohl fällt die erste Besteigung, von der uns wenigstens ein Bericht überliefert worden, erst in das Jahr 1582.

Dieselbe wurde ausgeführt von dem Ritter Edmund Scory, einem gelehrten Manne, welcher die Resultate seiner Beobachtungen in den „Anmerkungen von dem Pico und anderen Merkwürdigkeiten des Eylandes Teneriffa" niedergelegt hat, die dann wieder von einem gewissen Purchas excerpirt worden sind. [5]

Der Autor bemerkt zunächst, daß „das große Gebürge von Teyda, welches insgemein Pico von Teneriffa genannt wird, einen sowohl in der Nähe als in Ferne in Erstaunen setzet". Es strecke, sagt er weiterhin, seinen Fuß bis Garrachico, (Hafenstadt an der

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 22.

[2] „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande" 2c., Leipzig, 1748, Bd. 2, S. 4 f.

[3] Ebenda S. 17, not. c.

[4] Ebenda S. 19 Text und not. x.

[5] Ebenda S. 27 ff.

Nordwestseite, gegen Süden von Orotava), von wo es dritthalb Tagereisen bis zur Spitze seien. Obgleich diese letztere von unten so spitz als ein Zuckerhut gestaltet scheine, dem der Berg sehr ähnlich sehe, so sei sie dennoch eine Fläche ungefähr ein Morgen Landes breit. „In der Mitte ist eine Kluft, aus welcher mit einem entsetzlichen Geräusche, Flammen und Rauch große Steine geworfen werden. Von dem Wege hinauf kann man mit Eseln oder Maulthieren sieben Meilen reisen, das übrige aber muß man zu Fuß klettern, und dies nicht ohne Schwierigkeit. Ein Jeder trägt sein Essen und seinen Wein in Schläuchen mit sich. Die Bahn hinauf, zehn Meilen hoch von dem Fuße an, ist mit den schönsten Bäumen von allerhand Art geschmückt. Der Boden wird von Bächen gewässert, die aus den Quellen herabfließen, und wenn sie sich endlich vereinigen, in breiten Strömen, vornehmlich wenn sie durch den heftigen Winterregen anschwellen, in die See hinabschießen. In der Mitte ist es unerträglich kalt; daher man seine Reise so anstellen muß, daß man nur bei Tage und an der Südseite reiset. Diese Gegend endiget sich innerhalb zwo Meilen von der Spitze, wo die Hitze eben so ungemein stark ist, als am Fuße."

Auf dem Gipfel machte der Reisende die Beobachtung, „daß die Sonne ein wenig nachher, wenn sie über den Horizont gekommen, viel kleiner erscheine, als wenn sie unter demselben gesehen wird und daß sie sich um ihren Mittelpunkt zu drehen scheine. Der Himmel sei da oben sehr klar, rein und heiter. Es regne nahe bei der Spitze niemals und es sei auch niemals ein Wind da.[1] Eben das werde auch vom Olympus gesagt. Obgleich das Eiland voller spitziger rauher Felsen sei, deren Zahl 20000 betrage, so scheine es doch von da oben aus eine Ebene zu sein, die durch Schneestreifen abgetheilt werde, doch seien diese

---

[1] Im Gegensatz zu dieser Behauptung haben neuere Reisende, wie z. B. Löher u. A., gerade von furchtbaren Windstößen auf der Höhe zu leiden gehabt. Löher, „Nach den glücklichen Inseln", S. 54 f.

letzteren in Wahrheit nur weiße Wolken, die viele Feldwege tiefer lägen. Der ganze obere Theil des Berges zeige sich wüst und kahl, ohne Baum oder Strauch. „An der Südseite desselben gehen Ströme von Schwefel heraus, in den Hals oder die Schneegegend, welche an verschiedenen Orten mit Schwefel als mit Adern durchzogen ist."

Der kühne Forscher hat sich auch nicht gescheut, Steine in den Höllenschlund zu werfen und bemerkt hierüber, daß es nicht anders klinge, „als ein Gefäß von hohlem Erze, welches mit der größten Stärke von einem ungeheuren Gewichte geschlagen wird." —

Viel bedeutender als diese mehr durch die relativ frühe Zeit wichtige Besteigung ist eine zweite, die 1652 von „einigen ansehnlichen englischen Kaufleuten" unternommen wurde.[1] Dieselbe ging bereits von Orotava aus, wie dies heutzutage alle derartigen Expeditionen thuen. Auf Pferden und in Begleitung von Führern verließ man diesen Ort Nachts um 12 Uhr und erreichte früh 8 Uhr eine erste Terrasse. Hier wurde „unter einer sehr großen und ansehnlichen Fichte" gerastet. Dann ging man durch „viele sandige Wege, über manche hohe Gebürge, die blos und mit nichts bewachsen waren," weiter. Bis an den eigentlichen Fuß des Piks hatte man viel von der Hitze zu leiden. Daselbst fand man viele große Steine, „die von oben herabgefallen zu sein schienen." Gegen Abend wurden die Pferde zurückgelassen, da der Weg nicht mehr reitbar war. Einige von der Gesellschaft wurden in der Folge sehr ohnmächtig und unpaß, „welches durch einen Durchfall, Erbrechen, und fieberhafte Anfälle verursacht ward." „Das Haar stund den Pferden in der Höhe wie Borsten." Die Kranken forderten etwas Wein, fanden ihn aber „zu vieler Bewunderung" so kalt, daß sie ihn nicht trinken konnten, bis er gewärmt worden, obwohl die Luft noch sehr still und gelinde war. In der Nacht

[1] „Allgemeine Historie" u. s. w. S. 31 ff.

dagegen, die unter einem große Steine zugebracht wurde, hatte man stark von der Kälte zu leiden, gegen die man sich selbst durch ein Feuer nur nothdürftig schützen konnte. Gegen 4 Uhr Morgens stieg man weiter. Die „schwarzen“ Felsen nahmen jetzt ihren Anfang; erst am eigentlichen Zuckerhut kam wieder weißer Sand. Diesen „schweren und ungewissen Weg“ zurückzulegen waren die Männer mit Schuhen versehen, deren einfache Sohlen einen Finger breiter gemacht waren als das Oberleder. Endlich auf der Spitze angekommen, wurden sie nicht wenig von heißen und schwefligen Dämpfen belästigt, welche ihnen große Schmerzen im Gesicht verursachten. Auch machten sie die befremdende Wahrnehmung, „daß ihre abgezogenen Wasser nahezu alle ihre Kraft verloren und fast abgeschmackt worden waren, da ihr Wein hingegen stärker und geistiger war.“

Ueber den Gipfel sammt Krater stellten diese Reisenden bereits recht eingehende Beobachtungen an. „Die Spitze, auf welcher sie stunden und die nicht über eine Elle breit war, ist der Rand von einer Grube, Caldera genannt, welche sie für einen Musketenschuß breit und ungefähr für 80 Ellen tief hielten. Sie ist wie ein Kegel gestaltet, hohl inwendig, wie ein Kessel, und mit kleinen losen Steinen, die mit Schwefel und Sand vermengt sind, ganz bedeckt. Zwischen denselben gehen verschiedene Luftlöcher von Dampfe und Hitze hervor, welche, wenn sie mit etwas erregt werden, krachen und ein Geräusch machen. Man konnte sie so leicht aufbringen, daß die Kaufleute von dem plötzlichen Ausbruche der Dämpfe fast erstickt wären, da sie nur einen von diesen Steinen bewegten, welche gleichfalls so heiß waren, daß man sie kaum anfassen konnte. Sie stiegen nicht über 4 bis 5 Ellen hinunter in den Kessel, weil ihnen die Erde unter den Füßen wegglitschte, und es schwer war, hinunterzukommen. Einige aber haben sich doch bis auf den Boden gewagt. Sie beobachteten hier nichts Merkwürdiges, außer einer reinen Art von Schwefel, welcher auf den Steinen wie Salz lag.“

Auch über die gewaltige Aussicht von der Höhe und die eigenthümliche Erscheinung des Schattens des Piks ließen sich die Reisenden aus. Sie sahen Großkanaria, obgleich es „vierzehn", und Palma, obgleich es „achtzehn" Meilen entfernt war, und „das dazwischen fließende Meer" schien ihnen nicht breiter als „die Themse zu London." „Sobald als die Sonne hervorkam, schien der Schatten des Pico nicht nur das ganze Eyland Teneriffa und die großen Kanarien sondern auch die See bis an den Horizont zu bedecken." „Allein die Sonne war noch nicht hoch gestiegen, als sich die Wolken so dicht zusammenzogen, daß sie ihnen ihre Aussicht von der See und Teneriffa benahmen, und daß nur die Spitzen der anliegenden Berge hindurch zu stechen schienen. Ob diese Wolken den Pico jemals übersteigen, das konnten sie nicht sagen."

Sie sahen auch viele vortreffliche und reiche Quellen aus den Spitzen der meisten anderen Berge hervorgehen, die in großen Strahlen emporschossen.

Beim Abstieg trafen sie auf eine Höhle, ungefähr 10 Ellen tief und 15 breit, die wie ein Ofen oder eine Kuppel gestaltet war. In dieselben ließen sie sich an Stricken hinunter und entdeckten in der Tiefe eine Wasseransammlung, die sie als von hineingewehtem, geschmolzenem Schnee herrührend ansahen. An den Seiten der Grotte machten sich lange Eiszacken bemerklich.

Daneben wurde von unseren Reisenden auch die eigenartige Flora des Berges nicht übersehen. „Sie fanden auf dem ganzen Wege keine Bäume, Kräuter oder Gesträuche, außer den Fichten, und unter dem weißen Sande eine Art von Genst, welches eine buschichte Pflanze war. Auch war an der Seite, wo sie die Nacht lagen, eine Art von „„Cordon"", welche Stämme hatte, 8 Fuß hoch, und fast einen halben Fuß dick. Jeder Stamm wuchs in vier Vierecke, und schoß aus dem Boden wie ein Busch von Binsen in die Höhe. An den Spitzen dieser Stämme wachsen sehr kleine rothe Beeren, welche, wenn sie zerquetscht werden, eine giftige

Milch von sich geben. Sie ist auch durchgängig über das Eyland ausgebreitet und vielleicht eine Art Euphorbium."

Nach der Rückkehr zeigten sich die Gesichter der Männer so roth und aufgesprungen, daß sie, „um solche abzukühlen, genöthigt waren, sie mit Eyweiß zu waschen." —

Auch über eine dritte Reise nach demselben hohen Ziele aus ungefähr gleicher Zeit erhalten wir ausführliche Nachricht.[1] Dieselbe wurde ebenfalls wieder von einem Engländer, einem Herrn Edens, nebst noch einigen Begleitern im Jahre 1715 und zwar im August ausgeführt. Von dem gedungenen Führer wird ausdrücklich betont, daß ihn schon Alle die gemiethet gehabt hätten, „welche diese Reise viele Jahre her gethan hatten — ein neuer Beweis, wie häufig schon damals die Besteigungen des Piks waren.[2] Auch veritable Bergstöcke wurden nicht vergessen. Auf dem Wege selbst beobachtete man u. A. viele Kaninchen. Auch das Geröll, über welches die Reisenden später zu reiten hatten, wurde auf seine Tiefe untersucht, indem man ein Loch in den Boden grub, doch konnte man nicht bis auf den Grund jener lockeren Massen gelangen. Die großen Felsstücke, welche sich weiterhin zeigten und von denen etliche „zwei Meilen von dem Fuße der Pike" entfernt lagen, waren nach der Aussage des Führers von der Spitze bei Gelegenheit von Explosionen ausgeworfen worden. Die aufmerksamen Kletterer machten hierbei die richtige Beobachtung, „daß, je weiter diese Felsen von dem Fuße der Pike lagen, desto ähnlicher sie dem Steine gemeiner Felsen waren. Je näher sie aber an der Pike sich befanden, desto schwärzer und dichter erschienen sie; und einige von ihnen, wiewohl nicht viele, glänzten wie Kieselsteine; sie waren aber ungemein schwer." „Einige sahen

---

[1] „Allgemeine Historie" u. s. w. S. 34 ff.

[2] Ein weiterer Beleg für diese Frequenz und zwar schon im 17. Jahrh. ist der im Bericht über die 2. Besteigung erwähnte Umstand, daß eines der Mitglieder jener Expedition die Tour 2 Jahre später wiederholte. A. a. O. Seite 33.

wie die Schlacken aus einer Schmiedeesse aus, welches ohne Zweifel durch die ungemeine Hitze des Orts verursacht worden, aus dem sie gekommen."

Ebenso wurden auch die den eigentlichen Pik umgebenden anderen Erhebungen insgesammt richtig als „feuerspeiende Berge" recognoscirt, „und kann man solches aus den Felsen und kleinen verbrannten Steinen erkennen, die nahe an ihnen liegen ebenso wie auf die Art, wie um der Pike". Dabei hören wir noch die zutreffende Bemerkung, „daß es unmöglich fällt, einem, der niemals gesehen, auf was für Art die verwirrten Haufen von Schutt und Graus allhier liegen, solches auszudrücken; denn es mag wohl eins von den größten Wundern in der Welt benennet werden."

Nach einer durch die Kälte und eine Unmasse von Flöhe, welch letztere die Wanderer den öfters dort verkehrenden Ziegen zuschrieben, sehr beeinträchtigten Nachtruhe zwischen den Felsen gelangten sie früh 3 Uhr beim hellstem Mondschein und auffällig klarer Nacht an den Fuß des „Zuckerhutes". Ueber der See lagen Wolken, „wie ein Thal von ungeheurer Tiefe anzusehen."

Bald war auch die Spitze selbst erobert, die uns nun genauer beschrieben wird. Sie sei, so heißt es, guten Theils eiförmig, der längste Durchschnitt gegen Nordnordwest und Südsüdost, ihre Länge betrage 140, ihre Breite 110 Ellen. Der tiefste Theil des Kraters liege am südlichen Ende, und stelle eine Einsenkung von ungefähr 40 Ellen dar.

Die kühnen Männer stiegen auch wirklich in den grausigen Schlund nieder und beobachteten dort unter Anderem, daß die daselbst befindliche Erde, an ein Licht gebracht, wie Schwefel brenne. „Bei denjenigen Löchern, wo der Dampf herauskam, war es so heiß, daß sie keine Hand daselbst lange halten konnten." Betreffend aber die weitverbreitete Angabe „von der Schwierigkeit, auf der Spitze Athem zu holen", so fand die Expedition, daß dieselbe grundfalsch sei, denn „sie holeten da so gut Athem als unten."

„Sie aßen in der Höhe ihr Morgenbrodt und waren in allem ungefähr zwo und eine Viertelstunde oben."

Kurz vor Sonnenaufgang dünkte den Männern die Luft so kalt zu sein, als sie dieselbe jemals in England bei dem schärfsten Froste gefunden. Auch ein mächtiger Thau fiel. Die Atmosphäre war aber dabei so klar als nur möglich.

Nachdem der Sonnenball erschienen, fiel auch diesen Reisenden der ungeheure Schatten des Piks auf der See auf, welcher über die Insel Gomera wegging, und „wie eine andere Pike der Luft selbst eingedrückt war." Im Uebrigen zeigte sich dagegen die Aussicht verschleiert.

Auf dem Rückwege wurde unter Anderem noch eine der bekannten Begräbnißhöhlen der alten Guanchen besucht, „wo viele Gerippe und Gebeine von Menschen, und wie andere sagen, von Riesen waren." —

Die gewaltige Frequenz, deren sich in solcher Weise der hochragende und an der damals besonders belebten großen atlantischen Wasserverkehrsstraße belegene Vulkan zu erfreuen hatte, führte dazu, daß man ihn auch bald zum Objekt strengerer wissenschaftlicher Forschungen erhob. So versuchte sich, nachdem durch die Besteigungen die vorherige Neigung zu ungeheuerlicher Ueberschätzung seiner Höhe abgekühlt worden war, die trigonometrische Höhenmessung an seinem stolzen Haupte, und zwar mit vielem Glücke. Es fand z. B. der Franziskaner Feuillée 1724 für die Gesammthöhe desselben 2213 Toisen = 13278 Fuß, 1752 der englische Arzt Dr. Heberden 2408 T. = 14448 F. und 1771 die französischen Astronomen Borda und Pingré 1904 T. = 11424 Fuß.[1] Desgleichen wurde auch das neuerfundene Barometer bald schon an diesem Berge probirt. Eine Beobachtung dieses Instruments auf der Spitze zeigte, „daß es elf Zoll breit, nämlich von 29 bis 18 gefallen, welches nach Doktor Halleys Tafeln unge-

[1] Peschel, a. a. O. S. 601 f.

fähr zwo und eine Viertelmeile[1] ausmacht".[2] Die Holländer thaten dem alten Riesen sogar die Ehre an, „ihre erste Mittagslinie von seinem Standort ab zu rechnen".[3]

Natürlich gab die nähere Bekanntschaft mit dem großartigen Vulkan auch zu geologisch-vulkanographischen Spekulationen Veranlassung. So nennt schon Atkins, der den Berg gelegentlich seiner Reise nach Guinea[4] beobachtete, denselben „einen pyramidalischen Haufen rauher Felsen, der von einigen unterirdischen Feuersbrünsten, die vordem hieselbst hervorgebrochen, also aufgethürmet worden". Eingehender äußert sich hierüber „ein verständiger und nachforschender Mann", „welcher 20 Jahre als ein Arzt und als ein Kaufmann auf dieser Insel gelebt".

Die Meinung dieses Gelehrten[5] ging dahin, „daß das ganze Eyland, welches ein schwefelträchtiges Erdreich gewesen, in den vorigen Zeiten Feuer gefaßt und auf einmal ganz oder fast ganz in die Höhe geflogen, und daß viele Gebirge von überaus großen geschmolzenen und verbrannten Steinen, die man auf der ganzen Insel sieht, damals aus dem Eingeweide der Erde herausgeworfen worden, und daß die größere Menge von Schwefel, welche um das Mittel des Eylandes gelegen, die Pike zu ihrer gegenwärtigen Höhe erhoben". Der ganze Grund sei, von der Gewalt des Schwefels „aufgeschwellet", plötzlich in ungeheure Ströme geborsten und habe die Steine, die den Berg umgäben, mit sich hinuntergeführt. Noch jetzt könne man die Spuren dieser Schwefelflüsse verfolgen. —

In dieser Weise war der Grund gelegt zu der großartigen Bedeutung, die gerade dieser Berggipfel nur einige Jahrzehnte

---

[1] Circa 12000 Fuß.

[2] „Allgemeine Historie" ꝛc. S. 16.

[3] Ebenda.

[4] S. diese Reise ebenda S. 30.

[5] Vgl. D. Sprat (nachmal. Bischof von Rochester), history of the Royal Society S. 204. „Allgem. Histor." ꝛc. S. 38 f.

später, aber bereits in einer ganz anderen Zeit durch einen Humboldt, Leopold von Buch u. A. als Objekt für orographisch-vulkanistische Studien erlangen sollte. —

Aber nicht nur die Gebirge der Inselgruppen[1] sondern auch die der neuentdeckten Festlandsmassen traten da, wo sie den kühnen Entdeckern jener großen Periode mehr in den Weg kamen, bereits etwas aus ihrem Dunkel heraus.

Dies war zunächst der Fall bei den Gebirgen Mexikos, mit welchen ja bekanntlich die sonst so weit westlich zurücktretende Masse der Anden östlich an den Atlantischen Ozean vorrückt. Bezeichnend aber ist es, daß es auch hier wieder ein Vulkan war, dem die europäischen Eindringlinge zu Leibe gingen.

Bekanntlich ist es der imposante Popokatepetl (5391 m.), der den großartigen Hintergrund der Stadt Mexiko abgiebt. Derselbe machte gerade zur Zeit, als sich die Invasion der Spanier unter Ferdinand Cortez (1521) vollzog, seinem glutherfüllten Inneren durch eine gewaltige Eruption Luft. „Bei Tagesanbruch stieg eine schauerliche Rauchsäule aus ihm gen Himmel, so heftig und reißend, daß sie hoch in die Lüfte hinausragte, ohne vom Winde geknickt zu werden. Erst in großer Höhe breitete sie sich zu einer dunklen Wolke aus. Von Zeit zu Zeit erschienen mit dem Rauche auch Feuerkugeln, welche in Funkengarben zu zersprühen schienen".

Als nun die erschreckten Eingeborenen sich über diese auffallenden Erscheinungen mit Cortez besprachen, trat ein gewisser Diego de Ordaz hinzu und bat um die Erlaubniß, den Gipfel zu besteigen, um sein Geheimniß zu ergründen. „Darob entsetzten sich die Indianer und suchten ihm abzureden; nur die muthigsten ihres Stammes, so warnten sie, getrauten sich bis zur halben

---

[1] So neben denen der kanarischen auch die der Cap-Verdischen Inseln, z. B. „der Pico von St. Philipp oder Fuogo", s. Roberts Reisen nach diesen Inseln Seite 416.

Höhe, wo fromme Einsiedler hausten — weiter hinauf sei keines Menschen Fuß je gedrungen und furchtbar sei das Getöse und Beben, womit der Berg sich vertheidige." Doch der muthige Spanier gab nicht nach, obgleich der Oberfeldherr selbst Bedenken hatte. Mit 2 Soldaten seiner Kompagnie und einigen vornehmen Indianern, die ihn bis zu den erwähnten Einsiedlern begleiten wollten, rückte er aus.

„Der Anstieg des Berges ist sehr lieblich; dichte Wälder beschatten den Abhang, und der Gedanke an die Gefahr schwindet vor ihrem entzückenden Reize. Alsdann wird der Boden dürrer; Schnee bedeckt die Stellen, welche das innere Feuer verschont und welche die Sonne nicht mehr zu erwärmen vermag, und Asche zeigt sich dazwischen, dem dunklen Rauche gegenüber von Ferne gleichfalls hell zu schauen."

Nachdem die Hütte der Einsiedler erreicht und die furchtsame Schaar der Indianer dort zurückgelassen war, klomm der unerschrockene Hauptmann mit seinen zwei Gefährten weiter, „oft auf Händen und Füßen". Nahe am Gipfel noch nöthigte sie ein furchtbarer Ausbruch des Vulkans mit einem Regen von glühender Asche, unter einem überhängenden Felsen Schutz zu suchen. „Hier ging ihnen der Athem aus und Diegos Gefährten wollten umkehren; da jedoch das Beben, der Lärm und der Rauch nachzulassen begann, ermuthigte er sie durch Zuspruch und gelangte unerschrocken mit ihnen bis an den Rand des Schlundes."

Hier bot sich ihnen zum Lohn für ihre Mühe ein glänzendes Schauspiel. Mit Staunen erblickten sie im Grunde des Kessels eine glänzende feurige Masse, „wie kochendes Wasser sprudelnd". Den Umfang des Schlundes, der den ganzen Gipfel des Berges einnahm, schätzten die kühnen Männer auf eine viertel Legua (1000 m.). —

Das kühne Wagniß hatte übrigens, wie schon früher erwähnt, für die Spanier insofern auch praktische Bedeutung, als sie gelegentlich der zweiten Belagerung Mexikos zur Ergänzung ihrer

Pulvervorräthe sich Schwefel aus dem bezwungenen Höllenschlunde herabholten. Diego aber, der die kühne That ausgeführt, erhielt vom Kaiser den Adel und in das Wappen — einen Vulkan.[1]

Gewiß muß uns die Bewältigung eines so hohen Gipfels in verhältnißmäßig so früher Zeit Wunder nehmen. Aber vielleicht dürfte uns die Bemerkung betreffend das später von dort geholte Mineral manches erklären. Angesichts der Thatsache, daß die Spanier schon bald Schwefel vom Pik von Teneriffa bezogen, läßt sich wohl behaupten, daß infolge dessen für die Eindringlinge auch dieser amerikanische Feuerberg schon in etwas wenigstens der Schrecken entkleidet war, die er für die abergläubischen Eingeborenen haben mochte. —

Leider blieb die Bezwingung des Popokatepetl vereinzelt stehen, indem z. B. der doch dem Atlantischen Ozean viel näher gelegene Pik von Orizaba erst 1851 bestiegen und untersucht wurde. Dafür aber tritt uns gleichfalls schon frühe eine relativ eingehende Durchwanderung von noch dazu hochbedeutsamen Theilen der südamerikanischen Cordilleren entgegen. Allerdings ziehen sich dieselben fern ab von dem ursprünglichen Tummelplatze jener spanischen Abenteurer, dem Atlantischen Ozean, hin. Aber nachdem diese Letzteren einmal den Weg in das Stille Meer gefunden hatten, mußte ja auch die genannte Erhebungswelt in ihren Gesichtskreis treten. Geheimnißvoll blinkte so schon 1527 dem Bartolomé Ruiz und seinen Genossen, unter denen auch bereits Pizarro, in der Bucht von Guayaquil das Schneehaupt des Chimborazo entgegen.[2]

---

[1] Der Bericht über die denkwürdige That findet sich bei Diaz de Solis, „Gesch. der Eroberung von Mexiko", in deutscher Uebersetzung wiedergegeben von v. Thielmann, „Vier Wege durch Amerika", abgedruckt in Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn", Leipzig, 1884, S. 120 ff.

[2] Peschel, a. a. O. S. 257. — Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru, deutsch Leipzig 1848, Bd. 1. S. 208. Bei den Entdeckungsfahrten längs der Küste diente die mächtige Schneekette der Anden sogar als Merkmal für die einzuhaltende Richtung. Ebenda S. 216.

Freilich nicht Wißbegier sondern Goldhunger war es, der die Spanier dann wirklich auch dieser mysteriösen Bergwelt näher brachte. Denn das ersehnte Inka-Reich war, obwohl bis an die Küste reichend, gleichwohl recht eigentlich ein Binnenstaat, spezieller ein Agrikulturstaat, der seine Hauptentfaltung droben auf den ausgedehnten Hochebenen und in den langgestreckten Thälern zwischen den Andesketten gefunden hatte. Indem die Eroberer daher diesem Reiche zu Leibe gingen, mußten sie wohl oder übel auch mit den letzteren sich befassen, und da im Laufe der Zeit der ganze Inkastaat in die Hände der kecken Eindringlinge fiel, so mußten diese letzteren eben auch mit dem ganzen Gebirge im Bereich dieser Monarchie bekannt werden. Das wollte aber nicht wenig bedeuten. Denn das peruanische Reich jener Zeit ging über das heutige weit hinaus, indem es sich längs des Stillen Meeres etwa vom 2. Grad n. Br. bis zum 37. Gr. s. Br.[1], d. h. von der Südgrenze des heutigen Columbia bis zur Südgrenze des heutigen Chile erstreckte und in dieser Weise also im Grunde fast die ganze Cordillerenmasse, mindestens deren mächtigste Erhebungen und breiteste Entfaltungen einschloß. In der That wurden denn auch durch die denkwürdige spanische Invasion die wichtigsten Parthien der vorher dem Abendlande ganz unbekannten Gebirgswelt wenigstens zu einer vorläufigen, die späteren eingehenderen Forschungen vorbereitenden und ermöglichenden Entschleierung gebracht, vom Cotopaxi bis zum Aconcagua, und von der Meeresküste bis nach Brasilien hinein.

Von den zahlreichen Kriegszügen und friedlichen Expeditionen, z. B. Gesandtschaften, durch die eine so großartige Förderung der Gebirgskunde in relativ kurzer Zeit erreicht wurde, mögen im Folgenden nur die bedeutsamsten etwas eingehender zur Darstellung gelangen.

Das erste Erwähnenswerthe ist der Zug des Franzisco Pi-

[1] Prescott, a. a. O. I, S. 3 f.

zarro von der Küste nach Caxamalca[1], welch letzteres noch verhältnißmäßig nahe am Meere aber doch schon jenseits der ersten hohen Andeskette lag (etwa unter dem 7. Gr. s. Br.).

Die kleine Schaar zählte noch nicht zweihundert Combattanten, darunter kaum über ein halbes Hundert Reiter. Auch geschah der Aufbruch erst nach der Mitte des September (1532). Doch man weiß ja, wie tollkühn das Eroberungsfieber jener Zeit die Spanier gemacht hatte.

Nach leichten Märschen durch die Niederungen und das Vorland fand sich Pizarro endlich am Fuße des Bergwalles, hinter welchem die alte Stadt Caxamalca lag. „Vor ihm erhoben sich die ungeheuren Andes, Fels auf Fels geschichtet. Die unteren, dicht mit immergrünen Wäldern besetzten Gegenden wechselten hier und da mit angepflanzten Gärten ab; ländliche Gehöfte lagen um die rauhen Seitenwände und die Schneegipfel glänzten hoch in den Wolken. Das Ganze zeigte ein so wildes Gemenge von Pracht und Schönheit, wie es keine andere Gebirgsgegend in der Welt darzubieten vermochte. Nun sollten die Truppen diesen furchtbaren Wall überschreiten durch ein Labyrinth von Pässen, die eine Hand voll Leute gegen ein ganzes Heer leicht vertheidigen konnte. Rechter Hand lief eine breite und ebene, an den Seiten freundlich beschattete Straße, auf welcher zwei Wagen neben einander Platz hatten. Sie war eine von den großen nach Cuzco führenden Landstraßen, und schien durch ihre angenehme und leichte Zugänglichkeit den müden Krieger einzuladen, ihr vor den gefährlichen Bergpässen den Vorzug zu geben. Daher waren Viele der Meinung, daß man diesen Weg einschlagen und den anfänglichen Vorsatz, nach Caxamalca zu gehen, aufgeben sollte. Dieser Meinung war aber Pizarro nicht.“

Dieser wollte vor Allem den Inka selbst treffen. Derselbe aber hielt sich damals gerade bei der gedachten Stadt auf, frei-

---

[1] Prescott I, S. 279 ff.

lich umgeben von einem Heere, das nicht weniger als 50000 Mann Streiter umschließen sollte.

Nachdem Pizarro mit seiner Ansicht durchgedrungen, theilte er das kleine Heer in zwei Theile. Mit der einen Hälfte wollte er vorausziehen, die Gegend zu erforschen, während die andere unter seinem Bruder Hernando einstweilen noch stehen bleiben sollte. Mit Tagesanbruch war der kühne General unterwegs, „bereit den Schwierigkeiten Trotz zu bieten. Diese erwiesen sich größer, als man erwartet hatte. Die Straße war mit großer Ueberlegung um die rauhen und steilen Wände der Berge herum angelegt, weil man so am besten die natürlichen Hindernisse vermied, die der Boden entgegenstellte. Aber dieser war an manchen Stellen so steil, daß die Reiterei absitzen und, die Pferde am Zügel, so gut als möglich hinaufklimmen mußte. An manchen Stellen, wo ungeheure Felsenvorsprünge den Weg überhingen, zog sich derselbe hart am Rande des Abhanges hin, und sie mußten sich längs der schmalen Kante des Felsens, die kaum für ein einziges Pferd Platz hatte, hinwinden, wo ein Fehltritt sie Hunderte, ja Tausende von Fußen in den fürchterlichen Abgrund stürzen konnte." „Die in dieser Gebirgskette so gefährlichen ungeheuren Spalten klafften ihnen entgegen, als wären die Andes durch ein Erdbeben auseinander gerissen worden. Ihre finsteren Tiefen bildeten ein Bett für die Bergströme, die, im Innern der Sierra entspringend, sich nach und nach an's Licht arbeiteten." „Manche dieser Pässe boten augenscheinlich Vertheidigungspunkte dar, und als die Spanier diese felsigen Hohlwege betraten, blickten sie besorgt umher, ob sie nicht irgend einen Feind aus seinem Hinterhalt aufstörten. Diese Besorgniß wurde noch gesteigert, als sie auf der Spitze eines steilen und schmalen Gebirgspasses, den sie durchzogen, einen festungsartigen Bau erblickten, der ihnen gleichsam mit finsterem Drohen trotzte. Das Bauwerk war aus dem Felsen herausgearbeitet und beherrschte eine Biegung des Weges, und als die Spanier näher kamen, glaubten sie schon die düsteren Gestalten der Krieger

sich über die Zinnen erheben zu sehen; denn es war eine so feste Stellung, daß schon wenige entschlossene Leute daselbst ein ganzes Heer in Schach halten konnten. Aber sie hatten die Freude, den Platz unbesetzt zu finden."

Jetzt ließ Pizarro auch seinen Bruder nachkommen. Der weitere Anstieg gestaltete sich indeß noch immer mühsam genug. Auch fand man auf einer Anhöhe wieder ein Fort, doch glücklicherweise gleichfalls ohne Besatzung. Daher wagten es die kühnen Eindringlinge hier sogar ihr Nachtlager zu nehmen. Der nächste Tag führte noch tiefer in die Schluchten der Sierra. Dazu hatte sich das Klima nach und nach geändert. „Leute und Pferde, besonders letztere, litten nach so langer Gewöhnung an die drückende Hitze der Wendekreise sehr durch die Kälte. Auch der Pflanzenwuchs hatte einen anderen Charakter angenommen und das prächtige Laubholz, das die niedrigeren Ebenen des Landes bedeckte, allmählich den traurigen Fichtenwäldern und, als sie noch höher stiegen, den verkrüppelten zahllosen Alpenpflanzen Platz gemacht, deren harte Natur in der eisigen Luft der höheren Gegenden einen ihnen zusagenden Wärmegrad fand. Diese traurigen Einöden schienen beinahe ebenso verlassen von Menschen wie von Thieren zu sein. Nur zuweilen konnte man die leichtfüßige Vicuña in angeborener Freiheit umherstreichen und von einer hohen Felsspitze, auf die der Fuß des Jägers sich nicht wagen durfte, herabschauen sehen. Aber statt der lustigen Geschöpfe, deren buntes Gefieder in dem grünen Waldesdunkel der Wendekreise erglänzte, zeigte sich dem Wanderer hier nur der große Vogel der Andes, der widrige Kondor, der hoch über den Wolken seinen Flug nahm und der Spur des Heeres mit kläglichem Geschrei folgte, als wenn ihn sein Naturtrieb zu Mord und Blut anleitete."

„Endlich gelangten sie auf den Kamm der Cordilleren, wo sich derselbe zu einer flachen, rauhen Ebene ausdehnte, die kaum eine Spur von Pflanzenleben zeigte, mit Ausnahme des pajonal, eines trockenen, gelben Grases, das, von unten gesehen, wie es

den Fuß der schneebedeckten Gipfel umgiebt und in seiner glänzenden Strohfarbe von den Strahlen der brennenden Sonne beschienen ist, den Eindruck einer goldenen Einfassung, um glänzende silberne Zinnen macht." „Hier befahl Pizarro Halt, um seine Nachhut zu erwarten. Die Luft war scharf und eisig, und die Soldaten schlugen ihre Zelte auf, zündeten Feuer an, um die sie sich einhüllten, und suchten nach ihrem beschwerlichen Marsche einige Ruhe."

„Das Herabsteigen von der Sierra bot, wiewohl die Andes auf ihrer östlichen Seite weniger steil sind, als auf ihrer westlichen, Schwierigkeiten dar, die fast denen beim Hinaufsteigen gleichkamen, und die Spanier waren nicht wenig erfreut, als sie am 7. Tage des Thals von Caxamalca ansichtig wurden, das mit allen Zeichen des Anbaus geschmückt und, gleich einem reichen bunten Teppich vor ihnen ausgebreitet, einen auffallenden Gegensatz gegen die düsteren Formen der Andes bildete, die sich rings um dasselbe erhoben." —

Interessant, wenngleich bedeutend weniger beschwerlich, war auch die Expedition, die in der Folge der Oberbefehlshaber unter dem Kommando seines Bruders Hernando nach Pachacamac entsandte, um die dortigen reichen Tempelschätze zu plündern.[1] Man konnte nämlich hierbei auf einer langen Strecke des Weges die große Heerstraße nach Cuzco benützen. Doch gab es gleichwohl noch Mühsale genug. „An einigen Stellen waren die Felshänge so steil, daß Stufen für die Wanderer eingehauen waren; und obgleich die Seiten durch schwere Steinbrustwehren geschützt wurden, so konnten die Pferde sie doch nur mit der größten Mühe erklimmen. Häufig durchkreuzten den Weg Flüsse, über welche hölzerne und zuweilen steinerne Brücken geschlagen waren; zuweilen aber stürzte das Wasser längs der Bergabhänge so wüthend herab, daß die hängenden Weidenbrücken, welche die Spanier bis dahin

[1] Prescott I, S. 339 ff.

nicht gekannt hatten, das einzige Mittel boten, sie zu überschreiten. Sie waren auf jedem Ufer an schwere steinerne Pfeiler befestigt. Aber da sie ursprünglich für nichts Schwereres als Fußgänger und Lamas bestimmt waren und ein sehr gebrechliches Ansehen hatten, nahmen die Spanier Anstand, sich mit ihren Pferden darauf zu wagen. Erfahrung zeigte indeß bald, daß sie im Stande waren, ein viel größeres Gewicht zu tragen; und obgleich die Reisenden durch das Schwanken des langen Ganges schwindlig wurden, und wie trunken in den Strom blickten, der in einer Tiefe von hundert Fuß und mehr unter ihnen brauste, bewirkte doch die Reiterei ihren Uebergang ohne Unfall."

Die Reise wurde übrigens noch bis Xauxa fortgesetzt und bot auch da noch des Merkwürdigen genug. Namentlich machte der Umstand, daß die Hufeisen der Pferde abgenützt waren, bei dem Uebersteigen der Gebirge viel zu schaffen. „Man hatte kein Eisen zur Hand, nur Gold und Silber. In der Verlegenheit machten sie selbst von dem letzteren Gebrauch, und Pizarro ließ sämmtliche Pferde mit Silber beschlagen."

Der Weg nach Cuzco, der peruanischen Hauptstadt, wurde zum erstenmal im Jahre 1533 zurückgelegt, und zwar von einer aus 3 Abgeordneten bestehenden spanischen Gesandtschaft.[1] Diese an sich lange und beschwerliche Gebirgsreise war aber ziemlich leicht ausgefallen. „Infolge des Befehls des Inka und der Furcht, welche die weiße Männer jetzt im ganzen Land einflößten, hatten die Spanier überall einen freundlichen Empfang gefunden. Die Eingeborenen hatten sie in Hamacas, oder den im Lande gebräuchlichen Sänften auf den Schultern getragen."

Im Herbst desselben Jahres machte auch die Armee unter Pizarro selbst diesen über 600 engl. Meilen langen Weg und auch diesmal verursachten namentlich die Pferde manche Mühe.[2] „Es

---

[1] Prescott I, S. 347 ff.
[2] Ebenda S. 381 ff.

waren Stufen in den Berg gehauen, aber die steinigen Kanten zerschnitten den Pferden die Hufe, und obgleich die Reiter abstiegen und sie am Zügel führten, konnten sich dieselben nur mit großer Mühe aufrecht halten." „Ein anderes Hinderniß, das ihnen oft entgegentrat, waren die tiefen Bergströme, die ungestüm von den Andes herabstürzten. Aus Weiden geflochtene Hängebrücken führten darüber, die bald von dem schweren Tritt der Reiterei beschädigt wurden, so daß die dadurch entstandenen Löcher die Gefahr beim Uebergang wesentlich erhöhten. In solchen Fällen suchten die Spanier auf Flößen über die Ströme zu setzen, wobei sie ihre schwimmenden Pferde am Zügel führten." „In den Bergpässen hatten sie einige Unbequemlichkeit von der Kälte zu leiden, da sie, um schneller fortzukommen, sich von allem überflüssigen Gepäck entledigt hatten und selbst nicht mit Zelten versehen waren. Die rauhen Gebirgswinde drangen durch den dicken Harnisch der Soldaten."

In Xauxa, wo etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt waren, machte Pizarro für einige Tage Halt, während welcher er seinen Unterfeldherrn de Soto mit sechzig Reitern aussandte, die Umgegend zu durchforschen. Dieser wurde in mehreren Pässen des Gebirges von den Indianern angegriffen und hart bedrängt.

Im November hatte schließlich der ganze Haufe die alte Inka-Residenz glücklich erreicht.

Während in dieser Weise das eigentliche centrale Gebirgsgebiet Perus von den Spaniern durchzogen wurde, sollte auch der nördliche Theil des mächtigen Reichs, das heutige, bekanntlich eminent gebirgige Ecuador, der Kenntniß des Abendlandes näher gebracht werden. Es war ein Nebenbuhler Pizarros, Alvarado, der sich dieses Verdienst erwarb. Eifersüchtig auf die großen Erfolge des Inka-Besiegers, landete er im März 1534 in der Bucht von Caracas mit 500 Mann, darunter über 200 Reiter, um sich des Hochlandes von Quito zu bemächtigen. Aber auch hier galt es zuvor, ungeheure Bergriegel zu übersteigen, so daß wir von

Neuem eine Gebirgsreise von wahrhaft abenteuerlichem Charakter erhalten, an Drangsalen ebenso wie an Großartigkeit menschlicher Leistung dem Aufstieg Pizarros nach Caxamalca noch überlegen und den kühnsten Zügen der ganzen Weltgeschichte kaum nachstehend.[1]

„Nachdem Alvarado den Rio Diable überschritten, verließ ihn sein Führer, so daß er sich bald in die verschlungenen Irrgänge der Sierra verwickelt sah; und als er höher und höher in den kälteren Gegenden aufstieg, wurde er von Eis und Schnee umringt, wogegen seine aus den warmen Gebieten Guatemalas herkommenden Leute nur schlecht geschützt waren. Als die Kälte noch strenger ward, erstarrten Viele von ihnen dermaßen, daß sie nur mit Mühe sich fortzubewegen vermochten. Das Fußvolk, das zu gehen genöthigt war, kam noch am Besten fort. Viele von den Reitern froren dagegen auf ihren Sätteln fest. Die gegen Kälte noch empfindlicheren Indianer sanken bei Hunderten todt zu Boden. Die Spanier, um ihre elenden Biwaks gelagert, mit der wenigen Feuerung, die sie zusammenlesen konnten, und fast ohne alle Nahrungsmittel, erwarteten in düsterem Schweigen den Anbruch des Morgens. Aber das Morgenlicht, das die traurige Wildniß bestrahlte, brachte ihnen keine Freude. Es zeigte ihnen den ganzen Umfang ihres Elends nur noch deutlicher. Während sie sich durch die Puertos Nevados oder Schneepässe arbeiteten, war ihre Spur traurig bezeichnet durch Theile von Kleidungsstücken, zerbrochene Harnische, goldene Schmucksachen und andere auf ihrem Marsche geraubte werthvolle Gegenstände, durch Leichname oder Halbtodte, denen das noch unglücklichere Loos beschieden war, einsam in der Wüste zu sterben. Die gefallenen Pferde blieben nicht lange liegen, da die vor Hunger sterbenden Soldaten sich derselben rasch bemächtigten und sie halb roh verzehrten. Diese Unglücklichen begnügten sich gern, gleich den über

[1] Prescott II, S. 9 ff.

ihren Häuptern truppweise kreisenden hungrigen Kondors, mit dem ekelhaftesten Abfall, um nur ihren nagenden Hunger zu stillen.

In seiner Angst, wenigstens die Beute in Sicherheit zu bringen, die ihm auf seinem früheren Marsch in die Hände gefallen war, forderte Alvarado jeden Einzelnen auf, sich so viel Gold er wollte, von dem gemeinschaftlichen Haufen zu nehmen. Aber sie antworteten mit dem Hohne der Verzweiflung: Nahrung sei für sie das einzige Gold." „Zur Vermehrung ihrer Leiden war die Luft einige Tage lang mit dichten Wolken erdiger und kohliger Theilchen erfüllt, welche die Leute blendeten und ihnen das Athmen ungemein erschwerten. Diese Naturerscheinung wurde wahrscheinlich durch einen Ausbruch des fernen Cotopaxi erzeugt." „Als Alvarado's Leute, mit dieser Naturerscheinung unbekannt, über ganze mit Schnee bedeckte Strecken — dessen Anblick ihnen auffallend war — in einer mit Asche erfüllten Luft hinzogen, versetzte sie diese Mischung der Elemente, welche die Natur zu ihrem Verderben erfunden zu haben schien, in die größte Bestürzung. Einige dieser Leute waren Soldaten von Cortez, gestählt durch so manchen mühseligen Marsch und so manches hitzige Treffen mit den Azteken. Aber dieser Krieg der Elemente, gestanden sie selbst, überstieg Alles."

„Endlich nach Leiden, die selbst der Muthigste nicht noch einige Tage länger hätte erdulden können, arbeitete sich Alvarado aus den Schneepässen hervor, und kam auf dem hohen Tafellande, das sich in einer Höhe von mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche ausbreitet, in die Nähe von Riobamba. Aber der 4. Theil seiner tapferen Schaar war zur Nahrung der Kondors zurückgelassen worden; außerdem noch der größte Theil, wenigstens 2000 Mann, seiner indianischen Hilfstruppen. Auch war eine Menge seiner Pferde umgekommen; und die Menschen und Thiere, die das Leben davongebracht, hatten alle mehr oder minder durch die Kälte und die sonstigen Beschwerden gelitten."

Uebrigens fand Alvarado bei seiner Ankunft auf der Hoch-

ebene bereits Spuren vor, die darauf schließen ließen, daß schon vor ihm Spanier hier gewesen seien. In der That war auch kurz vorher ein Unterbefehlshaber Pizarros, Benalcazar, gleichfalls angelockt durch die angeblichen Schätze Quitos, mit 140 Mann dahin gelangt. Aber der Weg, den er von San Miguel ausgenommen, war ein ungleich besserer gewesen, als der, den Jene gezogen. Auch Almagro kam wenig später ebendaselbst an.

So war denn selbst dieser Theil der Cordilleren in Spaniens Hände gelangt, ja und als der genannte Benalcazar zum Statthalter von Quito erhoben worden war, hatte er das Glück, die Grenze selbst noch weiter nordwärts vorschieben zu können. —

Wenig später als nach Norden wurde das Andengebiet auch nach Süden hin durchforscht. Und zwar stellt die Expedition, die dies vollbrachte, den großartigsten aller Gebirgsmärsche der Spanier in jenen Gegenden dar. Ja man hat sogar behauptet, daß dieser denkwürdige Zug auf der „Puna", oder der Hochebene zwischen den Andenketten bis zum Thale von Copiapo — eine Entfernung wie von London nach Neapel — im Kampfe mit einer starren, gegen alles Lebendige gleichgiltigen Natur selbst Hannibals Alpenmarsch zu einem leichten Wagniß erniedrigt habe.[1] Mindestens aber muß dieser Zug schon infolge seiner Längenausdehnung, die übrigens noch einen bedeutenden Zuwachs bis weit gegen die Spitze des Kontinents hinunter gewann, in das größte Erstaunen setzen.[2]

Es war der bereits genannte Almagro, einer der größten Helden jener Zeit, der die kühne That ausführte. Im Sommer 1535 brach er von Cuzco auf. Zwei Indianer, Paullo Topa, ein Bruder des Inca Manco, und Villac Umu, der Oberpriester des Volks, wurden mit drei Spaniern vorausgesandt, um der kleinen Schaar den Weg zu bahnen. Die Gesammtzahl der Theil-

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 258.
[2] Siehe den Bericht bei Prescott, a. a. O. II, S. 27 u. 28 sowie S. 63 ff.

nehmer belief sich nämlich, trotzdem, daß Abenteuerlust und Goldgier Viele herbeigezogen hatten, immerhin kaum auf einige Hundert.

Anfangs waren die Beschwerlichkeiten der Reise nur gering, denn man benutzte die große Kriegsstraße der Inkas, die durch das Tafelland weit gegen Süden hinlief. Aber als man in die Nähe von Chile kam, verwickelte man sich in die Bergpässe, wo keine Spur von einer Landstraße zu finden war. Hier stieß man auf alle Hindernisse, die mit der wilden Natur der Cordilleren verbunden sind.

„Tiefe und rauhe Schluchten, um deren Wände sich ein schmaler Fußsteig bis zu einer schwindelnden Höhe neben den tiefen Abgründen hinzog; Bergströme, die in wüthendem Laufe die Abhänge hinabrauschten und sich in ungeheuren Wasserfällen in die gähnende Tiefe stürzten, dunkle Fichtenwälder, die kein Ende zu haben schienen, und dann wieder lange Striche öden Tafellandes ohne Busch oder Strauch, um den frierenden Wanderern Schutz gegen den Wind zu gewähren, der von den eisigen Gipfeln der Sierra herabwehte. Die Kälte war so streng, daß sehr Viele die Nägel von den Fingern, die Finger selbst und zuweilen sogar ganze Glieder verloren. Andere erblindeten durch die blendende Schneewüste, welche die Strahlen einer in der dünnen Luft dieser hohen Gegenden unerträglich glänzenden Sonne zurückwarf. Der Hunger zeigte sich, wie gewöhnlich, im Gefolge dieser Leiden, denn in den traurigen Einöden wuchs gar Nichts, was zur Nahrung des Menschen dienen konnte, und man sah kein lebendes Wesen, ausgenommen den großen Vogel der Andes, der, auf einen Schmaus wartend, über ihren Köpfen schwebte. Und nur zu häufig ward ihm ein solcher geliefert aus der großen Anzahl Indianer, die, bei der Dürftigkeit ihrer Bekleidung, nicht im Stande waren, die Strenge des Klimas zu ertragen und auf dem Wege starben. Die Hungersnoth war so groß, daß die Ueberlebenden die Leichname ihrer Landsleute verzehrten, und die Spanier sich auf ähnliche Weise von den Gerippen ihrer Pferde nährten, die in den Bergpässen buchstäblich erfroren waren."

Ungefähr unter dem 30° s. Br. traten die schwer geprüften Krieger aus der wüsten Einöde des Gebirges in das grüne Thal von Coquimbo ein, wo sie von ihren unglaublichen Strapazen sich erholen durften. Aber auch damit war die Südgrenze der spanischen Entdeckungen im Andengebiet noch nicht erreicht. Vielmehr sandte Almagro jetzt noch einen Offizier mit einem starken Trupp aus, um die Beschaffenheit des Landes noch weiter hin zu erkunden. Diese Spezial-Expedition war zwei Monate unterwegs und hatte noch 100, nach Anderen[1] 150 Leguas zurückgelegt. Wahrscheinlich war sie bis zu den Grenzen der Eroberungen der Inka's am Maulestrom (ca. 36° s. Br.) gelangt, und dann umgekehrt, weil, wie sie hörte, nun das Ende der Welt nicht mehr fern sei („cerca del fin del mundo").

Den Rückweg bewerkstelligte die kleine Armee, „durch die Beschwerlichkeit der Bergpässe entmuthigt, längs der Küste durch die Wüste Atacama, woselbst sie freilich kaum geringere Leiden treffen sollten als auf den Höhen der Cordilleren". —

Damit aber auch die letzte Himmelsrichtung, die noch übrig war, nicht unberücksichtigt bleibe, unternahmen die kühnen Eroberer endlich auch noch einen Vorstoß gegen Osten, und auch hier haben wir es wieder mit einer Gebirgsexpedition allerersten Ranges zu thun.[2] Dieselbe ging aber nicht von Cuzco sondern von Quito aus und stand unter dem Kommando des Gonzalo Pizarro; 350 Spanier, nahezu die Hälfte beritten, und 4000 Indianer nahmen an derselben Theil. Die Ausrüstung war in jeder Hinsicht eine vortreffliche. Unter Anderem folgte in der Nachhut eine ungeheure Herde Schweine, deren saftiges Fleisch dem Hunger, dem furchtbaren Feind des Wanderers in den Anden, steuern sollte. Die bitteren Lehren, die man auf den bisherigen Touren empfangen, waren also nicht vergeblich gewesen.

---

[1] Oviedo, hist. de las Indias, M. S. parte III, lib. IX, cap. V.

[2] Prescott, a. a. O. S. 116 ff.

Trotzdem sollte die wackere Schaar Unglaubliches erdulden. Allerdings nicht gleich im Anfang, wo sie sich noch im Lande der Inka's bewegte. Hier fanden sie allenthalben freundliche Aufnahme. Aber dies änderte sich, als sie das Gebiet von Quixos betraten, wo der Charakter der Einwohner sowohl als des Klimas von anderer Art zu sein schien. „Das Land wurde von hohen Gebirgszügen der Andes durchstrichen, und bald sahen sich die Abenteurer in deren finsteren und verwickelten Pässen verstrickt. Als sie in die höheren Gegenden aufstiegen, machten die eisigen Winde, von den Wänden der Cordilleren herab, ihnen die Glieder erstarren, und viele von den Eingeborenen fanden ihr kaltes Grab in der Wildniß." „Während sie diesen furchtbaren Bergwall überstiegen, erlebten sie eins jener schrecklichen Erdbeben, die in diesen vulkanischen Gegenden so oft die Berge bis in ihre Grundfesten erschüttern. An einer Stelle wurde die Erde durch diesen schrecklichen Kampf der Natur auseinandergerissen, während Ströme von Schwefeldünsten der Höhlung entstiegen, und ein Dorf mit einigen Hundert Häusern in den grausigen Abgrund gestürzt ward."

Als die Männer die östlichen Abhänge hinabgingen, änderte sich das Klima, und als sie auf die untere Ebene kamen, folgte auf die strenge Kälte eine erstickende Hitze, während Donner und Blitz fast unablässig Tag und Nacht aus den Schlünden der Sierra auf sie einstürmten, „als wollten die erzürnten Gottheiten des Ortes Rache an den in ihre bergigen Einöden Eindringenden nehmen. Erst nach vielen Monaten angestrengter Arbeit, während welcher sie manchen Morast und Bergstrom zu durchwaten hatten, gelangten sie in das ersehnte „Land des Zimmtes."

Bekanntlich aber fanden sie auch dort nicht, was sie suchten, und nach den größten Mühseligkeiten, die ihnen in den endlosen Urwäldern bescheert waren, mußte der Rückweg angetreten, das heißt also der schreckensvolle Marsch über die Kordillerenkette noch einmal gemacht werden. Wie man sich denken kann, waren denn

auch jetzt, wo die Expedition sich bereits in einem so derangirten Zustande befand, die Drangsale noch unendlich größer als bei dem Hinmarsch. Allerdings wählten sie jetzt einen nördlicheren, bequemeren Weg als damals, das heißt sie überschritten jedenfalls das Joch zwischen Cayembe und Antisana, während sie vorher, wie der Umstand, daß sie am Napo, einem Nebenfluß des Amazonas, ankamen, beweist, jedenfalls über die Einsattlung zwischen Antisana und Cotopaxi gegangen waren. Aber ihre Nahrung bestand während dieses Rückzuges, der über ein Jahr währte, lediglich aus der mageren Kost, „die sie im Walde aufzulesen fanden, oder das Glück hatten, in irgend einer verlassenen indianischen Ansiedlung zu finden, oder den Eingeborenen mit Gewalt zu entreißen." „Einige erkrankten und sanken auf dem Wege um, denn Niemand war zu ihrer Hilfe da. Das gehäufte Elend hatte sie selbstisch gemacht, und so mancher Unglückliche wurde seinem Schicksal überlassen, allein in der Einöde zu sterben, oder wahrscheinlicher noch lebendig von den darin umherstreifenden wilden Thieren verzehrt zu werden."

Im Juni 1542, nach zweiundeinhalbjähriger Abwesenheit, langten die Helden endlich wieder in der Nähe von Quito an. Aber wie anders war ihr Aussehen, als damals, wo sie voll hoher Hoffnungen und im ganzen Stolz kriegerischen Schmuckes ausgezogen waren! „Ohne Pferde, mit zerbrochenen und verrosteten Waffen, Häute wilder Thiere statt der Kleider lose um ihre Glieder hängend, ihre langen und geflochtenen Locken wild über die Schulter flatternd, ihre Gesichter durch die tropische Sonne verbrannt und geschwärzt, ihre Körper vom Hunger zerstört und durch Narben entstellt; es sah aus, als hätte ein Beinhaus seine Todten herausgegeben, als sie mit unsicherem Schritte langsam wie eine Gespensterschaar dahin wankten. Ueber die Hälfte der 4000 Indianer, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, waren umgekommen, und von den Spaniern kehrten nur 80, und viele

von diesen noch überdies mit unwiederbringlich zerstörter Gesundheit nach Quito zurück."[1].

Durch derartige Züge, zu denen, wie schon erwähnt, noch eine Unmasse kleinerer Expeditionen kamen — beispielsweise durchzog Alonso de Alvarado im Auftrage des Oberbefehlshabers längere Zeit hindurch das Innere, um einige wilde Horden, die dort noch eine geraume Weile ihr Wesen trieben, zu dämpfen[2] — lernten selbstverständlich die Eindringlinge das weite Andengebiet nach seiner hauptsächlichsten Topographie, seinen wichtigsten Verkehrswegen und seiner ganzen Eigenart ziemlich genau kennen, und bei den lebhaften Beziehungen, die zwischen dem europäischen Mutterland und den neuen überseeischen Erwerbungen bestanden, werden natürlich diese Kenntnisse, auch in ausgiebigster Weise der europäischen Kulturwelt überliefert worden sein, so daß wir behaupten dürfen, daß in jener doch immerhin noch sehr frühen Zeit bereits eine ziemliche Vertrautheit mit den mächtigen Erhebungen Südamerikas bei uns bestand.

Uebigens wurden die erworbenen Kenntnisse theils durch zahllose den Eroberern nachfolgende Abenteurer, die die weiten Gebiete nach allen Richtungen hin durchstreiften, theils vornehmlich durch die kaum weniger zahlreich mit eingewanderten Missionare, die sich nicht scheuten, den Indianern gerade bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel in dem Hochgebirge nachzugehen, sowohl intensiv als extensiv erweitert.[3]

Allerdings Angesichts des religiösen Zieles, das die Letzteren in der Regel allein, wenngleich nicht nur in der ganzen Ausdehnung der Anden-Hochebenen, sondern namentlich auch auf den äußeren Abdachungen der östlichen Ketten verfolgten, kam die

---

[1] Der Weg von Peru nach dem Amazonenstrom wurde übrigens in der Folge noch oft gemacht.

[2] Ebenda II, S. 17.

[3] Vgl. Hahn, Geschichte der kathol. Missionen 2c. Bd. 4, Abschn. 12.

eigentliche Forschung meist ziemlich schlecht weg, allein wir haben doch auch Fälle, wo die Thätigkeit vor Allem der rührigen Jesuiten wie in ungefähr gleicher Zeit im fernen Asien so auch hier in der neuen Welt der Gebirgskunde direkte Förderung brachte, wo die Glaubensboten absichtlich und bewußt zu Entdeckern wurden. Und zwar geschah dies selbst in Theilen der südamerikanischen Erhebungen, die fernab lagen von den eigentlichen Eroberungsgebieten, namentlich tief im Süden, im araukanischen Lande und in der Nähe von Patagonien, bis wohin selbst ein Almagro nicht hatte vorzudringen vermocht. Wir heben hier namentlich ein Beispiel solcher Erforschung hervor, das in neuester Zeit infolge gewisser Umstände wieder viel besprochen worden ist.[1]

Wie schon früher erwähnt, existirten, nach Aussage der Eingeborenen, bereits von Alters her selbst südlich von Valdivia, also noch jenseits des 40° s. Br., Pässe in den Anden, welche eine sehr bequeme Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Territorium ermöglichen sollten. Besonders war der Bariloche-Paß von jeher sogar als Fahrweg berühmt. Aber Niemand wußte Genaueres darüber anzugeben. Die Indianer, die auf ihm ihr auf den Estanzias geraubtes Vieh transportirten, verheimlichten ihn geflissentlich seit Jahrhunderten. Da kamen die Jesuiten-Missionare in jene terra incognita und suchten nach Uebergängen über die trennende Gebirgskette. Es war der berühmte Nicolaus Mascarti, der 1690 infolge eines Auftrages, in der Umgegend des Gebirgssees Nahuel Huapi zu predigen, als erster Pionier von Westen aus die schneebedeckten Anden überstieg, um auf deren Ostabhängen im Süden von Arauko unter den wilden Puelches zu arbeiten. Er wurde dort bald darauf ermordet. Wenige Jahre später, 1702, wurde der deutsche Jesuit Philipp van der Meren,

[1] Vgl. das „Ausland", Jahrg. 1883, Nr. 27, Artik.: „Der Bariloche-Paß, ein wiederentdeckter Weg über die Anden." Vgl. auch: Zeballos, „Conquista de quince mil leguas."

bekannt unter dem Namen Padre de Laguna, von einigen über die Anden gekommenen Pampa-Indianern aufgefordert, ihnen nach dem Osten zu folgen. In Begleitung eines anderen Jesuiten, des José Guillelmo, ging er 1703 von Santiago de Chile aus nach dem genannten See ab. Seine Uebersteigung der Gebirge war, wie man sich denken kann, mit außerordentlichen Beschwerden verbunden. Schließlich wurden beide kühne Sendboten auch noch vergiftet. Ebenso die nachgekommenen Padres, Manuel de Hoyo, und José Elguea. Ja später gab man die Mission an jenem See infolge eines allgemeinen Indianeraufstandes diesseits und jenseits der Anden ganz auf.

So würde die Gebirgskunde in jenem so unbekannten Erhebungsgebiete nahezu leer ausgegangen sein, wenn nicht Padre Guillelmo das Glück gehabt hätte, doch noch eine wichtige Entdeckung zu machen. Seit 1711 nämlich suchte er, in der Absicht, einen bequemeren Weg als die von den vorgenannten Missionaren benützten beschwerlichen Uebergänge über jenen Theil der Anden zu gewinnen, nach dem vielgenannten mysteriösen Bariloche-Paß. Allerdings traf auch er hierbei auf den Widerstand der Puelches-Indianer, welche fürchteten, daß mittelst dieses bequemen Weges die Españolas de Chile in ihr Land eindringen könnten. Ein Araukaner aber offenbarte dem Missionar, entgegen den Behauptungen jener Eingeborenen, daß der Paß wirklich existire und sogar heiße Bäder an ihm sich befänden. Darauf hin machte sich denn Guillelmo mit einigen Anderen auf den Weg und 1715 gelang es ihnen wirklich, die so lange gesuchte Naturpforte zu entdecken. Man fand die wichtige Uebergangsstelle mit allerlei Hindernissen umgeben und gut verdeckt. Bemerkenswerth ist es, daß man den Uebergang sogar mit Maulthieren hatte bewerkstelligen können. Die Expedition vermochte übrigens noch die hochwichtige praktische Beobachtung zu machen, daß die Wasserverhältnisse an dem ungeheuren Risse, den der gedachte Paß darstelle, derart seien, daß eine Kanalverbindung zwischen den beiden Seiten des

Gebirges möglich sein würde. Beiläufig fiel der wichtige Uebergang unter den ungünstigen Verhältnissen der Folgezeit von Neuem der Vergessenheit anheim, bis er erst in unseren Tagen, 1882, und zwar von einem Deutschen, Namens Rhode, wieder aufgefunden wurde.[1] —

Der Kuriosität und Vollständigkeit halber sei endlich an dieser Stelle noch eines allerdings nur flüchtigen Streifzuges gedacht, der freilich noch ein halbes Jahrhundert später, aber doch immerhin noch innerhalb der Zeit, die wir unter dem Namen der alten zusammenfassen mußten, stattfand und selbst das äußerste Ende der langgestreckten Andenkette, die Gebirge der Feuerlandsinsel, in den Bereich der Erforschung hereinzog. Zwar erscheint dies nicht mehr so wunderbar, wenn man bedenkt, daß das erwähnte Eiland ja an der lange vorher schon entdeckten und dann vielbenützten Magellans-Straße gelegen ist.

Die betreffende Exkursion wurde bei Gelegenheit einer der berühmten Cook'schen Weltumsegelungen von zweien seiner Begleiter, den Herren Banks und Dr. Solander, nebst noch einigen Leuten von der Schiffsmannschaft am 16. Januar 1769 unternommen. Der Bericht führt die kleine Reise ausdrücklich als „eine auf der Terra del fuego angestellte botanische Bergreise" auf.[2] Man hatte sich nur vorgenommen, vom Schiffe ab, das am Eingang der le Maire-Straße am Südost-Ende von Feuerland ankerte, soweit als möglich in das Land hineinzudringen und gegen Abend zurückzukehren. Freilich sollte es in der Folge ganz anders kommen.

„So viel man von weitem erkennen konnte, waren die Berge[3]

---

[1] S. die citirte Nummer des „Ausland".

[2] Hawkesworth, Gesch. der Reisen um die Welt, deutsch Berlin 1775, 2. Bd. S. 288 ff.

[3] Ohne Zweifel sind die Erhebungen auf der Südostspitze der Insel hinter Cap Diego gemeint, die jetzt Three Brothers heißen und ca. 500 m. Höhe haben.

unten her mit Holz bewachsen, weiter oben glaubte man Ebenen zu bemerken, und über diesen hinauf bis an den Gipfel schien ein bloßer nackter Fels zu sein. Herr Banks hoffte, daß man wohl durch den Wald durchkommen könnte, und zweifelte gar nicht jenseit desselben ein Land zu finden, das noch kein Kräuterforscher jemals besucht hatte, und auf welchem es allem Anschein nach Pflanzen gleich unsern Europäischen Alpen-Kräutern geben müsse, die seine Mühe gewiß nicht unbelohnt lassen würden."

Leider erwies sich der Marsch viel länger und beschwerlicher, als man gedacht hatte. Bis 3 Uhr Nachmittags mußte man von frühem Morgen ab durch den unwegsamen Wald aufwärtsklimmen. Als man endlich aus dem Dickicht herausgelangte, entpuppten sich die vermeintlichen Ebenen zum großen Verdruß der Reisenden als große, mit niedrigem, fast undurchdringlichem Birkengebüsch bewachsene Moräste. Bei jedem Schritt sank hier der Fuß bis an den Knöchel in den Boden ein. Und um die Mühsale noch zu vermehren, änderte sich das bis dahin heitere und milde Wetter. Es wurde trübe und kalt. Der Wind fing an in heftigen Stößen zu wehen, wurde sehr schneidend und endlich kam auch Schnee. Indeß da der ersehnte Gipfel nicht mehr ferne lag, so drangen die Reisenden trotzdem muthig weiter. Zwar wurde bald nachher einer aus der Gesellschaft von einer Ohnmacht befallen und mußte nebst einigen Maroden bei einem in Eile entflammten Feuer zurückgelassen werden. Die Uebrigen aber rückten vorwärts und erreichten auch glücklich den Gipfel. „Als Kräuterforscher sahen sie allhier ihre Erwartungen vollkommen befriedigt, denn sie fanden eine große Mannigfaltigkeit von Pflanzen, welche in Ansehung der Alpenkräuter in Europa eben das waren, was die europäischen Alpenkräuter in Ansehung derer sind, die in den Ebenen wachsen."

Ungleich schwieriger und verhängnißvoller als der Anstieg gestaltete sich der Rückweg. Die Kälte war heftiger geworden. Das Schneegestöber wurde immer dichter und der Tag neigte

seinem Ende zu. Sehr bald sah man ein, daß man das Schiff vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen könne. „Allein auf einem solchen Gebirge und in einer solchen Himmelsgegend, als diese hier, eine Nacht hinzubringen, das war mehr als beschwerlich, es war entsetzlich; hier war indessen kein anderer Rath und sie mußten sich also so gut sie konnten zu behelfen suchen." Man beschloß darum, nachdem man schnell eine hinreichende Menge Pflanzen gesammelt, bis zum Wald zurückzukehren und dort bei einem Feuer den Tag abzuwarten. Aber so leicht das schien, da man immer bergab zu gehen hatte bis zu dem vorläufigen Ziele, so schwer war es in Wirklichkeit, da nach und nach einer von den Theilnehmern an der Expedition um den anderen von schier unbezwinglicher Schlafsucht befallen wurde. Einer von diesen, die in solcher Weise zu Boden fielen, antwortete auf alle Warnungen sogar nur, man solle ihn ruhig sterben lassen. Aber auch Die, die man wieder auf die Beine stellte, waren nicht weiter zu bringen. Sie hatten den Gebrauch ihrer Glieder verloren und häufig waren „ihre Muskeln so eingeschrumpft", daß ihnen die Schuhe von den Füßen fielen. Gleichwohl schleppte sich die Mehrzahl endlich noch bis zu einem in der Nähe angezündeten Feuer hin. Aber ihre Hoffnung, die Zurückgelassenen nachholen zu können, erwies sich als Täuschung. Die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft reichten nicht hin, die Unglücklichen herzuzubringen, so gering auch die Entfernung war. Mit Mühe und Noth vermochte Jeder selbst sich durch Sumpf und Gebüsch wieder zum Sammelplatz durchzuschlagen. Man mußte Jene daher, nachdem man sie dicht mit Baumzweigen zugedeckt, ihrem Schicksal überlassen, dem sie denn auch verfielen. Denn am nächsten Morgen waren sie todt. Aber auch am rettenden Feuer war die Noth groß. Einige zeigten sich so schwach, daß sie jeden Augenblick zu sterben drohten. Dazu fehlten die Nahrungsmittel, da man sich nur für 8—10 Stunden verproviantirt hatte. Der Schnee aber fiel immer dichter. Hoffnungslos starrten die schwergeprüften Rei-

senden in die dunkle Nacht hinaus, die allerdings auf jener Hemisphäre eine Sommernacht bedeuten sollte.

Endlich brach der Tag an. Aber o weh, so weit das Auge reichte, nichts als Schnee. Dazu wüthende Windstöße und große Kälte. So mußte man denn auch ferner noch die Fortsetzung des Rückwegs auf's Ungewisse verschieben. Endlich um 6 Uhr wurden die Wolken dünner, die Sonne machte Miene hervorzubrechen. Trotzdem schneite es noch so dicht, daß man immer wieder warten mußte. Erst um 8 Uhr erhob sich ein lauer Wind, der mit Hilfe der Sonne die Luft reinigte. Mit welcher Freude sahen die blokirten Männer jetzt den Schnee von den Bäumen fallen, ein Zeichen, daß Thauwetter bevorstehe. Der nagende Hunger wurde durch einen schmalen Bissen, den ein erlegter Geier lieferte, wenigstens nothdürftig gestillt und dann um 10 Uhr der Rückmarsch wirklich angetreten. Unvermuthet erreichte man schon nach drei Stunden den viel entfernter geglaubten Strand. Hier gewahrten die glücklichen Reisenden beim Rückblick auf den gemachten Weg, daß sie, anstatt den Berg gerade hinanzusteigen, beinahe rings um denselben herumgeklettert waren. —

Hatte die ebenerwähnte Expedition bereits einen wissenschaftlichen Anstrich gehabt, so ist dies noch in viel höherem Grade der Fall bei einer anderen, die ebenfalls in diese spätere Zeit fällt. Allerdings verfolgte sie, wie die meisten der bisher gekennzeichneten Gebirgsreisen, einen Zweck, der an sich außerhalb der Gebirgsforschung lag; es sollte nämlich im äquatorialen Andengebiete ein Meridiangrad gemessen werden, aber dieses Unternehmen nöthigte doch schon zu einer eingehenderen Beschäftigung mit dem beregten Erhebungsgebiete. Verschiedene Gipfel mußten mit Marken versehen und darum bestiegen sowie theils trigonometrisch theils barometrisch gemessen werden. Auf diese Weise wurde schon eine große Förderung der wissenschaftlichen Gebirgskunde ganz im Allgemeinen erreicht. Denn es waren dies nicht allein die ersten Höhenbestimmungen für größere Gipfel in Peru

und überhaupt in Amerika, sondern es fehlte an dergleichen damals auch sonst noch derartig, daß man in Europa nur erst 13 Gipfelhöhen kannte [1], so daß also diese Expedition mehr oder minder den Anfang ausgiebigerer Höhenmessung schlechthin bezeichnet. [2] Sodann aber waren die Theilnehmer auch bereits Männer von eigentlich naturwissenschaftlicher Bildung, so daß der gelegentliche Aufenthalt im Cordillerengebiet nicht nur zur Bereicherung der Topographie der letzteren führte, sondern auch in allem Uebrigen ein reiches Beobachtungsmaterial ergab. Es wurden reichste ethnographische, mineralogische, geologische, zoologische und botanische Bemerkungen, in letztgedachter Beziehung selbst solche von praktischem Werthe, z. B. über den Cinchona-Baum, den Produzenten des Chinin, beigebracht, sowie sogar kartographische Aufnahmen gemacht, nicht zu reden von hoch interessanten Forschungen, die nur noch theilweise oder gar nicht mehr mit dem Gebirge zu thun hatten, so bezüglich der Lothablenkungen gewaltiger Bergmassen, die bis dahin erst theoretisch von Newton behauptet worden war, und der mehrmaligen regelmäßigen täglichen Schwankungen des Barometers, welche auf dieser Reise zum erstenmale beobachtet wurden.

Bedenkt man, wie eine derartige umfassende wissenschaftliche Gebirgsforschung bis dahin überhaupt noch nicht vorgekommen, so kann man wohl behaupten, daß die beregte Expedition nicht nur die erste wissenschaftliche Gebirgsreise in Südamerika, die würdige Vorläuferin der nachmaligen großen Reisen eines Hum-

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 488.

[2] Für die Geschichte der Orographie hat diese Expedition auch noch deshalb Interesse, weil seit ihrer Zeit der übrigens annähernd richtig bestimmte Chimborazo bis 1818 den Rang als höchster Berg der Erde und bis 1828 den als höchster Gipfel Amerikas behauptete, wie andererseits der Montblanc seinen Ruhm, der Monarch der Erde zu sein, von derselben Zeit ab einbüßen mußte und die lange überschätzten Alpen überhaupt als ein im Betreff der Höhe untergeordnetes Gebirgssystem zu erscheinen anfingen. Peschel, ebend. 610.

boldt, Tschudi, Pöppig, Darwin, Reiß-Stübel, Güßfeldt u. A. auf dem gleichen Terrain, — sondern die erste wissenschaftliche Gebirgsreise wenigstens größeren Maßstabes überhaupt gewesen. Alles das berechtigt uns dazu, auf die Details hier etwas näher einzugehn.

Drei französische Gelehrte, Bouguer, Lacondamine und Godin waren es, welche zu der gedachten Gradmessung ausgesendet wurden. Zu ihnen gesellten sich noch zwei spanische Offiziere, Antonio Ulloa und Jorge Juan. Auch wurde zur Beschreibung der Gewächse außerdem der Botaniker Joseph Jussieu mitgenommen. Am 16. Mai 1735 verließen diese Männer Europa und begaben sich zunächst nach den Inseln St. Domingo und Martinique, wo sie versuchshalber schon einige niedrigere Berge erklommen und maßen.[1] Von dort aus begaben sie sich über die Landenge von Panama nach der Peruanischen Küste, woselbst sie am 9. März 1736 und zwar auf der Rhede von Manta vor Anker gingen.

Während die Uebrigen von hier bald nach Guayaquil weiter segelten, blieb Condamine, der bedeutendste oder doch unternehmendste von Allen, zurück, um den weniger begangenen direkten Weg nach Quito zu versuchen. Derselbe stellte sich als äußerst beschwerlich dar. Der ganze Boden war mit Urwald bedeckt, durch den der Reisende sich vielfach erst mit der Axt den Weg bahnen mußte. „Ich marschirte“, so schreibt er[2], „mit dem Kompasse und dem Thermometer in der Hand mehr zu Fuße als zu Pferde.“ Zudem regnete es „ordentlicher Weise“ alle Tage Nachmittags. Dabei schleppte der unermüdliche Mann auch noch verschiedene Instrumente und einen großen Quadranten, „woran zwei Indianer genug zu tragen gehabt hätten.“ Trotzdem pflückte und

---

[1] S. Bouguers „kurze Beschreibung“ im Anhang zu Condamine's „kurzer Beschreibung einer Reise in das Innerste von Südamerika“ in „Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen“, Göttingen 1751, 2. Thl. S. 339.

[2] „Geschichte der zehenjährigen Reisen“ ꝛc. von J. C. S., Erfurt 1763, Seite 10.

zeichnete er eine große Anzahl Pflanzen, die er dann dem Herrn de Jussieu zustellte. Von seinem Führer verlassen, mußte er aber acht ganze Tage in diesen Waldwüsten zubringen. Bananen und einige wilde Früchte waren schließlich seine einzige Nahrung. Endlich aber kam er aus dieser Einsamkeit heraus.

Dafür galt es nun, wilde Felsmassen mit jähen Abstürzen, die von den Strömen des geschmolzenen Schnees ausgehöhlt waren, zu überwinden. Auch diese Ströme selbst wollten wiederholt auf schwanken Lianenbrücken überschritten sein. Doch fanden sich in diesen Regionen wenigstens einige kleine Indianerdörfchen. In einem derselben versetzte der Forscher, da ihm schließlich auch das Geld ausgegangen war, beim Pfarrer Quadranten und Felleisen, um nur Indianer und Maulesel miethen zu können. Beim weiteren Anstieg verschwand das Gehölz immer mehr; es wurden nur noch Sand und ganz oben kahle, verbrannte Felsen sichtbar. Endlich auf dem Passe nahe am Pichincha zeigte sich das prachtvoll bebaute Thal von Quito, ein Anblick, der den glücklichen Reisenden an die schönsten Landschaften seiner Heimath erinnerte. Beim Abstieg beobachtete derselbe eine merkwürdige Wandlung; aus der Region winterlicher Kälte gelangte er unvermerkt in die gemäßigte Wärme, durch die ein französischer Mai sich auszeichnet. Ebenso überraschte ihn die Wahrnehmung, daß die Bäume Blüthe, Knospen und Früchte zugleich trugen. Auch sah er an einem und demselben Orte und einem und demselben Tag säen, pflügen und ernten. Am 4. Juni zog er in Quito ein.

Fast zu gleicher Zeit kamen dort auch die übrigen Mitglieder der Expedition an, die den Weg über Guayaquil gemacht hatten. Auch ihnen war keine leichte Reise beschieden gewesen. Namentlich klagt Bouguer über die häufigen und tief eingeschnittenen Regenbäche. Man brauche meist einen halben Tag, um von dem jähen Gehänge bis zu ihnen niederzusteigen, und ebenso einen halben Tag, um jenseits wieder emporzuklimmen, so daß man sich schließlich am Abend von dem Ort, von wo man früh aufgebrochen,

in Luftlinie nur wenig entfernt sähe. „Die Maulesel werden so müde, daß man sie, wenn sie sieben bis acht Schritte heraufgethan haben, stille stehen lassen muß, damit sie sich ein wenig erholen mögen." Dazu gesellten sich so furchtbare Regengüsse, daß man nicht einmal ein Feuer entflammen konnte. Schließlich aber hatte man doch die Höhe nahe am Chimborazo erreicht und der Blick von da auf das liebliche Thal von Quito erquickte auch diese Reisenden.[1] Bouguer ist sich, nebenbei bemerkt, wohl bewußt, daß er die Reise gemacht, die einst Alvarado mit seiner Armee zurückgelegt, und beschreibt dieselbe mit einer Genauigkeit, die uns beweisen kann, welche Anregung die Gebirgsmärsche der ersten Eroberer für die Folgezeit ausgeübt.

Ehe aber die Expedition in Quito, ihrem Hauptquartier, ihre Arbeiten beginnen konnte, galt es, die aufgezehrten Gelder zu ergänzen. Daher wurde Condamine nach der Hauptstadt Lima abgeordnet. Er machte die beschwerliche Landreise dahin in fünf Wochen, vom 19. Januar bis 28. Febr. 1737, und lernte schon dadurch einen bedeutenden Theil des Cordilleren-Gebietes kennen, wie er denn auch, ausgerüstet mit vielen entsprechenden Instrumenten, eine karthographische Aufnahme von den durchzogenen Landschaften ausführte. Die Rückreise wurde zur See und über Guayaquil bewerkstelligt und nach noch nicht 5 Monaten langte der rüstige Mann in Quito an.

Nunmehr ging es ungesäumt an größere Messungs- und Forschungsarbeiten. So wurde z. B. die Ostcordillere über-

---

[1] Auch Bouguer weiß übrigens, ebenso wie Condamine, ganz klar die Ursache der günstigen Lage von Quito zu schildern: „Dies kommt daher, daß dieses Land von den Cordilleren eingeschlossen ist, welche ein doppeltes Gebürge sind, und welche als 2 Mauern es auf der östl. und westlichen Seite von dem übrigen America absondern." Wie oft sind trotz dieser frühen Nachricht von der parallelen Gliederung der Anden dieselben doch noch und bis an unsere Zeit heran in Büchern und auf Karten als eine Kette dargestellt worden!

stiegen und das bis dahin noch wenig bekannte Gebiet von Tangualo besucht und aufgenommen. Der gastfreundliche Marquis von Maënza, dem die ganze Gegend gehörte, hatte zu diesem Zweck auf dem Gipfel des Berges Gnugu Urcu (deutsch: der Zitzenberg, wie die deux Mamelles bei Philippeville in Algerien) eine Wohnung für Condamine und einen Schirm für seine Instrumente bauen lassen. Leider machten dichte Nebel alle diese Anstalten unnütz. Bei der Rückkehr besuchte unser Franzose noch den nahe des Weges gelegenen See Quillotoa, der auf der Höhe eines Berges lag und in den Sagen der Einheimischen eine große Rolle spielte. So sollte vorzeiten in der Mitte des Bassins eine Insel mit einer Schäferei sich befunden haben, die aber die immer anwachsende Wassermasse schließlich verschlungen hätte u. a. m. Condamine erkannte dagegen das Wasserbecken als einen alten Krater, der zuweilen wohl noch arbeiten mochte.

In gleicher Weise begab sich unser Reisender auch noch einmal in das Gebiet der Küstencordilleren, westlich von Quito, das er bei seinem Marsch vom Meere herauf durchzogen hatte. Hier ließ nämlich, jedenfalls auf seine Anregung, Don Pedro Maldonado von Quito einen neuen Weg nach dem Ozean hinab anlegen. Bei dieser Exkursion hatte Condamine das Unglück, infolge einer starken Erkältung, die die beschwerlichen Ausflüge ihm zugezogen, sein Gehör theilweise zu verlieren. Aber sein Eifer wurde dadurch nicht geschwächt. Immer neue Wanderungen wurden unternommen.

Den ersten Rang unter diesen nimmt die Bewältigung des Pichincha ein, sowohl hinsichtlich der Mühe, die sie verursachte, als bezüglich des Fleißes, den die Forscher gerade auf sie verwandten und der Resultate, die hier erreicht wurden. Auch ist diese Besteigung nicht nur die erste, die in den Cordilleren, sondern überhaupt eine der ersten, die in der Höhenzone des Montblanc ausgeführt wurden. Dabei unternahm man die wenn auch nicht allzu schwere Tour wiederholt, zuerst 1737, zuletzt im Juni 1742, und der Aufenthalt auf dem Gipfel dehnte sich über Tage

und selbst Wochen aus. Es wurden auch verschiedene von den Spitzen, in die der Berg zerfällt, namentlich selbst die den thätigen Krater tragende Höhe, besucht, und die eingehendsten Beobachtungen über Temperaturen, Schneeverhältnisse, Gesteine, Wolkenphänomene u. dergl. angestellt. Besonders günstig für die Reisenden war es, daß sie von der freien Höhe aus auch Zeugen eines furchtbaren Ausbruchs des Cotopaxi, den sie dort sich gerade gegenüber hatten, werden durften.

Gelegentlich des letzterwähnten Aufstiegs hatte Condamine das Unglück, sich zu verirren und im Freien campiren zu müssen, am ganzen Leib naß und die Füße in geschmolzenem Schnee, so daß er fast erfroren wäre. Ueberhaupt trug der gedachte Bergriese in jenem Jahre so viel eisige Massen, daß das Vordringen bis zum Krater mit großen Gefahren verbunden war. Auf der Höhe machte der unermüdliche Forscher aber gleichwohl gar den Versuch, mittelst des Compasses den Berg aufzunehmen.

Anlangend den ersten Aufenthalt der Reisenden[1] auf diesem Gipfel, so hatten sie ihr Quartier 971 Toisen über Quito, d. h. also 2430 Toisen = 14580 F. über dem Meere aufgeschlagen. Sehr treffend sagt hierüber der Autor: „Um sich einen sinnlichen Begriff von dieser ungeheuren Höhe zu geben, so muß man bedenken, daß, wenn der Abhang des Erdreichs in Stufen, jede von einem halben Fuß hoch, abgetheilet würde, so würde man 29160 Stufen von der See bis auf die Spitze des Pichincha erhalten."

Die Wohnung der Männer da oben bildete „eine Hütte, deren Giebel, welcher von zwei Gabeln unterstützt wurde, ein wenig über 6 Fuß hoch war. Einige Stangen, die zur Rechten und Linken angelehnet waren, und wovon das eine Ende auf der Erde stand, da indessen das andere gegen den Giebel oder die Decke gestützt war, machten das Zimmerwerk des Daches aus, und

---

[1] Dies und das Folgende entnehmen wir dem Tagebuch Condamine's, abgedruckt in der bereits citirten „Gesch. der 10jährigen Reisen" 2c. S. 130 ff.

dieneten zu gleicher Zeit zur Mauer." „Alles war mit einer Art von zarten Binsen bedeckt, die auf den meisten Gebirgen des Landes wachsen." Der Raum für diese Baracke war nur dadurch beschafft worden, daß man „eine sandige Spitze geebnet hatte." Trotzdem fiel auf beiden Seiten das Terrain so jäh ab, daß man kaum einen schmalen Fußweg hatte anlegen können. Aus dem ganzen Arrangement, wie ein solches bis dahin wohl noch kein Berggipfel der Erde gesehen hatte, erhellt gewiß aber auf's Neue, mit welch wissenschaftlichem Ernst diese Expedition zu Werke ging.

Natürlich war der Aufenthalt auf der Höhe, der sich damals auf drei Wochen ausdehnte, mit nicht geringer Mühsal verbunden. „Unser Dach wurde fast alle Nächte unter dem Schnee begraben. Wir empfanden daselbst eine überaus große Kälte."[1] Trotzdem wurde den Forschern die Ehre eines Besuches zu Theil. Zwei vornehme Einwohner von Quito, neugierig, zu erfahren, was denn die merkwürdigen Fremden so lange da oben machten, kamen auf ihren Mauleseln bis an den Fuß des Berges und entschlossen sich

---

[1] Ausführlicher spricht sich über diese Mühsale Bouguer in dem ebenfalls schon citirten „Anhang", S. 354 ff. aus: „Die Kälte war so stark, daß einige unter uns scorbutische Anfälle empfanden, und daß die Indianer und anderen Bedienten, die wir aus dem Lande mit uns genommen hatten, mit einem heftigen Reißen im Leibe geplagt wurden. Sie gaben Blut von sich, und einige waren genöthigt, herunter zu gehen." „Wir hatten oft, wenn wir des Abends speisten, mitten unter uns ein irdenes Gefäß mit Feuer nebst vielen Wachsstöcken und angezündeten Lichtern; die Thüre unserer Hütte war mit doppelten Fellen vermacht, und dem ohngeachtet fror das Wasser in unsern Gläsern." „Wir befanden uns fast allezeit in einem Gewölke. Zuweilen veränderte sich der Himmel drei- oder viermal in einer halben Stunde. Auf ein Ungewitter folgte das schönste Wetter und einen Augenblick hernach hörte man wieder den Donner, um desto stärker, weil er so nahe bei uns war. Unser Fels that in Ansehung desselben beinahe eben dieselbe Wirkung, als eine Klippe im Meere, an welcher sich alle Wellen brechen." Bei dem letzten Aufenthalt auf dem Pichincha 1792 im Juni waren die Reisenden oft tagelang eingeschneit und von der Außenwelt abgeschnitten. Der Schnee fiel häufig noch 1000 Klafter unter ihnen. Mitunter mußten sie alle Hände anlegen, um zu verhüten, daß die Schneemassen nicht das Zelt, das sie damals erbaut hatten, zusammendrückten. S. 365.

schließlich, auch die letzte Höhe, die man nur auf Händen und Füßen und auch da nicht ohne Gefahr erklimmen konnte, zu nehmen. Mit Interesse sahen die Reisenden von oben herab, wie die beiden Leute bald vorwärts rückten, bald wieder Miene machten, umzukehren. Endlich aber erreichten sie doch, unterstützt von den Indianern der Expedition, die steile Höhe, wo sie den freundlichsten Empfang fanden. „Wir theilten alle unsere Reichthümer mit ihnen", bemerkt unser Franzose witzig, „sie fanden aber, daß wir besser mit Schnee als mit Wasser versorgt waren."

Die erwähnten zahllosen Schwierigkeiten vermochten jedoch, wie bereits betont, nicht, die eifrigen Forscher von allen möglichen Beobachtungen zurückzuhalten. Namentlich wurde selbst ein zu dem Zwecke besonders stark construirtes Pendel aufgestellt und Schwingungsbeobachtungen gemacht, „wie sie bis dahin in solcher Höhe noch nie stattgefunden hatten."

In ähnlich ausgiebiger Weise wurden auch zahlreiche andere Hochgipfel erstiegen, so der Cota-Catche, der Pambamarca, der Tanlagoa, der Changalli, der Corazon von Barnuevo, der Papa Urco, Puca Uaico, der Milin, der Chusai u. a. Im Ganzen wurden allein von Anfang August 1737 bis Ende Juni 1739 von Bouguer und Condamine 35, von Godin 32 Berge genommen.

Manche von diesen repräsentirten zwar nur geringere Höhen, manche aber zählten auch zu den eigentlichen Hochgipfeln und waren schwer zu besteigen. So ergab der Corazon eine Höhe von nicht weniger als 2476 Klaftern, das ist noch 36 Klafter mehr als der Pichincha.[1]

Einige dieser Höhen wurden auch gleichzeitig von verschiedenen Mitgliedern besucht, um correspondirende Beobachtungen anstellen zu können. So befand sich Godin auf dem Pambamarca, während Condamine und Bouguer auf dem Pichincha weilten.

---

[1] Auch der von Condamine erstiegene Assnay ist dem Pichincha ebenbürtig, nämlich nur 90 Toisen niedriger als dieser.

Natürlich waren derartige Parforcetouren mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Oft ergriffen die feigen indianischen Führer die Flucht, nicht selten gerade an prekären Punkten oder auf den Gipfeln selbst, wo man nicht so leicht andere Leute beschaffen konnte. Häufig „reichte selbst die Gewalt der spanischen Statthalter, das Ansehen der Pfarrer und ein doppelter, ja dreifacher Lohn nicht zu, Wegweiser, Maulthiere und Träger zu bekommen".

Speziell für die orometrischen Aufgaben der Reisenden erwuchs auch daraus oft eine große Verdrießlichkeit, daß eingeborene Hirten sich der Stangen, Stricke und Pfähle bemächtigten, so daß, wenn die Expedition, vielleicht nach langen Regentagen bei endlich erschienenem günstigen Wetter, anlangte, nichts zu thun war und man dann wieder ganze Wochen lang in der Kälte und in dem Schnee auf den versäumten günstigen Augenblick warten mußte. Beispielsweise wurde das einzige Standzeichen auf dem Pambamarca nicht weniger als siebenmal erneuert.

Auch die in der großen Höhe besonders wüthenden Elemente verursachten nicht geringe Leiden. Wiederholt, so bei der Rückkehr vom Corazon, wo sie 28 Tage geweilt hatten, wurden sie von fürchterlichen Hagelwettern oder undurchdringlichen Nebeln, durch deren einen sie einmal sogar ihre Maulesel verloren, überrascht, bezieh. zum Uebernachten im Freien gezwungen. Auf dem Chusai, wo sie 40 Tage zubrachten, wären sie einem von Hagel, Schnee und Donner begleiteten entsetzlichen Sturme fast zum Opfer gefallen. Es war Nachts 2 Uhr, als sie damals durch ein fürchterliches Getöse aufgeschreckt wurden. „Die meisten Zeltstücke waren ausgerissen; die Felsenstücke, welche gedient hatten, sie zu halten, rollten über einander; die Wände des Zeltes waren zerrissen und mit Reif überzogen, so daß die abgerissenen und von einem gewaltigen Winde bewegten Leinen wider die Zeltstangen und das Querholz schlugen, und die drei Meßkünstler mit ihren Trümmern zu bedecken drohten."

Bei solchen Katastrophen waren meist sowohl die Indianer als, ihrem Instinkte folgend, auch die Reitthiere verschwunden. Einmal fand man eins der Pferde in einem Bergstrome ersoffen, wohinein es ohne Zweifel der Wind gestürzt hatte. Die Gefahren waren so groß, daß man einst in einem Flecken, der in der Nähe eines der von der Expedition gerade bestiegenen Berges lag, sogar öffentliche Gebete für die Fremden anstellte, die man unter Blitz, Donner und Wolken droben schon umgekommen wähnte.

Selbst den beiden berühmtesten und unnahbarsten Hochgipfeln Ecuadors, dem Chimborazo und dem Cotopaxi, gingen die furchtlosen Franzosen bis zu bedeutender Höhe zu Leibe. Auf den Gehängen des ersteren machten ihnen namentlich große Schneeklumpen, die mit Sand vermengt und verhärtet waren, zu schaffen. „Sie lösten sich von dem Gipfel des Berges ab und stürzten sich in die tiefen Klüfte, wo das Zelt zwischen Klippen stand.“ Sie wurden oftmals durch dies Geräusch geweckt, „welches der Widerhall verdoppelte und welches sich bei der Stille der Nacht noch zu vermehren schien“.

Auf den Cotopaxi gelangte Condamine sogar zweimal, das letzte Mal ganz allein. Infolge der Flucht seiner Diener mußte er dort zwei Tage ohne Feuer unter einem mit Schnee bedeckten Zelte zubringen, ohne daß es ihm möglich war, diesen Schnee zu seinem Bedarf in Wasser zu verwandeln. Er fand sich des Lichtes beraubt und mußte Kälte und Durst ausstehen. „Bei dem ersten Strahl der Sonne half ihm das Ocular-Glas aus seinem Perspektive, welches zu einem Brennglase gemacht wurde, aus diesem verdrießlichen Zustande.“ Dagegen hatten die Reisenden, wie sie dies insgesammt und wiederholt betonen, von einer eigentlichen Höhenkrankheit nicht zu leiden. Alle Schwächezustände, von denen sie allerdings öfters befallen wurden, erklärten sie als Folge der Kälte und der großen Anstrengungen, aber nicht der verdünnten Luft.[1]

[1] Bouguer, „Anhang“ 2c. S. 354 f. u. 335.

So groß aber auch ihre Drangsale gewesen sein mochten, der Lohn war ebenfalls nicht unbedeutend. Kamen ihnen doch selbst mehrere seltene Glücksumstände zu Gute, so der schon erwähnte Ausbruch des Cotopaxi, den sie vom Pichincha aus beobachteten. Ein viel großartigeres Schauspiel noch gewährte aber der Ausbruch des Sangai, von dem sie auf dem Chusai Zeuge wurden. „Die ganze eine Seite des Berges schien in Feuer zu stehen, sowie die Mündung des Berges selbst. Es floß ein Strom von Schwefel und entflammtem Harze heraus, welcher sich ein Bette mitten in dem Schnee gehöhlt hatte, womit der brennende Herd des Gipfels beständig gekrönt ist."

Auch die Atmosphäre bot öfters wunderbar prächtige und zugleich belehrende Anblicke.[1] Nicht selten sahen die Reisenden ungeheure Wolkenmassen, die ihnen den Anblick der Landschaft völlig entzogen, tief unter sich gelagert, „Klumpen von Baumwolle" ähnlich; dann wieder fanden sie sich von ihnen eingehüllt, so daß sie in den leichten Dunstmengen wie im Aether zu schweben schienen. Eigenthümlich war auch das Schauspiel, wenn eine Wolke sich zertheilte und ihnen die Sonne sehen ließ, „welche mit einem großen Glanze aufging". „Die Wolke zog sich nach der andern Seite, sie war nicht dreißig Schritte entfernt, als ein jeder von uns auf derselben seinen Schatten, und zwar nur seinen Schatten alleine sahe, weil die Wolke nicht eine an einander hangende Fläche darstellte. Weil sie gar nicht weit von uns entfernt war, so konnte man alle Theile des Schattens deutlich erkennen; man sahe die Arme, die Beine, den Kopf. Aber das, so uns in Verwunderung setzte, war dieses, daß der Kopf mit einem Kreise von Strahlen gezieret war, der aus drei oder vier conzentrischen Kronen bestand. Eine jede hatte sehr lebhafte und eben die verschiedenen Farben, als der Regenbogen." „Uebrigens wird diese Lufterscheinung nur auf den Wolken abgebildet, die voller

[1] Ebenda S. 357.

Eistheilchen sind, aber nicht auf denen, die aus Regentropfen bestehen, sowie es mit dem Regenbogen geschieht." Dazu macht Bouguer noch die gewiß richtige Bemerkung, daß diese eigenthümliche Naturerscheinung, die heutzutage allerdings wohl bekannt ist, vor ihnen noch von Niemandem beobachtet worden sein dürfte, „denn es geschieht zu einer ungewöhnlichen Stunde, da sonst niemand, als Leute, die Liebhaber der Naturlehre sind, sich auf dem Gipfel eines hohen Berges zu befinden pflegen".

Desgleichen boten auch die Verhältnisse des ewigen Schnee's manches Interessante, das den wißbegierigen Forschern nicht entging. Sie lernten beispielsweise an der Höhe, mit welcher ein Berg über die Schneegrenze hinausragte, seine ungefähre Höhe überhaupt schätzen, das heißt also eine bestimmte untere Schneegrenze für das durchforschte Gebiet finden, wobei Bouguer beiläufig schon den Gedanken ausspricht, daß man auch von einer oberen Schneegrenze, jenseits welcher es keine Niederschläge also auch keinen Schnee mehr giebt, würde sprechen können, wenn Berge bis zu solcher Höhe, die er auf 3500—3600 Klafter schätzt, aufragten.

Ebenso ließen sich in geologischer Beziehung auf den zahlreichen Bergtouren unserer Reisenden bedeutsame Beobachtungen anstellen, da, wie Bouguer betont [1], „in Peru mit leichter Mühe das Inwendige der Erde bis zu einer sehr großen Tiefe besehen werden kann, weil dort alles voller Regenbäche ist. Man darf nur in dieselben hinuntersteigen, so wird man alle Eigenschaften der verschiedenen Lagen der Erde sehen, und es ist was besonderes, daß keine Fossilien darin gefunden werden." „Es scheinet daselbst alles ein Werk des Feuers (nicht oftmaligen Anflusses) zu sein." —

Auch die Heimkehr wenigstens von zweien unserer Forscher sollte noch einige Ausbeute für die Gebirgskunde bringen. Bou-

---

[1] Bouguer, „Anhang" 2c. S. 367.

guer nämlich machte den Uebergang in das Thal des Magdalenenstromes und gelangte durch dasselbe abwärts an das Meer. Lacondamine aber zog am Cotopaxi vorbei durch wilde Gegenden der Ostcordillere, wo er noch einmal alle möglichen Strapazen ausstehen und zwei seiner Indianer vor seinen Augen vom Blitz getödtet werden sehen mußte, nach Cuenca und von da über Zaruma, wo er zum letzten Male den Anblick des Stillen Ozeans von großer Höhe herab genoß, und Loja an den Chinchipe, einen Nebenfluß des Amazonenstroms, auf welch letzterem dann die Reise nach dem Atlantischen Ozean und Spanien angetreten wurde. Wie er in seiner Schilderung[1] verräth, hatten ihn zu dieser großartigen Durchquerung des südamerikanischen Continents die Vorbilder aus der Eroberungszeit begeistert, so daß wir deren Einfluß also auch hier wieder finden. —

Angesichts der unverkennbar großartigen Durchforschung, die, wie wir bisher sahen, die südamerikanischen Anden in den kurzen zwei Jahrhunderten von 1530—1740 erfuhren, wird es auffallen, daß dagegen die gleichnamigen Gebirgsränder im Westen von Nordamerika jenseits Mexicos fast ganz in ihrem Dunkel verbleiben. Man muß indes bedenken, daß der Kiel bei den Fahrten der großen Entdeckungsperiode ja immer ostwärts nach Asien gerichtet blieb und daß nur das, was mehr oder minder an diesem Wege lag, entschleiert wurde, wie eben das Terrain zwischen den beiden Etappen der großen Straße, dem Isthmus von Panama und dem Magellans-Sund.

Aber auch noch ein tieferer Grund ist dafür geltend zu machen, daß die Westküste von Nordamerika fast unbeachtet liegen blieb. Die Entdecker waren in der ersten Hälfte der großen Epoche Leute von der pyrenäischen Halbinsel, mittelländische Romanen. Instinktiv drangen diese in der neuen Welt nicht weiter nordwärts, als bis wohin etwa das Klima reichte, das sie in der

---

[1] „Kurze Beschreibung" ꝛc. in der Göttinger Sammlung S. 198.

Heimath hatten. Es ist hoch interessant zu sehen, daß der 40. Breitengrad, der etwa die Mitte Spaniens schneidet, zugleich auch ungefähr die Nordgrenze der hispanischen Eroberungen und Ansiedelungen in der neuen Welt markirt. Weiter nordwärts eigneten sich die Verhältnisse mehr nur für die germanische Welt. Diese aber, die viel später erst als die romanische an die ihr zufallende Arbeit ging, hatte, da sie naturgemäß von der Ostküste aus in das neue Gebiet eindrang, einen weiten Weg bis zur fernen Andenkette vor sich.

So ist es gekommen, daß, während die südamerikanischen Gebirge so früh schon bekannt wurden, die des Nordens erst an's Licht traten, als bereits eine andere Zeit erschienen war, als die, von der wir reden. Vermuthlich wären auch die südamerikanischen Anden ungleich später entschleiert worden, wenn die Europäer statt von der nahen Westküste aus von Osten her durch die weiten Niederungen zu ihnen hätten vordringen müssen, wo ihnen nicht, wie dort, die hohe Kultur der Inkas sondern nur jungfräuliche Wildniß entgegengetreten sein würde. —

V.

Der Anbruch der Neuzeit.

1. Arbeiten in den europäischen Gebirgen überhaupt.

So bedeutend auch in mancher Hinsicht die Gebirgsforschung in den fremden Erdtheilen genannt werden muß, sie verschwindet doch fast bei einem Vergleich mit dem, was in dieser Hinsicht in dem nämlichen Zeitraum in Europa geleistet worden ist. Freilich lagen auch hier die Verhältnisse ungleich günstiger. Das in Betracht kommende Terrain war bei Weitem nicht so ausgedehnt,

dazu seine Erhebungen weniger hoch und an sich schon zumeist leichter zugänglich, dabei infolge der dichteren Bevölkerung bereits seit langem viel überschritten und mehrfach bis in die innersten Thäler hinein besiedelt.

Das erstere der beiden letzt erwähnten Momente trat in der Zeit, von der wir reden, noch stärker zu Tage, weil in derselben ja eben, bedingt durch die großen Pilger- und Entdeckungsfahrten, die Handelsinteressen doppelt stark sich geltend machen. So brachte der Pelzhandel, den die damals so blühenden oberitalienischen Republiken mit Sibirien unterhielten, eine häufige Ueberschreitung des Ural mit sich.[1] Vor Allem aber waren es wieder die Alpen, welche, infolge ihrer eigenthümlichen Erstreckung quer durch das Herz des Erdtheils hindurch, jetzt, bei der rasch wachsenden Bedeutung des germanischen Elementes, einen noch ungleich stärkeren Verkehr über ihre Ketten hinweg sehen durften, als dies schon in römischer Zeit der Fall gewesen war.[2]

Daher haben wir jetzt auch eine zweite Epoche des Alpenstraßenbaues vor uns. Vielfach werden die alten Römerstraßen ausgebessert und corrigirt, mehrfach aber auch ganz neue Uebergänge eröffnet. Nur das Bedeutendste davon sei hier angeführt.

Im 15. Jahrhundert wird, wie bereits betont, ein Weg von Mont Dauphin im Durance-Thale über das Gebirge nach Saluzzo im Po-Thale geschaffen. Bei diesem schwierigen Werke wurde beiläufig sogar schon ein bedeutender Tunnelbau unternommen. Es wird nämlich das berühmte, 400 m lange Trou de la Traversette ausgehauen.[3] In der gleichen Zeit (1470) legt man auch den ersten Fußpfad durch die Rheinengen oberhalb Thusis, die sogenannte Via mala, an, während die Römerstraße

---

[1] Ritter, Geschichte der Erdkunde rc., 1880, S. 138.

[2] Zahlreiche Reminiscenzen an diese rege Communikation zwischen Oberitalien und Deutschland über den Alpenkamm hinweg finden sich noch jetzt daselbst. Vielleicht hat auch der „Venediger“ daher seinen Namen erhalten.

[3] Daniel, Handb. d. Geogr., 4. Aufl., Bd. III, S. 114.

dortselbst über die Höhe lief.[1] 1738 und 39 wurden auch schon die Steinbrücken jenes berühmten Defilés errichtet. Einen für die damals noch so unausgebildete Technik immerhin bedeutsamen Triumph feierte die alpine Straßenbaukunst ferner im Jahre 1707, wo an der Gotthardroute an Stelle des bis dahin an Ketten über den Strom hängenden Balkenweges, der sogenannten „stäubenden Brücke", das „Urner Loch" eingesprengt wurde.[2] Wenig später, 1728, wurde auch die Semmeringstraße und zwar angeblich in 48 Tagen völlig neu gebaut.[3] Selbst die im Mittelalter in so großartiger Weise betriebene Gründung von Hospizen an den Pässen wird fortgesetzt. Beispielsweise errichtet die Landschaft Hasle 1757 das allbekannte Grimselhospiz und zwar vorzugsweise mit Rücksicht auf die zahlreichen den Käsehandel zwischen Italien und der Schweiz betreibenden Säumer.[4] Der originellste Bau dieser Zeit dürfte aber die Gemmistraße sein, welche von den Kantonen in den Jahren 1737—41 angelegt wurde[5], eine der denkwürdigsten Schöpfungen der menschlichen Hand in der Gebirgswelt überhaupt, an Kühnheit nur von den Werken der jüngsten Zeit überboten.

Angesichts eines in dieser Weise so lebhaft unterhaltenen Verkehrs über die Gebirge Europas in der behandelten Zeit wird es nicht Wunder nehmen, wenn diese heimathlichen Erhebungen in jener Periode auch ziemlich bekannt sind. Auf Mercators Karten (16. Jahrh.) finden wir bereits alle Hauptgebirgszüge unseres Erdtheils „in schicklicher Lage."[6]

---

[1] Meyer, Schweiz, 9. Aufl. S. 144.

[2] Ebenda S. 440.

[3] Meyer, Deutsche Alpen, östl. Thl., 1880, S. 413.

[4] Meyer, Schweiz S. 586. Auch das jetzige Gebäude auf dem großen St. Bernhard stammt aus unserer Periode, nämlich aus dem 16. Jahrh. Ebenda S. 767.

[5] Ebenda S. 613.

[6] Peschel, a. a. O. S. 380.

Indeß sind doch immerhin nur erst die elementarsten Kenntnisse vorhanden. Es entspricht noch ganz dem Charakter der alten Zeit, wenn man von dem eigentlichem Innern der Gebirge noch immer meist nur die Päſſe aber keine Gipfelhöhen kennt, um eine wenn auch noch so nahe liegende Gliederung der Ketten sich nicht kümmert.

Einen recht auffallenden Beleg bietet hierfür die Geschichte des Großglockner. Noch 1580 finden wir auf der Karte von Wolfgang Lazius weder ihn noch die Tauern überhaupt, sondern an Stelle der letzteren nur einen Wald [1], womit die Alten — und das ist charakteristisch für ihren geringen Höhensinn — ja von Haus aus alle auch die markirtesten Erhebungen zu bezeichnen pflegten.[2] Jannson [3] kennt zwar die Tauern als zusammenhängendes Gebirge, aber noch lange nach ihm fehlen auf den Karten jegliche Gipfelnamen, nur die einzelnen Uebergänge, die „Tauern", werden aufgeführt. Selbst Valvassor [4] hat ebenfalls wohl die Tauern, aber nicht ihren Kulminationspunkt. Nur Holzwurm nennt den letzteren auf seiner „Karte von Kärnten" [5] als „Glöckner mons" und bezeichnet die Umgebung als „glacies perpetua", ebenso wie er eine auffallend genaue Kenntniß des oberen Möllgebietes verräth. Wunderbarer Weise sind dann aber im Texte des Werkes die niedrigen Höhen um Klagenfurt als die höchsten Berge Kärntens angegeben, die Tauern dagegen ganz übergangen. Erst in Homans Atlanten von Deutschland von 1710, 32 und 33 und auf Peter Anich's Karte von Tirol (1774) finden wir den bedeutsamen Berg definitiv auf seinem Platze. —

---

[1] Nr. 75 in Ortelius' „Theatrum oder Schaubuch des Erdkreiss", 1580.

[2] So bei Livius saltus Pyrenäus, saltus Apenninus pp. Auch der südslavische Name Crnagora bedeutet genau nicht: „Schwarzberg", sondern „Schwarzwald".

[3] Newer Atlas oder großes Weltbuch, Amsterdam 1636.

[4] Topographie des Herzogthums Kärnten, 1688.

[5] In Merians „Topographia provinciarum austriacarum", Francfurt 1649.

So blieb denn selbst betreffs der heimischen Gebirge in den Details noch viel zu wünschen übrig. Doch sollten gerade auf dem Gebiete der Erforschung der europäischen Gebirge ausgiebigere Anfänge einer besseren Zeit sich zeigen. Wissenschaftlich gebildete Einzelreisende treten innerhalb dieser Erhebungen in unserer Periode zahlreicher denn irgendwo, ja hier eigentlich zuerst und in rasch wachsender Zahl auf.

Hierbei machen, wie kaum anders zu erwarten, die für die Alten überhaupt so interessanten Vulkane wieder den Anfang. Namentlich beansprucht der altberühmte Aetna noch lange das Interesse. Schon der fabelreiche Johann de Montevilla[1] scheint sich, ähnlich wie viele morgenländische Pilger in der damaligen Zeit, beim Vorüberfahren den unheimlichen Feuerberg genauer angesehen zu haben. Er schreibt: „Auch ist ein Berg in Sizilia, der allzeit brennt, und nimmermehr erleschen mag, und heist Ethna, etliche heissen in Gylo. Es seindt in Sicilien viel Feuer, die fünff Meylen lang, vnd sind eytel Fewerflammen. Die Berge brennen und verwandeln etwan ire Farben, vnd die Leut in denselbigen Landen richten sich nach denselben farben, und sehen dabey, ob es schön oder Regenwetter seyn wolle. Etlichen Bergen kompt man so nahe, daß man Glut von dannen tragen mag. Und seind nit mehr denn fünfftzehn meylen von Italia vnd meynen etliche, es sei der Hellen halß, denn sie geben gar großes unnatürliches Fewer."

Auch der Kirchherr Rudolf von Suchem[2] (Westphalen), der wenig später den Berg passirt, kann als Beweis dafür dienen, ein wie hohes Interesse man der großartigen Naturerscheinung in jener Zeit entgegenbrachte. Ueberdies trägt sein Bericht schon eher etwas wissenschaftlichen Charakter, wie der des oben erwähnten franzö-

---

[1] „Palaestina, Indien und Persien", deutsch durch Otto von Demeringen, 1322, im „Franckfurter Reisbuch", pag. 405.

[2] Der Bericht (1336—50) im Reisbuch, pag. 435 2c.

sischen „Ritters und Doctors." Er hat ein ganzes Kapitel seines Werkes dem „Berge Beel, welcher sonst Ethna genannt wird," gewidmet. Darin sagt er, daß der „sehr hohe", bei „Kathanea" gelegene Berg, der „Schönberg", ohne Unterlaß wie ein feuriger Ofen zu rauchen und zu brennen pflege, und daß er viel von ihm verbrannte Steine, Pomica genannt, die man zum Pergamentglätten gebrauche, auswerfe. Aus solchem und anderem „Unraht" seien neben diesem Berg andere hohe Berge erwachsen. Auch sei ein feurig Wasser aus dem Berge geflossen, gegen das sie einen Fürhang gemacht. Man sage, daß dort der Eingang zur Hölle, und etwas Wahres müsse daran sein, „da vielerlei Stimmen gehört werden." Auch gebe der Berg Feuer von sich, wenn irgendwo ein Krieg beginne. Das feurige Wasser erscheine wie glühendes Eisen 2c.

Auch den „Berg Vulkanus" (jedenfalls Stromboli) erwähnt der nämliche Autor, weiß jedoch weiter nichts über ihn zu sagen, als daß er auf einer kleinen Insel bei Sizilien stehe und sich ursprünglich auf Sizilien selbst befunden habe, von wo er jedoch durch den heiligen Bartholomäus in's Meer versetzt worden sei.

Ohne Zweifel fanden in unserem Zeitraum auch schon frühe und in größerer Anzahl Besteigungen des Gipfels statt. Sicher wenigstens wurden solche um 1500 durch den bekannten Kardinal Bembo, 1541 durch Fazello, 1554 durch den Mathematiker und Mediziner Borelli ausgeführt, denen 1727 der berühmte holländische Philolog d'Orville, welcher auch ein treffliches Reisewerk über Sizilien (Sicula, 1764, 2 Bde.) veröffentlichte, 1767 Baron Riedesel, 1768 Ritter Hamilton, 1770 Brydone und 1776 Graf Borch folgten[1], bis 1788 mit Spallanzani die Aetnaforschung in das Stadium wahrhaft wissenschaftlicher Arbeit trat, durch welche bereits die neue, jenseits des Rahmens dieses Buches liegende Zeit gekennzeichnet wird.

---

[1] Vgl. Th. Schwarz, „Ueber Fels und Firn", S. 311.

Von anderen vulkanischen Erhebungen Europas findet noch der Puy de Dome bei Clermont Beachtung, doch weniger um seinerselbst als um eines anderen Zweckes willen. Bekanntlich bestieg ihn auf Veranlassung seines Schwagers Blaise Pascal 1647 Perier, um auf der Höhe den Stand des erst kurz vorher erfundenen Barometers mit dem Stand des Instrumentes in der Stadt vergleichen zu können.[1]

Ungleich großartiger als derartige vereinzelte und verstreute Bemühungen gestaltete sich aber in unserer Periode die Forschung in jenem Gebirge, welches nicht allein die hierzu günstigst gelegene und mächtigste Erhebung unseres Erdtheils, sondern das typischste Gebirge der Erde überhaupt genannt werden muß. Dem entsprechend stellt denn auch die Alpenforschung jener Jahrhunderte nicht bloß an sich ein großartiges Werk dar, sondern bezeichnet auch in Wahrheit den Anfang der wissenschaftlichen Gebirgskunde überhaupt.

Freilich diese wissenschaftliche alpine Forschung hat sich selbst erst wieder aus einem anderen Factor herausgearbeitet. Das war das alpine Touristenthum. Dasselbe wurde, obwohl erst in unseren Tagen zu wahrhaft enormem Umfang gediehen, doch schon in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeit geboren, und erzeugte, geradeso wie es heutzutage der gewaltigste Wegebner und Anreger der wissenschaftlichen Gebirgskunde geworden, schon damals einen ersten Anlauf zu denkender Betrachtung alpiner Erscheinungen. Das alpine Touristenwesen ließ zuerst in größerer Anzahl Einzelreisende um des Gebirgs willen sich in dasselbe wagen. Es erweckte ein die alte Gebirgsfurcht überwindendes Interesse für die Bergwelt, dessen Augen sich immer mehr schärften und klärten. Die Hauptmomente dieses interessanten Prozesses mögen im Nachfolgenden kurz gekennzeichnet sein.

Freilich wenn die culturgeschichtlich so interessante Erscheinung

---

[1] Peschel, a. a. O. S. 602 u. 603.

zuerst aufgetreten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Vielleicht ist sie bereits ein Produkt jener großen mittelalterlichen Periode deutschen Kaiserthums, wo so Viele theils als Krieger theils als Musensöhne hin und her über die Alpen zogen und im nördlichen Italien der Kultus alles Schönen blühte. Vielleicht, sage ich, daß damals auch der Sinn und das Verständniß für den Zauber der Berge erwacht ist. Wenigstens ist es einer der Geistesheroen aus jener großen Epoche, der nachweislich als der erste Alpentourist auftritt. Er muß der Vater des so hoch entwickelten Alpensports genannt werden.

Dieser Mann ist kein Geringerer, als der berühmte italienische Dichter Petrarca, und der in Betracht kommende Berg der Mont Ventoux bei Orange, der allerdings nur erst ein Vorberg der Westalpen genannt werden muß, indeß bei seiner Höhe von 1192 m., infolge deren er nicht weniger als sieben Monate des Jahres mit Schnee bedeckt zu sein pflegt, und seinem schroffen Aufbau immerhin ein für jene frühe Zeit recht respectables Versuchsobject zu heißen verdient.[1]

Der Dichter brachte bekanntlich seine Jugendzeit im südlichen Frankreich und zwar theilweise eben in der unmittelbaren Nähe jenes Berges zu. So war denn, wie er ausdrücklich bemerkt, schon frühzeitig der Wunsch, einmal auf die Zinne des weithin sichtbaren Gipfels zu steigen, in ihm rege geworden. In seinem 32. Jahre sollte ihm derselbe endlich erfüllt werden. Freilich hatte es Mühe genug gekostet, einen Reisegefährten zu finden. Die jungen Leute jener verweichlichten Zeit verspürten zu einem derartigen Unternehmen nur wenig Lust. Nur sein Bruder Gerhard fand sich bereit, mit unserem Poeten die Fahrt auszuführen.

---

[1] Der eigenhändige Bericht Petrarcas über die Tour findet sich in einem seiner Briefe an den Cardinal Colonna, in französischer Sprache wiedergegeben in: Les Ascensions célèbres etc. par Zurcher et Margolle, Paris 1879, pag. 269 ff.

Am 24. April 1336 brachen die Beiden, begleitet von einigen Dienern, von Avignon auf. In dem Städtchen Malaucène, unmittelbar am Fuß des Gipfels, wurde die Nacht zugebracht. Der nächste Tag war der Ruhe gewidmet. Am 26. ging man an das eigentliche Werk, das sich als sauer genug erwies, trotzdem daß der Himmel sein schönstes Gewand angelegt hatte. Auf halber Höhe begegneten die Reisenden einem alten Hirten, der ihnen dringend von ihrem Vorhaben abrieth. Doch dienten seine Vorstellungen nur dazu, sie in ihrem Entschlusse noch fester zu machen. Mit Hast eilten sie weiter, jedoch lediglich um desto früher zu ermatten. Auf einem Felsblock wurde ausgeruht. Indeß zeigte sich die Kraft zum Aufwärtsklimmen nun erst recht geschwächt. Namentlich war dies der Fall bei unserem Dichter, der anfing, auf weiten Umwegen nach bequemeren Pfaden zu suchen, während sein Bruder direkt dem Gipfel zueilte und von der Höhe herab den in der Tiefe Herumirrenden noch verlachte. Endlich aber fanden sie sich doch glücklich auf dem Gipfel vereinigt.

Derselbe zerfällt, nach unserer Schilderung, in mehrere Spitzen. Die höchste derselben endet in einem schmalen Plateau. Der ungeheure Horizont, der sich vor unseren kühnen Pionieren aufthat, raubte ihnen für einige Augenblicke wahrhaft die Besinnung. Die schneebedeckten Hochalpen erschienen ganz nahe. Doch die Pyrenäen suchte das Auge vergeblich. Dagegen waren die Gebirge um Lyon sowie das Meer bei Marseille und Aigues-Mortes wohl zu erkennen. Der Rhone strömte so zu sagen senkrecht unter den Beschauern dahin. „Nie sah ich ein großartigeres, mannigfaltigeres, ergreifenderes Bild."

Dasselbe führte den bekanntlich zu religiöser Schwärmerei so geneigten Dichter sogar zu ernsteren Gedanken. Er zog die Konfessionen des heiligen Augustin, die er immer bei sich führte, aus der Tasche, und der Zufall wollte es, daß er die Stelle im zweiten Buche aufschlug, wo es heißt: „Die Menschen schauen voll Verwunderung die Gipfel der Berge und die Wogen des Meeres

und die Wässer der Ströme und die Bahnen, die die Gestirne beschreiben."

Diese Reflexionen hielten auch noch an während des Abstieges. Bei jedem Schritte sagte sich der Dichter: „wenn ich schon so viel Mühe darauf verwandt habe, um meinen Leib ein ganz klein wenig dem Himmel näher zu bringen, wie sollte ich nicht alles aufwenden, um meine Seele dahin gelangen zu lassen?" —

Wir sehen, die Exkursion war noch ganz ein Kind ihrer Zeit. Gefühlsschwärmerei statt nüchterner Beobachtung. Immerhin aber muß sie als ein erster schüchterner Versuch, die Berge um ihrer selbst willen zu besuchen, von der Geschichte der Gebirgskunde beachtet und registirt werden. —

Der Vater der alpinen Touristik war kein Kind der Alpen. Und in gleicher Weise recrutirt sich bekanntlich auch in unserer Zeit die große Armee der Alpenforscher und Alpensteiger zumeist aus Fremden, namentlich Engländern. Diese Letzteren, denen ohne Widerrede die Kenntniß der Alpen wie der Gebirge überhaupt unendlich viel verdankt, bilden aber durchaus nicht, wie man glauben könnte, eine Erscheinung jüngeren Datums innerhalb der Alpenwelt, sondern sie tauchen ebenfalls schon früh dortselbst auf. Um nicht zu reden von der englischen Villa, die bereits sehr bald am Pilatus erscheint, wie wir erwähnten, so sei nur darauf hingewiesen, daß schon 1664 ein berühmter Botaniker, John Ray, die Bündtner Berge bereiste und ein Werk: Topographical Observations darüber publizirte.[1] Die Reise der Herren Windham

---

[1] S. Scheuchzer, Naturgesch. des Schweizerlandes 2c., Theil I, S. 103, Not. m. Dieser Engländer war übrigens auch bereits nicht weniger original, wie seine Stammesgenossen, die man heutzutage in den Alpen sieht. Er wollte unter Anderem ein Mittel gegen das Blenden des Gebirgsschnees darin gefunden haben, daß man während der Reise die Augen geschlossen halte. „Es hat ihm aber der Austrag gewiesen, daß dieses Mittel mehr schädlich gewesen, als nützlich, weil der durch scharffen Nordwind in sein Angesicht gewähete Schnee auf seinen Augen-Liedern liegen geblieben, und durch erfolgte Erfrierung dieselben bald zu Grunde gerichtet hätte."

und Pockoke in das Chamounix-Thal i. J. 1742, durch welche das letztere erst förmlich entdeckt wurde, ist allgemein bekannt. Ebenso daß wenig später ein Engländer Blaire bereits eine Hütte am Montanvert errichtete.

Indeß auch die Einheimischen blieben nicht unthätig. Nachdem einmal das Interesse für die vaterländischen Berge bei ihnen erwacht war, sehen wir sie gleichfalls in das Heiligthum derselben eindringen. Ja und gerade sie sind es, bei denen die touristische Wanderung auch zuerst und sehr frühe schon einen wissenschaftlichen Anstrich erhällt. Allerdings war dies letztere zunächst auch nur bedingt durch ein praktisch-materielles Interesse. Die Betreffenden waren nämlich zumeist Aerzte, bezieh. Pharmazeuten, die das Verlangen, offizinelle Bergkräuter zu sammeln oder doch zu studiren, nach den Höhen leitete. Immerhin aber ergaben sich auf diese Weise doch die ersten Alpenreisen mit naturwissenschaftlicher Tendenz. Auch traten bald schon zur Botanik andere naturwissenschaftliche Disciplinen, so daß wir schließlich hier die ersten wirklich wissenschaftlichen Alpenreisen haben. —

2. Die alten Schweizer Geographen als Väter der modernen Gebirgskunde.

Wir können aus der großen Zahl der hier in Betracht kommenden Männer natürlich nur die allerwichtigsten nennen. Der erste derselben wenn auch nicht der Bedeutung so doch der Zeit nach ist Joachim Vadianus, Stadtarzt in St. Gallen, später auch Bürgermeister daselbst, der bekannte Humanist und Geograph.

Von ihm rührt die erste wenigstens nachweisbare Besteigung eines höheren Gipfels der Centralalpen her, des sagenumwobenen Pilatus, 1517. Allerdings scheint der Antrieb zu derselben weniger allgemeine Wißbegierde als die Neugier, den mysteriösen See zu sehen, gewesen zu sein, wie denn auch die Exkursion, an der sich beiläufig der Luzerner Canonicus Xylotectus sowie Oswald My-

conius und Conrad Grebel aus Zürich betheiligten, keinerlei eigentliche wissenschaftliche Resultate brachte. Doch ist dieselbe für die Entwicklung der Stellung einer vergangenen Zeit dem Gebirge gegenüber insofern von Wichtigkeit, als unser Reisender zum erstenmale dem gerade beim Pilatus so starken Bergaberglauben zu Leibe geht. Er spricht unter Anderem die für seine Zeit noch gewagte Aeußerung aus, daß die unserem schwachen Geschlecht eigene Leichtgläubigkeit leicht an Oertlichkeiten, die durch irgend eine besondere Naturerscheinung ausgezeichnet seien, Fabeln hänge.

Die Besteigung ist übrigens noch durch die schon früher erwähnten rein lächerlichen Vorsichtsmaßregeln, die der Führer vor Annäherung an die furchterregende Wasserlache gab, kulturgeschichtlich hochinteressant. Im Uebrigen verlief die Sache sehr einfach. Man brach bei Tagesgrauen auf, ritt bis zur halben Höhe des Berges und schritt dann, auf den Bergstock gestützt, durch die Felslabyrinthe mühsam weiter. Erst bei Einbruch der Nacht erreichte man Luzern wieder, obwohl man nur zwei Stunden Mittagsrast gehalten hatte.[1]

Etwas bedeutender muß eine in das Jahr 1536 fallende Besteigung des Stockhorns bei Thun (2193 m.) durch den Berner Professor Johann Rhellicanus, Doctor Peter Kunzen und noch einige Alpenfreunde genannt werden, nicht nur weil hier alle alten religiös-abergläubischen Gesichtspunkte wegfielen und die ganze Unternehmung von echter, warmer Bergfreude sich durchhaucht zeigte, sondern auch weil botanische Studien auf dem dafür besonders geeigneten Gipfel nicht fehlten.

Wohlausgerüstet mit Bergstöcken, die jetzt schon bacilla nivea heißen, brach man noch in der Nacht aus dem Quartiere am Fuße der Erhebung auf. Nach mehrstündigem Steigen wird in einer Sennhütte das aus Ziegenfleisch und Wein bestehende Frühstück eingenommen und dann rüstig weitergeklettert. Am Erlibach folgt

[1] Commentarii in Pomponium Melam, Wien 1518.

ein zweiter Imbiß, der auch Alpenkäse umschließt. Die dann erreichten Almen boten Stoff zum Botanisiren. Der gelehrte Kunze macht auf Enzian, Helleborus niveus, und zahllose andere charakteristische Alpenpflanzen aufmerksam. Angekommen endlich auf dem Gipfel, weidete man sich hochentzückt an der trefflichen Aussicht, namentlich dominirten die nahen Schneealpen und das liebliche Simmenthal. Doch wird auf dem freiragenden Gipfel auch dem Leib sein Recht gewahrt und von der Milch und Butter gekostet, welche die Hirten des Berges freundlichst herzubringen sich beeilten.

Auf dem Rückweg gelingt es noch, eines Steinhuhnes habhaft zu werden. Ein für das Abtragen der Sennereiproducte angelegter Pfad führte die Reisenden übrigens leichter abwärts, als sie aufwärts gelangt waren. Nachdem man abermals in Erlenbach am Fuße des Berges übernachtet, gelangte man am folgenden Tage wieder glücklich nach Bern.

Man sieht, der ganzen Bergfahrt haftet etwas modern Bergtouristisches und Joviales an, das übrigens in dem kurzen aber anschaulichen dichterischen Bericht über dieselbe von der Hand Rhellikan's noch besonders zum Ausdruck kommt.[1]

Bald nach diesen immerhin bescheidenen Anfängen stoßen wir aber schon auf einen wahren Heros der alpinen Forschung. Dies war der Arzt und Polyhistor Konrad Geßner, bekanntlich einer der Väter der modernen Naturwissenschaften. Indeß wie er um der letzteren, namentlich der Botanik willen, die seine Hauptstärke war, fast ganz Europa bereiste, so versäumte er auch nicht, speziell die heimathlichen Gebirge und zwar zu den verschiedensten Malen zu durchstreifen. In ihm begegnen wir bereits dem ersten gewohnheitsmäßigen Alpensommerfrischler, wie solche unsere Zeit bekanntlich in Legionen erzeugt. Er sagt selbst, daß er in jedem Jahre

---

[1] „Stockhornias", Bern 1536. 130 Hexameter (abgedruckt in Scheuchzers Stoicheiographia, Zürich 1716, S. 248 ff.

oder doch ein Jahr um das andere theils aus Gesundheitsrücksichten theils der Studien halber irgend eine kleine Wanderung, namentlich in die Berge zu unternehmen gepflegt habe. Leider verhinderte ihn sein früher Tod — er ist nur 49 Jahre alt geworden — daran, jene seine Alpenreisen, deren Resultate sich allerdings in seinen allgemein naturwissenschaftlichen Schriften vielfach bereits verwerthet finden, noch besonders zu beschreiben, wie er vorhatte, oder, was er ebenfalls plante, ein umfassendes, die Orographie der heimischen Alpen und ihre gesammten Lebenserscheinungen behandelndes Werk herauszugeben. Aber die kurze Arbeit schon, die wir von ihm über eine Besteigung des Pilatus besitzen [1], beweist uns, welch eine Beobachtungsgabe, und welch ein feines Verständniß er den Erscheinungen der Gebirgswelt entgegenbrachte.

Wohl entschuldigt er sich selbst, daß er nur einen so relativ niedrigen Berg besteige, und verspricht, sich noch an ganz andere Gipfel zu machen, aber gerade der Umstand, daß er dasselbe Objekt wie Vadian behandelt, giebt uns Gelegenheit, zu erkennen, welch einen Fortschritt er gegenüber jenem seinen Vorgänger bezeichnet. Das alte abgegriffene Thema, den damals fast unvermeidlichen „Fracmont" (Mons fractus), den auch Scheuchzer dann wieder besteigt und beschreibt, weiß er so zu behandeln, daß sich daraus selbst ganz allgemein gültige, an die Erkenntniß unserer Zeit heranreichende Gesichtspunkte ergeben.

Die kleine Reise wurde, wie es scheint, im Jahre 1555 ausgeführt. Bemerkenswerth ist es, daß der aufgeklärte, seiner Zeit weit vorausgeeilte Naturforscher zum Aufstieg auf den mysteriösen Berg noch der behördlichen Erlaubniß bedurfte, wie schon früher erwähnt wurde. Die Ankunft bei den üppigen Almen und zahl-

---

[1] Desciptio Montis Fracti etc., abgedruckt in der Scheuchzer'schen Stoicheiographia. Der vorausgeschickte Dedicationsbrief an Dr. med. Hüber in Luzern, gleichfalls einen eifrigen Bergsteiger, enthält die oben gegebenen kurzen Notizen über Geßners alpine Thaten und Pläne.

reichen Sennhütten der Flanken des Pilatus giebt dem Autor Gelegenheit zu einer hochbedeutsamen Aeußerung. Er betont nämlich, daß dieses interessante Hirtenleben sich dort nur vier Monate halten könne, während des kurzen Sommers, wenn man diesen Namen noch gebrauchen dürfe. Denn man könne wohl den Grundsatz aussprechen, daß in den obersten Lagen des Hochgebirges keine andere Jahreszeit mehr als der Winter zur Geltung gelange. Weiter unten komme dann auch das, was wir Frühling nennen, doch erst zur Zeit unseres Hochsommers oder noch später zum Vorschein. Denn erst dann blühten dort die Blumen, wie Veilchen u. s. w., die in der Niederung schon der Frühling bringe. Zur Frucht aber käme es dort, abgesehen etwa von Himbeeren, überhaupt noch nicht. Erst in sehr niedrigen Regionen finde auch der Herbst noch seinen Platz in der Zeitigung einiger Obstsorten, namentlich Kirschen, die jedoch sehr spät erst reif würden, da ja eben die Sonne daselbst nur mit der Wärme des Frühlings, nicht des Sommers scheine. Endlich ganz zu unterst habe die Sonne solche Kraft, daß selbst der Sommer zu seinem Rechte komme. So könne man also die Gipfelparthien der Berge die winterliche Zone nennen, weil dort Schnee oder da, wo auf niedrigeren Erhebungen der Schnee schmelze, doch Kälte und Winde regierten; die nächste die Zone des Frühlings, obgleich dort der Winter noch der überwiegende Theil und der Frühling kurz sei; die dritte die herbstliche Zone, weil dort außer Frühjahr und Winter noch etwas vom Herbst sich zeige, die letzte die sommerliche, so daß also zu oberst nur eine, dann zwei, dann drei, dann vier Jahreszeiten aufträten.

An diese treffliche pflanzengeographische Ausführung schließen sich auch die Fauna betreffende Bemerkungen, so z. B. daß sich in den oberen Bergwässern nur noch Forellen, Krebse und dergl. dagegen lediglich tiefer fänden, daß in der felsigen, klippigen Region die Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere und Steinhühner (perdrices candidae) zu Hause seien u. s. w.

Nachdem man in einer Sennhütte (senna) übernachtet, wird am nächsten Tage der Aufstieg vollführt und dabei der Genuß, den der Besuch der Berge für Leib und Seele gewährt, in treffenden Worten gekennzeichnet. Nirgends böten sich so vielgestaltige Bilder in so zusammengedrängter Weise. Die Nähe wie die Ferne liefere Interessantes; Idyllisches und Schauerlich-Großartiges erfasse das Auge zugleich. Die weihevolle Stille, das tiefe Schweigen versetze dazu das Gemüth in höhere Stimmung. Kurz es gäbe kein größeres und nachhaltenderes Vergnügen wie eine Bergreise — gewiß ein bemerkenswerther Ausspruch, wenn wir an die Anschauungen der Alten denken, daß die Berge häßlich und scheußlich seien, und ein Besuch bei ihnen unnütz und bedenklich. Daß übrigens dieser letztere beschränkte Standpunkt selbst damals noch nicht überwunden war, beweist die längere, theilweise selbst leidenschaftliche und sarkastische Polemik, die wir noch in Geßners Werkchen finden. Er bricht vom medizinischen wie aesthetischen Standpunkte aus mit ganz außerordentlicher Wärme der Bergtouristik Bahn und kann so als ihr eigentlicher intellectueller Begründer betrachtet werden.

Nicht weniger energisch geht er dem speziellen Spuk, der den Pilatus zum Gegenstand der Furcht für das Volk machte, zu Leibe. Er bestreitet, daß der See aufbrausen könne, wenn man einen Stein hineinwerfe. Denn was wider die Vernunft und die Naturgesetze laufe, das verdiene keinen Glauben. Pilatus habe niemals in jener Gegend geweilt, und selbst wenn dies der Fall gewesen, so könne er Niemandem weder Böses noch Gutes thun. Denn nur Gott habe die Macht zu richten und zu strafen, und für irgend eine Erscheinung etwas anderes als ihn als die Ursache anzusehen, sei Sünde. Der See solle nie zu- oder abnehmen. Das komme aber daher, daß das Terrain sumpfig und unterhöhlt sei. Dergleichen Fälle stünden nicht vereinzelt da u. s. f.

Schließlich führt er eine lange Reihe von Pflanzen an, die er während der Tour beobachtet und bestimmt hat. —

Was Geßner nicht ausführen konnte, eine Gesammtdarstellung der schweizerischen Alpen herauszugeben, das war, freilich erst anderthalbhundert Jahre später, einem seiner Landsleute, Johann Jacob Scheuchzer, Doctor der Medizin und Professor der Mathematik in Zürich, sowie Mitglied der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen, Königl. Englischen und Preußischen Gesellschaft zu vollführen vergönnt.

Allerdings stand derselbe hinsichtlich des Reichthums an Wissen, sowie des großen freien Blickes seinem genialen Vorgänger, den er ausdrücklich sich zum Vorbild genommen, weit nach. Doch ist er gleichwohl für die Gebirgskunde um deßwillen von größerer Bedeutung, weil er seine gesammten Kräfte auf die Welt der heimathlichen Berge concentrirte.

Systematisch so zu sagen hat er dieselben in Angriff genommen. Auf 9 größeren „Bergreisen" [1], die sich auf die Jahre 1702 und 1711 vertheilen, hat er die ganze Schweiz durchforscht, von der Taminaschlucht bis zum Genfersee, und von Zürich bis an die italienische Grenze. Allerdings erstrecken sich diese Exkursionen nicht auf eigentliche Hochtouren, sondern halten sich vielmehr, von einigen Streifzügen in Seitenthäler und auf Alpenweiden abgesehen, auf den Landstraßen und Saumpfaden, aber gleichwohl hat der unermüdliche Reisende, zumal ja die hochliegenden Paßübergänge ihn selbst bis an die Firnregion führten, nichts, was das Gebirge Interessantes bietet, unbeachtet gelassen und, ausgerüstet, wie er war, mit Meßinstrumenten sowohl wie mit naturhistorischen Kenntnissen, eine staunenswerthe Fülle Material gesammelt. Namentlich bringt er im Gegensatz zu dem mehr der Botanik zuneigenden Geßner neben reichen meteorologischen besonders zahlreiche mineralogische und geologische Notizen. Ebenso

---

[1] Beste Ausgabe von dem gleichfalls eifrigen Alpenforscher Joh. Georg Sulzer im 2. Theile der Scheuchzer'schen „Naturgesch. des Schweitzerlandes", Zürich 1746.

verdanken wir ihm eine große Menge trigonometrischer und barometrischer Messungen von theilweise auffallender Genauigkeit.

Allerdings tritt uns dabei zugleich auch die Schwäche des Mannes deutlich entgegen. Es fehlt ihm namentlich an kritischem Blick. Er häuft einen wahren Wust von Stoff auf, ohne im Stande zu sein, das, was nicht zur Sache, zur wirklichen Charakteristik der Berge gehört, auszuscheiden. Ganz nach der Art, die auch die horizontale Erdkunde vor Ritter hatte, rafft er alles zusammen, was er findet, allerlei Anekdoten und merkwürdige Sächelchen, die mehr einer Statistik und Chronik denn einer naturwissenschaftlichen Gebirgskunde zuzuweisen sind. Die Scholastik spukt bei ihm noch deutlich nach. Ja selbst von manchen kindlichen Anschauungen der alten Zeit, abergläubischen oder doch religiös befangenen Urtheilen kann er sich noch nicht immer frei machen. Beispielsweise hält er die ihm hie und da gezeigten Gebeine von Riesen wirklich für solche und nimmt ihre Maaße.

Deshalb eben müssen wir Scheuchzer auch noch der alten Zeit zuzählen, aber er ist, wie ihr letzter so zugleich in gewisser Hinsicht ihr größter Sohn. Denn um nicht zu reden von einer Anzahl sehr aufgeklärter Ansichten, die neben den betonten beschränkten Urtheilen einhergehen — beispielsweise erklärt er angebliche Fingereindrücke von Märtyrern in einer Höhle für Tropfsteinbildungen — so steht er deshalb namentlich so groß da in der Geschichte der Gebirgsforschung weil er ein so ausgedehntes Erhebungsgebiet einheitlich studirt und bearbeitet hat. Das hatte vor ihm noch Niemand unternommen, und das ist es auch, was ihn, der so vielfach noch ein Kind der alten Zeit ist, zugleich den Uebergang zu einer neuen Zeit bilden läßt. —

* * *

Nur noch einen Schritt bedurfte es, nur noch ein letztes Abstreifen alter Bande, um — allerdings wieder anderthalb hundert Jahre später — in Saussure uns einen Mann zu bringen, der

in der That der Anfänger einer neuen Periode genannt werden muß, der Periode der ganz reinen und freien naturwissenschaftlichen Gebirgsforschung.

Merkwürdigerweise mußte das erste Beobachtungs-Objekt dieser neuen Epoche der Montblanc, der erhabenste Gipfel, der Hochthron Europas sein, des Europas, das wie die Geburtsstätte der gegenwärtigen Kultur überhaupt, so auch die einer wahren Gebirgskunde sein sollte.

Viel wichtiger aber als dieser Zufall — denn ein solcher war es — verdient ein anderer Umstand genannt zu werden, durch den sich außer allem früher Angeführten diese neue Zeit vor der alten so auffällig auszeichnet.

Während wir in der alten Periode selbst gegen Ende derselben in Männern wie Geßner und Scheuchzer immer nur sporadisch Gebirgsfreunde uns entgegentreten sehen, debütirt die neue Zeit gleich mit einer ganzen Masse derselben. Fast gleichzeitig mit Saussure in der Schweiz arbeitet Ramond in den Pyrenäen und Hohenwart am Großglockner; ja wenig später finden wir Humboldt in den Anden Amerikas, Buch auf Teneriffa und in Norwegen, Klaproth im Kaukasus und Seetzen am Sinai ꝛc.

Und dieser so zu sagen mit einem Male entfesselte Strom der Gebirgsforschung ist seitdem auch noch nicht verronnen, er hat vielmehr stetig zugenommen und sich mehr und mehr bis selbst über die entlegensten und unzugänglichsten Hochregionen der Erde verbreitet.

Die Erhebungen auf Island wie jene in Neuseeland, die Gletscher, die zum nördlichen Eismeer sich absenken, wie die Schneefelder, die der Aequator auf afrikanischer Erde schneidet, die Berge, die das öde Sibirien, und die, die das üppige Indien gürten, die, in deren Thälern der Indianer haust, und die, die Berber und Neger bewohnen, die Gebirge Chinas wie Madagaskars, Lapplands wie Australiens, sie alle haben Besucher, nicht selten zu wiederholten Malen, gefunden. Bereits giebt es kaum

noch eine Erhebung der Erde, die nicht wenigstens in etwas durchforscht worden wäre, zum mindesten ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch die noch unbekanntesten an's Licht treten werden.

Und unter den Männern, deren Verdienst dies ist, finden wir die besten Namen, zu unserer Freude gewiß, auch zahlreiche deutsche. Wir erinnern nur an die Gebrüder Schlagintweit, an Männer wie Pöppig, Tschudi, Stübel, Reiß, Güßfeldt, Russegger, Fraas, Kotschy, Parrot, Radde, Abich, Regel, Hochstetter, Rein, von der Decken, Seebach, Scherzer, Richthofen, Rohlfs, Kanitz, Hahn, Tietze, Barth, Payer, Cotta u. s. w. Wer wollte sie alle nennen, die hier in Betracht kommen!

Und diese Armee von Gebirgsforschern, und diese Masse von das Gebirge betreffendem Material hat der kurze Zeitraum von noch nicht hundert Jahren geliefert. Welche großartige, noch viel zu wenig gewürdigte Erscheinung; wie arm muß dagegen die vorherige, von uns behandelte, über Jahrtausende sich erstreckende Periode erscheinen, trotz der mannigfachen Anläufe und Errungenschaften, die aufzuzählen der Zweck dieses Buches war!

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.